

Schlacht bei Culm.

König Friedrich Wilhelm III. in der Schlacht.

Von

A. v. Janson,
Generalleutnant z. D.



Mit 2 Portraits und 25 vom Verfasser entworfenen Textskizzen.

Berlin 1907.
Verlag von R. Eisenschmidt.
Verlagsbuchhandlung für Militärwissenschaft.
Im Offizier-Verein.


R·EISENSCHMIDT
AD
1880

Vorwort.

Das Studium der Befreiungskriege ließ in mir die Überzeugung reifen, daß König Friedrich Wilhelms III. Verhalten im Kriege und insonderheit in der Schlacht in bezug auf das über ihn zu fällende Gesamturteil bisher nicht genügend gewürdigt worden ist. Je mehr man in die Einzelheiten eindringt, desto deutlicher wird man gewahr, wie die Fesseln, die dem Könige die eigene Natur schlug, sich in der Schlacht löſten und wie alle sonst verborgenen oder doch zurückgehaltenen trefflichen Eigenschaften dort zu freier Entfaltung gelangten. Auf diesem Wege das Bild des viel verkannten Herrschers zu berichtigen und in ein helleres Licht zu setzen, ist die Aufgabe, die ich mir hier gestellt habe. Die Schilderung seines Verhaltens in den einzelnen Schlachten bedurfte der Verknüpfung durch eine Andeutung der operativen und politischen Vorgänge. Keineswegs aber sollte daraus eine abgekürzte Geschichte der betreffenden Feldzüge entstehen. Wenn ich in einzelnen Fällen eingehender geworden bin, ist es geschehen, weil die Kenntnis der betreffenden Vorgänge für die Beurteilung der Handlungen des Königs unerläßlich war, oder um seine nächsten Ratgeber zu kennzeichnen, oder auch um Irrtümer in neueren Darstellungen zu berichtigen.

Das enge Verhältnis, in das Preußens König zu Kaiser Alexander I. von Rußland trat, und ihre Unzertrennlichkeit während der Befreiungskriege bedingten eine ganz besondere Berücksichtigung auch dieser Persönlichkeit, deren Glanz allzuoft seinen

bescheidenen Freund — selbst in der Darstellung der Historiker — in den Hintergrund treten ließ.

Das Kriegsarchiv des Großen Generalstabes, das Geheime Archiv des Kriegsministeriums, das Geheime Staatsarchiv und das Königliche Hausarchiv haben mir ihre Schätze in bereitwilligster Weise geöffnet und die beteiligten Herren in diesen Archiven, wie in der Bibliothek des Großen Generalstabes, haben meine Arbeit in hohem Grade gefördert und erleichtert. Mit demselben außerordentlichen Entgegenkommen, wie die heimischen Archive, hat auch das K. u. K. österreichisch-ungarische Kriegsarchiv mich durch die eingehende Beantwortung von Fragen und durch die Mitteilung eines wichtigen Dokuments unterstützt, so daß ich mich zu einer ungewöhnlichen Dankesschuld bekennen muß.

Grunewald bei Berlin, im Dezember 1906.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Textskizzen.

Bemerkung. Die im Text in Zitate eingefügten Erläuterungen des Verfassers sind durch eckige Klammern [ ] gekennzeichnet.

I. Die bisherige Beurteilung Friedrich Wilhelms III.

Mangel einer Biographie des Königs.

Die Helden der Befreiungskriege haben längst ihre Biographen gefunden; der König, der sein Volk zu den Waffen rief und mit ihm hinauszog, um die Freiheit zu erkämpfen, der schlichte anspruchslose Mann, der den Leitgedanken seines großen Vorfahren, daß der Monarch der erste Diener des Staates sei, sich ganz zu eigen gemacht hatte, harrt noch des Geschichtschreibers. Viele haben ihr Urteil über ihn abgegeben, aber seinen dornenvollen Lebensweg zum Gegenstand einer zusammenhängenden Darstellung zu machen und psychologisch zu erörtern, hat bisher niemand unternommen. Mit großen und berechtigten Hoffnungen wurde sein Regierungsantritt begrüßt, warme Teilnahme wandte ihm im Unglück sein Volk zu und weit über Preußens Grenze, soweit man deutsche Sprache hörte, jubelten alle, denen Kriecherei vor der Fremdherrschaft nicht das Vaterlandsgefühl getilgt hatte, dem Könige zu, der den Kampf gegen den Unterdrücker aufnahm. Als später die rege gewordenen Hoffnungen in bezug auf eine Mitwirkung des im Befreiungswerke bewährten Volkes an der Regierung sich nicht erfüllten, als von vielen Seiten auf Friedrich Wilhelm einstürmende Warnungen vor demagogischen Umtrieben ihn mißtrauisch machten und seine getreuen Untertanen manche Härte empfinden mußten, kehrte sich vielfach die Begeisterung in Mißmut, und es ist, als wenn von dieser Stimmung etwas auf die folgenden Generationen und auf die Geschichtschreibung übergegangen sei; sie erkennt wohl seinen guten Willen und die Reinheit seines Charakters an, das zugebilligte Lob aber geht, abgesehen von einigen unkritischen Verehrern, nicht über eine kühle und bedingte Anerkennung hinaus, und niemand scheint es als reizvoll empfunden zu haben, ihn zum Mittelpunkt einer wissenschaftlich und künstlerisch abgeschlossenen Darstellung zu machen.

Treitschkes Urteil.

Nur einer, der Apostel des Preußentums, Heinrich v. Treitschke, hat mit voller Wärme sich des Vernachlässigten angenommen und den Beweis geführt, wie in den meisten Fällen der gerade und gesunde Sinn des Königs das Richtige zu treffen wußte. Treitschke ist auch der Vor=

wurf, in seiner Rechtfertigung zu weit gegangen zu sein, nicht erspart geblieben. Die wunderbare allgemeine Charakteristik aber, die er von seinem Helden gibt, wird in ihrer Richtigkeit nicht bestritten werden können:

„Ernst und pflichtgetreu, fromm und rechtschaffen, gerecht und wahrhaft, in Art und Unart ein deutscher Mann, besaß er alle Tugenden, die den guten und reinen Menschen bilden, und schien wie geschaffen, einen wohlgeordneten Mittelstand in Ehren durch eine ruhige Zeit hindurchzuführen; diesem tiefen Gemüte war es ein Bedürfnis, von seinen Untertanen geliebt zu werden. Sein Geist umspannte nur ein enges Gebiet, doch über alle Fragen, die in seinen Gesichtskreis fielen, urteilte er klar und richtig nach tiefer gründlicher Erwägung, und bewährte immer ein angeborenes glückliches Verständnis für die Mächte der Wirklichkeit. Seine Erziehung hatte alles verabsäumt, was diese edle, aber schwunglose und im Grunde unpolitische Natur zu der Freiheit königlicher Weltanschauung emporheben konnte. Erst wurde die unbefangene Heiterkeit des Knaben durch die gallige Laune eines pedantischen Lehrers, des Theologen Behnisch, gewaltsam niedergedrückt; dann mußte der sittenstrenge Prinz das leichtfertige Treiben des väterlichen Hofes mit ansehen und den tiefen Ekel, den sein schamhafter Sinn empfand, scheu verbergen. So lernte er in sich einzukehren und die Welt zu meiden. Eine unbezwingliche Schüchternheit lähmte ihm die Tatkraft; es war sein Verhängnis, daß er nie vermochte, leicht zu leben und mit heiterem Selbstgefühle unter seine Mitmenschen zu blicken. Jedes Hinaustreten in die Öffentlichkeit, selbst das Reden im größeren Kreise fiel ihm lästig; in barschen, abgerissenen Sätzen sprach er dann sein verständiges Urteil, seine zarte Empfindung aus; das gedrückte verlegene Wesen ließ die hohe ritterliche Gestalt mit den schönen treuen blauen Augen nicht zur rechten Geltung kommen. Von Jugend auf an den Umgang mit mittelmäßigen Köpfen gewöhnt, hat er den Widerwillen gegen das Geniale, Kühne, Außerordentliche selten überwunden. Ihn erschreckte jener laute rücksichtslose Freimut, der den großen Germanen eignet. Von allen den hochbegabten Männern, die ihm dienten, ist ihm nur einer wahrhaft lieb und teuer geworden: Scharnhorsts einfältig anspruchslose Größe.

Es ist die Stärke und die Schuld treuer Gemüter, daß sie schwer vergessen. Friedrich Wilhelm verzieh leicht, doch er vergaß nicht. Wie er jedes Verdienst und jede unscheinbare Gefälligkeit dankbar im Gedächtnis bewahrte und die Trennung von treuen Untertanen als ein tiefes Herzeleid empfand, so konnte er auch den Zorn jahrelang

in sich verschließen, bis er sich einmal das Herz faßte, »auf gut Deutsch seine Meinung zu sagen«; dann wurde der gütige Fürst in polternder Heftigkeit auf gut Deutsch ungerecht und kleinlich. Am wenigsten vergaß er eigenmächtiges Handeln seiner Diener. Denn er wollte König sein, und er war es. Niemand hat ihn je beherrscht. Unsäglich schwer fiel ihm jeder große Entschluß; er zauderte und überlegte, ließ die Dinge gehen, duldete lange, was ihm mißfiel, weil er sich mit seinem Urteil nicht heraustraute; doch wenn entschieden sein mußte, dann folgte er immer und überall nur seinem Gewissen. Er hat aus Unentschlossenheit vieles unterlassen, wozu sein gerader Verstand ihn drängte, aber nie etwas getan, was nicht aus eigener wohlerwogener Überzeugung kam. Sein langsamer, doch zäher und fester Geist nahm von den Gedanken größerer Köpfe nur auf, was seinem Wesen zusagte; keine Macht der Überredung hätte ihn je bestimmt, die sittlichen und politischen Grundsätze, die ihm heilig waren, aufzugeben. Von der Schuld wie von dem Ruhme seiner langen Regierung gebührt ihm selber weit mehr, als die Zeitgenossen annahmen, die den schlichten Fürsten neben den glänzenden Gestalten seiner Generale und Staatsmänner zuweilen fast aus den Augen verloren."

Der König als Soldat.

Eins nur fehlt in diesem anschaulichen Bilde, die Kennzeichnung des Königs als Soldat. Ein Feldherr zu sein, hat er nie beansprucht, in Fragen der Heeresleitung pflegte er sich dem Urteile anderer unterzuordnen, und als an des russischen Kaisers Alexander Seite der Kampf gegen Napoleon wieder aufgenommen wurde, beschied er sich mit der Stellung des unentwegt treuen Bundesgenossen, der um des Endzieles willen selbst abweichende eigene politische und operative Erwägungen in den Hintergrund treten ließ. Gedankenlos aber ist er auch dem glänzenden und dominierenden Freunde nicht gefolgt, und das Recht, wenn auch lange verhaltener, aber mitunter recht herber Kritik hat er sich nie nehmen lassen. Sein gesunder Verstand ließ ihn auch auf dem Gebiete der Heerführung richtig urteilen, und wo er sich der zurückhaltenden Partei des Hauptquartiers anschloß, da hatten politische Erwägungen und die Sorge um die erschöpfte Leistungsfähigkeit seines Landes die Oberhand gewonnen. Darin, daß er sich schließlich stets überwand und dem erfaßten großen Gedanken der Niederwerfung Napoleons mit Hintenansetzung seiner Person treu blieb, liegt doch eine ausgesprochene Großzügigkeit. Positiv wuchs der König, wenn die Operationen zur Schlacht führten.

Der König in der Schlacht.

Daß er ruhig und kaltblütig im feindlichen Feuer war und für seine Person keine Gefahr kannte, das scheint jedem Preußen für einen Hohenzollern

selbstverständlich; daß er „klar und richtig" zu urteilen vermochte, ist niemals bestritten worden, aber selbst Treitschke fügt hinzu „nach tiefer gründlicher Erwägung". Dazu fehlt es in der Schlacht oft an Zeit; sie stellt die größten Anforderungen an die Erkenntnis und den Charakter; rasches Erfassen der Lage und schneller Entschluß, sowie unverzügliches Umsetzen desselben in Befehl und Handlung sind unumgänglich. Und das konnte der schüchterne, angeblich langsam denkende und schwer sich entschließende Friedrich Wilhelm. Schon, wenn die Gefahr sich nahte, lösten sich die Fesseln, welche die eigene Natur ihm schlug, vor Kulm und Bar sur Aube hat er aus eigenster Initiative, ohne Berater, den rechten Augenblick zum Schlagen erkannt und das richtig Erkannte durchzusetzen gewußt; beide Male war er ohne seinen kaiserlichen Freund, die ungeteilte Verantwortung stärkte ihn, anstatt ihn zu bedrücken. Und in der Schlacht selbst hat er, dem offiziell kein Kommando zugefallen war, wiederholt eingegriffen, wo er sich davon einen Nutzen versprach, stets zu rechter Zeit und erfolgreich und mit richtigem Takt niemals die Kreise des berufenen Feldherrn störend. Niemals posierte er, wie so oft sein ruhmliebender Freund, er begnügte sich mit der stillen Zuschauerrolle, wo jener zugegen war, oder wo die Generale es an nichts fehlen ließen; niemals betätigte er sich, um zu glänzen, aber wo er Anordnungen traf, da war er wie verwandelt, heiter, von imponierender Ruhe, von scharfem und raschem Blick und schnell entschlossen — alle schlummernden guten Eigenschaften wurden frei und sein Selbstvertrauen wuchs, ohne je die Grenzen zu überschreiten. Der friedfertigste König war in der Schlacht der beste Soldat, ein trefflicher General, ein ganzer Mann und Held. Das ist es, was hier an der Hand der Kriegsgeschichte nachgewiesen werden soll; es ist nur eine Seite des viel verkannten Monarchen, die dadurch beleuchtet wird, aber gerade die Erkenntnis vom Freiwerden ureigener Eigenschaften unter gewissen Umständen muß die Gesamtbeurteilung beeinflussen, und von diesem Gesichtspunkte ausgehend soll hiermit ein weiterer Baustein für eine Lebensbeschreibung König Friedrich Wilhelms III. geliefert werden, auf deren endliche Abfassung durch einen voll Berufenen Preußens Volk ein Recht hat. Bevor nun obige Behauptung durch die Tatsachen, mit Friedrich Wilhelms Feuertaufe als Kronprinz bei Valmy beginnend, bewiesen und seine Entwickelung psychologisch verfolgt wird, soll die Charakteristik Treitschkes zunächst noch durch die Urteile von Zeitgenossen und Späteren begründet und ergänzt und dadurch eine breitere Grundlage für die folgenden Untersuchungen geschaffen werden.

Zweck dieser Arbeit.

Urteile über den König.

In den „vertrauten Briefen“ des Kriegsrats v. Cölln wird Friedrich Wilhelms zweckwidrige Erziehung und ihr unheilvoller Einfluß auf ihn in den grellsten Farben geschildert: Die „Vertrauten Briefe“.

„Friedrich Wilhelm III. hatte die schlechteste Erziehung, so über alle Maßen schlecht, wie sie nur ein Kronprinz haben kann.... Der Kronprinz war nicht ohne Anlagen und er äußerte schon in seiner frühen Kindheit Charakter, was selbst Friedrich bemerkte. Was aber das Schätzbarste an ihm war, wodurch ihn die Natur auszeichnete, war sein herrliches Gemüt. Er konnte niemand leiden sehen, er konnte niemand beleidigen, alles in ihm war Bescheidenheit und Resignation, nicht der kleinste Anstrich von Bosheit, Rache, Neid, Hochmut und Arroganz war ihm zuteil geworden. Auf einen solchen Charakter mußte eine so zweckwidrige Erziehung die unglücklichsten Eindrücke machen und die traurigsten Erfolge hervorbringen. Der Prinz wurde in sich gekehrt, verschlossen, menschenscheu und verlegen in der Gesellschaft; er erhielt kein Vertrauen zu sich selbst.“

Als dann 1786 der Graf Brühl, der zu den „Erweckten“ gehörte, sein Gouverneur wurde, „da war nichts mehr gut zu machen: er war und blieb verschlossen, ohne Selbstvertrauen, daher verlegen und blöde, wo er öffentlich auftrat“.

Sehr bemerkenswert und frei vom Verdachte tendenziöser Darstellung ist, was Mirabeau in seiner „Geheimen Geschichte des Berliner Hofes“ aus eigener Anschauung von dem Sechzehnjährigen sagt: Mirabeau.

„Der Kronprinz wird bald der Beachtung sich wert machen. Nicht sowohl deshalb, weil sein Großoheim ihm das Horoskop mit den Worten gestellt hat: »Il me recommencera«, denn damit wollte er wahrscheinlich nur seine Verachtung gegen seinen Vater bezeichnen, sondern weil alles, was man von ihm hört, beweist, daß er einen schönen Charakter besitzt, wenn auch unangenehme Formen; er ist linkisch, aber alles hat bei ihm ein bestimmtes Gepräge; er ist unhöflich, aber er ist wahr; er verlangt bei allem nach dem Grunde; er ergibt sich niemals als auf ein vernünftiges Weil; er ist hart und zäh bis zur Rauheit, aber doch ist er nicht unfähig des Gefühls und der Liebe. Er versteht schon recht wohl, zu achten und zu verachten. Seine Abneigung gegen seinen Vater geht bis zum Hasse und er verbirgt diesen gar nicht. Seine Verehrung für Friedrich den Großen dagegen geht bis zur Anbetung und er spricht sie laut aus. Vielleicht hat dieser junge Mann eine große Zukunft.“

Neben diesen Kritikern, die trotz aller Schärfe schließlich doch im wesentlichen zugunsten Friedrich Wilhelms sprechen, soll auch einer zu Bischof Eylert.

Wort kommen, der nach seinem Bestreben, nur Gutes zu melden, als ein Panegyrist angesehen werden könnte und jedenfalls nichts weniger als ein kritischer Geschichtschreiber ist, dessen Urteil aber wegen seiner schon 1806 angeknüpften und dauernd gebliebenen persönlichen Beziehungen zum Könige nicht übergangen werden darf, nämlich der evangelische Bischof Eylert, der der Ansicht ist, kein Regent habe je in einem größeren und reicheren Maße die Liebe und Anhänglichkeit seines Volkes besessen als er und nie habe ein Herrscher es weniger darauf angelegt, sich durch künstliche Mittel beliebt zu machen; er bezeichnet „fest in der Sache, milde in der Form" als die wahre und beste Inschrift unter des Königs Bilde.

„Schwer war es", sagt Eylert, „sein Vertrauen zu erhalten; nur langsam konnte man dazu gelangen. ... Hatte man aber einmal seine Zuneigung, so besaß man dieselbe bei einem offenen, redlichen Verhalten auch für immer. Nichts machte ihn darin wankend. ... Alle aber, deren Wesen ein kriechendes und schleichendes war, die nie widersprachen, jeder seiner Ideen sich anschmiegten und Eigennutz blicken ließen, hielt sein Mißtrauen fern und wurden bald entfernt."

Minutoli. Ein anderer treu ergebener Diener, der viel in seiner unmittelbaren Nähe geweilt hatte, gleichfalls geneigt, in erster Linie die Lichtseiten zu sehen, aber doch in seinem Urteil weit ernster zu nehmen als der salbungsvolle Bischof, war der nachmalige General v. Minutoli. Er sagt:

„So lakonisch auch meistens der König in seinen Reden zu sein pflegte, so konnte er sich dennoch gehen lassen, wenn ihn der Redner oder der abgehandelte Gegenstand ansprach und, da seine intellektuelle Grundlage ein natürlicher Menschenverstand war und er diesem zufolge alles klar zu erkennen und herauszufühlen verstand, so traf er stets das Rechte und der Erfolg rechtfertigte alsdann meistens die Richtigkeit seines Urteils; denn er pflegte die Sache konzentrisch aufzufassen. ... Welchen Einfluß seine Persönlichkeit auf seine hohen Verbündeten während des Krieges und während des Kampfes ausübte, dafür birgt die Beharrlichkeit, mit welcher der Krieg gegen den Urheber alles bisher Europa betroffenen Unheils fortgesetzt ward, die Schlachten von Kulm, Bar sur Aube usw."

Clausewitz. Alle, deren Stimme wir bisher hörten, schrieben für die Öffentlichkeit, nicht so Clausewitz, der scharfe und rückhaltlos wahrheitsliebende Kritiker, als er in den Jahren 1823 und 1824 die „Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe" verfaßte. Aus

seiner eingehenden Charakteristik des Königs sollen nur einige Sätze herausgehoben werden:

„Friedrich Wilhelm III., von Jugend ausgezeichnet durch Ernst und Strenge der Grundsätze, war zu mißtrauisch in seine eigenen Kräfte und in die Kräfte anderer, zu voll von jenem nordischen, kalten Zweiflersinn, der den Unternehmungsgeist untergräbt, den Enthusiasmus befeindet und alles Hervorbringen erschwert. Sein richtiger Verstand und scharfer Beobachtungsgeist werden von jenem unüberwindlichen Hange zum Zweifel nur in die Richtung der menschlichen Schwächen und Unvollkommenheiten getrieben, die er schnell entdeckt und die seinen Mangel an Vertrauen fast bis zur Geringschätzung steigern. ...

Friedrich Wilhelm III. ist durch einen schnellen praktischen Blick, durch großen Scharfsinn und dann durch Ernst und Pflichtgefühl ausgezeichnet. Man kann es sich kaum denken, daß ein solcher König, von einem gut zusammengesetzten Ministerio umgeben, nicht zur selbständigen Wirksamkeit, zur klaren Einsicht seiner Lage und zu den Mitteln, den Gefahren vorzubeugen oder ihnen würdig zu begegnen, gekommen sein sollte. Für eine Kabinettsregierung hatte der König aber die schlimmste aller Eigenschaften, Mißtrauen in seine Kräfte, und das führte bald zu einer unfruchtbaren Negative im Innern wie im Äußern hin. So hat denn diese unzeitige Kabinettsregierung reichlich das ihrige beigetragen, Preußen immer mehr in dem Schlendrian eines geistlosen Details verkommen zu lassen und die edleren Kräfte seines ausgezeichneten Königs völlig zu neutralisieren. ...

Friedrich Wilhelm III. war jung, kannte den Krieg nicht und hatte damals noch nicht seinen Blick auf die Einrichtungen anderer Staaten gerichtet, weil in seiner Erziehung nicht ein freier Untersuchungsgeist entwickelt worden war. Er war daher ohne Selbstvertrauen."

Gemeinsames in den Urteilen.

Es ist bemerkenswert, daß Treitschke das Urteil Clausewitz' über den „schnellen praktischen Blick" des Königs, wie er sich in der Tat in der Schlacht bewährte, sich nicht zu eigen gemacht hat, vielmehr von einem „langsamen Geiste" spricht. Soviel Verschiedenheiten aber in den Urteilen der angeführten Geschichtschreiber sich finden mögen, in allen klingt derselbe Grundakkord an von der Pflichttreue, dem ernsten Willen, das Beste zu tun, und dem nüchtern gesunden Verstand einerseits, von der Gebundenheit und Unfreiheit, sich zu geben, und dem Mangel an Selbstvertrauen anderseits. Auch seine Ab-

neigung gegen den Krieg wird allgemein anerkannt; sie ist sogar überschätzt worden.

Von den zusammenfassenden Charakteristiken der Geschichtschreiber muß man die Auslassungen der Zeitgenossen trennen, die unter der Eigenart des Königs zu leiden hatten und zum Teil als Eingebungen des Augenblicks genommen werden müssen. Am auffallendsten sind die harten Urteile Gneisenaus, deren absprechendste erst durch Max Lehmanns monumentales Werk „Freiherr vom Stein" bekannt geworden sind. Man erkennt die Wirkung der Verbitterung über die Verzögerung des Befreiungswerkes, wenn Gneisenau am 26. Juni 1811 an Stein schreibt: „Der König steht noch immer neben dem Thron, worauf er nie gesessen hat, und ist immer noch Rezensent desselben und derer, die auf dessen Stufen stehen. An dieser Individualität wird ewig jeder Gehülfe scheitern, der, Staatsmann im höheren Sinn, erhabene Anordnungen zu machen gedenkt. Im Militärwesen sowie in den auswärtigen Verhältnissen behauptet er noch immer seine ungeheure Stärke und wirkt entmannend auf diejenigen, die gute Ratschläge erteilen. Übrigens ist er schlechter als je umgeben; wir haben nicht einmal die Aussicht, eine Agnes Sorel zu erhalten." Dieses Urteil ist zweifellos ungerecht und in dieser Schärfe auch von Gneisenau nicht festgehalten worden. Früher hat er sogar von ihm gesagt: „Der König ist der unterrichtetste von allen, die ihn umgeben haben; unglücklicherweise hat er fremden Meinungen gefolgt und seine bessere hintenangesetzt." Damit hat er für des Königs Anfangszeit das Richtige getroffen. Daß die beiden Männer, deren Endziel schließlich dasselbe war — Wiedererhebung des gedemütigten preußischen Staates zu seinem alten Glanze —, sich nicht zu verständigen vermochten, findet in dem starken Gegensatz ihrer Auffassungen über die innere Politik keine genügende Erklärung, der unüberbrückbare Gegensatz war tiefer begründet in den ganz verschiedenen, sich geradezu abstoßenden Naturen. Wenn Treitschke des Königs Natur eine „edle, aber schwunglose" nennt, so kam in Gneisenau „das Geniale, Kühne, Außerordentliche" zum Ausdruck, das jenem so unsympathisch war. Der König war nicht unzugänglich für andere Ansichten, aber vor stürmischen Äußerungen wich er verletzt zurück und verletzte selbst mehr, als er es wollte, wenn er seine Abneigung oder Unzufriedenheit in kurzen abgerissenen Worten oder durch ablehnendes Schweigen kundgab. So steigerten sich die Gegensätze; Gneisenau war mehr, als berechtigt, von der Ungnade seines Herrn überzeugt, und dieser war zu feinfühlig, um nicht zu merken, wie kritisch jener über

ihn dachte. Sicherlich werden auch die Äußerungen Gneisenaus, zu dessen Tugenden die Vorsicht nicht gehörte, durch Zuträger zu des Königs Ohren gedrungen sein.

Ähnlich wie Gneisenau erging es Stein. Die temperamentvolle Natur des gewaltigen Mannes war von der König Friedrich Wilhelms allzu verschieden. Überdies beeinträchtigte der beiden angeborene und dann zur Überzeugung gewordene politische Grundgedanke die Verständigung: der König hielt naturgemäß den preußischen Standpunkt fest und mußte ihn festhalten, der Reichsfreiherr war immer, auch als er sich in Preußens Dienst stellte, in erster Linie Deutscher, und der Gedanke, Preußen im Notfalle Deutschland zu opfern, bedrückte sein Herz nicht. Entsprechendes gilt in gewissem Grade von den Reformern überhaupt. „Sie wurzelten", wie Meinecke zutreffend sagt, „nicht so persönlich und leiblich" im preußischen Staat „wie der König, weil sie nicht so spezifisch preußisch-dynastisch gesinnt waren, wie dieser." Trotzdem hat Stein, ebenso wie Gneisenau, des Königs treffliche Eigenschaften doch anerkennen müssen. Er hat einmal von ihm gesagt: „Der König ist der Einsichtsvollste und Gescheiteste von allen, ohne es zu wissen, wie gerade der wahrhaft gute Mensch nicht weiß, daß er gut ist" — und ein anderes Mal zum Kriegsrat Scheffner, völlig übereinstimmend mit jenem Ausspruch Gneisenaus: „Der König ist mehrenteils klüger wie wir alle, nur hat er nicht Wille genug, es selbst zu sein, und läßt uns in der Meinungsverschiedenheit sitzen." Stein.

Wenn Blücher, der jugendlich stürmische Greis, Konflikten mit dem Könige entgangen ist, so lag das daran, daß er mit geradezu göttlicher Sicherheit und Unbefangenheit seinen Weg ging und mit so urwüchsiger Kraft und so unerschütterlichem Vertrauen seinem Ziele — Napoleon vom Throne zu reißen — zustrebte, daß es nicht möglich war, sich dem Zauber seiner Persönlichkeit zu versagen. Der alte Held selbst aber, der den Feind seines Vaterlandes so kräftig zu hassen vermochte, achtete kleiner Nadelstiche nicht, die aus dem eigenen Lager kamen, — sein fröhliches Herz und seine unverwüstliche Lebenslust halfen ihm über alles hinweg, und als ausgesprochener Optimist blieb er von der Gnade seines Herrn überzeugt. Blücher.

Da dem Könige die Verständigung mit seinen besten Untertanen und Beratern schwer wurde, darf es nicht wundernehmen, wenn auch mit dem österreichischen Oberfeldherrn der verbündeten Heere in den Befreiungskriegen, dem Fürsten Schwarzenberg, ein durch des letzteren verbindliches Wesen zwar nach außen beglichener, Schwarzenberg.

von ihm selbst aber um so schwerer empfundener Konflikt entstand und bis gegen das Ende andauerte. Der gekränkte Feldherr machte seinem gequälten Herzen in seinen Briefen an Metternich Luft und legte höchst ungerecht dem Könige alle schlechten Gesinnungen zur Last, die er selbst in seinem Mißtrauen bei anderen vermute.

Metternich. Nicht so weit ging Metternich selbst, aber das Mißlingen seiner im Jahre 1804 in Berlin zehn Monate hindurch fortgesetzten Bemühungen, ein Bündnis mit Preußen gegen Frankreich zustande zu bringen, ließ ihm den König als entschlußlosen, von einer Kamarilla beherrschten Schwächling erscheinen. „Es besteht eine Verschwörung von mittelmäßigen Menschen", schrieb er am 24. September 1804, „von niedrigen Intriganten, die nur ein gemeinsames Ziel haben: vor jeder tatkräftigen Maßregel graut ihnen, die geeignet wäre, den König aus dem Zustande der Betäubung herauszureißen, in dem man ihn festhält; die friedfertige Gesinnung und die außerordentliche Tätigkeitsschen des Königs kommt ihnen zustatten und es genügt ihnen, jede prinzipiell entscheidende Maßregel zu vereiteln, um ihren Einfluß nur mit der Macht ihres Herrn untergehen zu sehen. ... Was wir unternehmen, mag dem persönlichen Empfinden des Königs noch so genehm sein; nie werden wir zu einem Ergebnis gelangen, das nur von fern zum Zweck hätte, dem unheilvollen Einfluß Frankreichs die Wage zu halten. Jede Eröffnung wird seitens des Königs mit einer Art Beeiferung und Überzeugung aufgenommen werden; aber alle glücklichen Resultate wird Lombard im Keime ersticken."

Napoleon. Besonders wertvoll wäre es, das wahre Urteil Napoleons über König Friedrich Wilhelm zu kennen, aus seinem Schriftwechsel läßt sich indessen ein klares Bild hierüber kaum gewinnen. Solange er Preußen umwarb, um es sich als Rückhalt gegen die anderen Großmächte dienstbar zu machen, betonte er seine Freundschaft zum Könige und enthielt sich in seinen, an seine politischen Organe gerichteten Schreiben lange Zeit eines abfälligen Urteils über des Königs Person, selbst wenn dessen hinhaltende Politik seine lebhafte Mißbilligung erregte und ihn zu Drohungen gegen Preußen veranlaßte. Sogar in dem am 23. Oktober 1806 (also neun Tage nach den Schlachten von Jena und Auerstedt) abgefaßten Bulletin spricht er, obwohl er zwei Tage später die Niedrigkeit seiner Seele in einer beschimpfenden Verdächtigung der Königin Luise offenbarte, vom Könige noch mit einer gewissen Hochachtung, stellte ihn aber, ähnlich wie Metternich, als willenlos in den Händen seiner Umgebung dar; — nach Metternich soll diese ihn abgehalten haben, sich zum Kriege zu entschließen,

jetzt sollte er zum Kriege getrieben worden sein; Prinz Louis Ferdinand und die Königin hätten ihm gesagt, man glaube, es fehle ihm der Mut, sich an die Spitze der Armee zu setzen. „Der König", fährt Napoleon fort, „in Wahrheit so tapfer wie irgendein preußischer Prinz, ließ sich fortreißen, obwohl er in seinem Innern an der Meinung festhielt, einen großen Fehler begangen zu haben." Diese Schonung der Person des Königs hat offenbar den Zweck gehabt, einen frühzeitigen für Preußen demütigenden Friedensabschluß vor Rußlands Eingreifen zu erleichtern. Denn in der Tat urteilte Napoleon bereits sehr geringschätzig, wie der an den König gerichtete Brief vom 12. Oktober 1806, den dieser erst auf dem Schlachtfelde von Auerstedt erhielt, beweist. Schon einen Monat früher, am 12. September, hatte er ihn in einem Schreiben an Talleyrand als gänzlich charakterlos bezeichnet, und am 24. Mai 1807 wies er seinen Polizeiminister Fouché an, in den öffentlichen Blättern den König als ganz in den Händen von Hardenberg und von Rußland geleitet zu schildern. Fouché sollte durchblicken lassen, daß der Monarch in seiner Erniedrigung durch seine Haltung noch kleiner sei als durch sein Unglück, er sei weniger als ein Flügeladjutant des Kaisers von Rußland, er handle gegen die Interessen seiner Nation. Nach Beendigung des unglücklichen Krieges äußerte sich Napoleon immer rücksichtsloser. Das persönliche Zusammentreffen hatte offenbar auf beide Teile abstoßend gewirkt, und als Preußen in Leistung der ungeheuren Kontributionen rückständig blieb und gar der Konspiration mit England verdächtig wurde, erreichte die Mißstimmung den Höhepunkt. Napoleon schrieb am 6. März 1808 an Caulaincourt: „Rien n'égale la bêtise et la mauvaise foi de la cour de Memel." In demselben Jahre sprach er zum Könige von der Wiederherstellung der alten Freundschaft. Später hat Napoleon behauptet, er habe mit dem Könige nur über untergeordnete Dinge, wie Anzug und dergleichen, reden können, aber seine im Exil abgegebenen Meinungsäußerungen waren von Sachlichkeit und Wahrheit oft weit entfernt.

Je nach dem Standpunkt, den die späteren Geschichtschreiber einnehmen, sind recht unterschiedliche Bilder vom Charakter und von den Leistungen des Königs entstanden; ein völliges Zerrbild hat J. Scherr in „Blücher, seine Zeit und sein Leben" geliefert. J. Scherr.

Das Bild aber, das im Herzen des Volkes lebte, war ein anderes, Das Volk. der König war verehrt als Vater des Vaterlandes, und selbst der kritische Berliner liebte trotz aller Unzufriedenheit mit der inneren Politik seinen schlichten, gut bürgerlichen König, und den alten Offi- Die alten Offiziere.

zieren, mochten sie auch bei kärglicher Pension ihr Leben fristen, blieb er bis an sein Lebensende derselbe hochverehrte Kriegsherr, an dem ihr Auge begeistert gehangen hatte, als er Heer und Volk zum Befreiungskampfe aufrief. Er war „ihr“ unvergleichlicher König, dessen in der Erinnerung verklärte Gestalt sie als Greise wieder verkörpert sahen in seinem glücklicher und größer beanlagten Sohne Wilhelm, der zu des Vaterlandes Heil vom Vater das beste Erbteil mitbekommen hatte, das tiefgewurzelte Pflichtgefühl.

II. Friedrich Wilhelm als Kronprinz.

1. Die Kanonade von Valmy 1792.

Österreich und Preußen rüsteten sich, dem von seinem eigenen Volke bedrohten Könige von Frankreich zu Hilfe zu kommen. Die Verschiedenheit der politischen Ziele, gegenseitiges Mißtrauen, die gleichgültige Haltung der meisten Reichsstände und allgemeine Unlust verzögerten den endgültigen Entschluß zum Kriege, bis endlich im April 1792 eine von Frankreich ausgehende Kriegserklärung zum Handeln zwang. In Österreich wurde der Mobilmachungsbefehl in demselben Monat gegeben und in Preußen im Anfang des Mai. Die Franzosen fielen schon im April in die österreichischen Niederlande ein, wurden zurückgewiesen und erneuerten das Unternehmen — abermals vergeblich — im Juni. Im folgenden Monat marschierten dann die beiden französischen Armeen nach der Maas und Mosel ab, um der drohenden Invasion entgegenzutreten. Beginn des Krieges gegen die französische Revolution.

Nach langen Verhandlungen der Verbündeten wurde der Oberbefehl einem preußischen General, dem regierenden Herzoge Karl von Braunschweig, übertragen und ein Operationsplan angenommen, der von der Einteilung der Streitkräfte in ein „Offensivkorps“ und ein „Defensivkorps“ ausging. Ersteres war zusammengesetzt: aus der unter dem unmittelbaren Befehl des Herzogs von Braunschweig stehenden „Hauptarmee“ (45 000 Preußen und 8000 Emigranten), die von Koblenz aus über Longwy nach Verdun vorrücken sollte, um die Vereinigung der französischen Nordarmee mit der in den Bistümern zu verhindern; aus dem Korps des österreichischen Feldzeugmeisters Clerfayt (14 000 Österreicher und 4000 Emigranten unter Prinz Bourbon), das, von Namur durch die Ardennen rückend, sich den Preußen bei Longwy anzuschließen hatte; aus dem Korps des Feldzeugmeisters Fürsten Hohenlohe-Kirchberg (15 000 Österreicher) mit der Bestimmung, bei Mannheim über den Rhein zu gehen, die hinter der Lauter befindliche Rheinarmee Kellermanns zu schlagen und nach der unteren Saar vorzurücken; und aus dem kurhessischen Korps (6000 Mann), Oberbefehl, Kriegsgliederung und Operationsplan.

das der Hauptarmee folgen sollte. Dem Defensivkorps fiel die Sicherung des Oberrheins zu; die Aufgabe der in den Niederlanden befindlichen österreichischen Truppen war eine Diversion gegen die französischen Grenzplätze.

Der König von Preußen.

Preußens König, Friedrich Wilhelm II., war die Triebfeder des Ganzen, er allein war mit ganzer Seele dabei und fühlte sich als Retter des monarchischen Prinzips. Zu diesem Zweck hatte er ursprünglich einen raschen Vormarsch auf Paris angestrebt. Nun mußte er sich dem vom Herzog entworfenen Operationsplan, der Österreichs Einverständnis gefunden hatte, fügen, indessen benutzte er seinen Aufenthalt im Hauptquartier des Herzogs zu wiederholten Eingriffen in die Operationen, ohne daß er formell das Kommando führte. Nicht in des Königs Begleitung, sondern als Brigadekommandeur befand sich der Kronprinz bei der Hauptarmee; seine Brigade gehörte dem vom Generalleutnant de l'Homme de Courbière kommandierten zweiten Treffen an. Unter dem Titel „Reminiszenzen aus der Kampagne in Frankreich vom 19. August bis 23. Oktober 1792" hat er Aufzeichnungen hinterlassen, von denen er selbst sagt: „Dieser Aufsatz ist für mich ganz allein und kann sonst niemanden interessieren, weil er bloß dazu dienen soll, mich des mir individuell Begegneten zu erinnern." Von entsprechender Bescheidenheit zeugt das, was er berichtet; vor allem aber trägt es den Stempel der Wahrhaftigkeit; bürgte hierfür nicht schon der Charakter des Verfassers, so täte es die ausgeprägte Unbefangenheit, Natürlichkeit und Sachlichkeit der Darstellung. Gerade darum ist der Bericht von hohem Wert und Interesse, das durch die Erzählung reizender Episoden und durch die Einblicke, die der mit seinen Gefühlsäußerungen höchst zurückhaltende Kronprinz unbewußt in sein Inneres gewährt, noch gesteigert wird. Selbstlosigkeit und rein menschliches Gefühl verbinden sich mit offenem Blick und doch zurückhaltendem Urteil. In kurzen, mitunter abgebrochenen Sätzen deutet der Prinz oft nur an, man erkennt schon, wie in späterer Zeit der wortkarge Mann sprach. Dazwischen aber finden sich zusammenhängende Erzählungen und Schilderungen von Ereignissen, die ihn besonders bewegen, sei es durch ihre Bedeutung, sei es, weil sie das trotz des tiefen Ernstes kindliche Gemüt des Zweiundzwanzigjährigen erheitern. Bald ist es die Tragik des Krieges, bald ist es vom rein menschlichen Standpunkt ein Sonnenstrahl, der die Fesseln löst, welche die eigene Natur dem künftigen Herrscher schlug. Darum sind diese Erinnerungen so reizvoll; sie brauchen in ihrer Eigenart auch den Vergleich mit den Schilderungen des im reifesten Mannesalter stehen-

Der Kronprinz von Preußen.

den Dichterfürsten nicht zu scheuen, der als unberufener Zuschauer bei Valmy das „Kanonenfieber" studierte.

Am 19. August überschritt die Hauptarmee die französische Grenze und erschien am 20. vor Longwy, das nach zweitägigem Bombardement am 23. gegen freien Abzug der Besatzung kapitulierte. Am 30. wurde Verdun erreicht und vergeblich zur Übergabe aufgefordert, in der Nacht zum 1. September begann die Beschießung aus Feldgeschützen, die „nicht sehr lebhaft" erwidert wurde. Während der am 2. September stattfindenden Unterhandlungen begleitete der Kronprinz inkognito den General Grafen Kalckreuth in die Festung, die nun kapitulierte, und wiederholte diesen Besuch. Erst am 11. setzte die Armee ihren Marsch fort.

Überschreiten der Grenze. Longwy.

Verdun.

Am 14. September näherte man sich dem nach dem rechten Flügel detachierten Korps Kalckreuth und dem österreichischen Korps Clerfayt, dem es gelang, den französischen General Chazot zurückzudrängen und sich des Defilees von La Croix aux Bois zu bemächtigen. Am Nachmittag desselben Tages beritt der Kronprinz die nahe am Feinde stehenden Vorposten.

„Prinz Louis Ferdinand", erzählt er, „möchte gern gegen die feindlichen Vedetten etwas unternehmen und nimmt von den unsrigen etliche vor, bis es der Leutnant Puttkamer von Weimar gewahr wird, der die Feldwache auf unserem rechten Flügel hat und daher sogleich mit einiger Mannschaft zum Soutien folgt und den Prinzen ersucht, zurückzukehren. Ein feindlicher Infanterieposten von etwa 30 Mann, der verdeckt in einem kleinen Busch, jenseits eines tiefen Grundes hinter la Forge d'Alipont postiert war, rückt, sobald er dies kleine Soutien vorkommen sieht, seitwärts heraus, gibt uns eine Salve auf 800 Schritt und geht in seinen Busch zurück. — Während ich die Kette unserer Vorposten herunterreite, konnte ich bemerken, daß es in der Gegend von St. Juvin anfing, unruhig zu werden. Die feindlichen Feldwachen waren aufgesessen und rückten von der Seite von St. Juvin immer mehr vor, so daß die unsrigen ein Gleiches tun mußten, und nun entstand ein Geplänkere zwischen den französischen Chasseurs à Cheval und den Husaren von Köhler, welches bis gegen Abend währte, wo es anfing, schummrig zu werden. — Was uns am meisten auffiel, war, daß die Chasseurs über 700 bis 800 Schritt weit mit ihren Karabinern schossen, wobei sie gewöhnlich absaßen. Man bemerkte deutlich in dem kleinen Lager diesseits St. Juvin, wo die Legion infernale wie eine Art Vorposten stand, viel Bewegung, und es schien, als ob sie sich zu einem Aufbruch rüstete, wie dies auch nach-

Der Kronprinz und Prinz Louis Ferdinand bei den Vorposten.

Skizze 1. **Die Lage in der Champagne am Abend des 14. September 1792.**

gehends wirklich der Fall war, indem in der Nacht die ganze Armee zurückging.

15. September. Verfolgung am 15. Sept.

Den anderen Morgen verfolgte der Prinz von Hohenlohe [=Ingelfingen, preußischer Generalleutnant] mit einem Teil der Avantgarde den zurückgehenden Feind bis über Grandpré. — Wären wir hier dem Feinde mit der ganzen Avantgarde auf den Hals gegangen und hätten diese mit der Armee souteniert, so hätte dieser Tag sehr entscheidend werden können."

Dieses Urteil des Kronprinzen ist vollkommen zutreffend. Die Streitkräfte der Verbündeten waren in der Tat so gruppiert, wie der Herzog es beabsichtigt hatte, um Dumouriez aus den Argonnen hinauszumanövrieren; der Weg zur entscheidenden Umgehung war geöffnet und die Gruppen der Franzosen waren infolge des Mangels an einheitlicher Leitung noch getrennt; auch litten ihre Truppen unter Krankheiten zum mindesten nicht weniger als die der Verbündeten.

Dem Herzog aber fehlte der Entschluß, die Lage auszunutzen. Die Hauptarmee ging zwar nur die kurze Strecke bis Landres zurück, aber Dumouriez benutzte die ihm unerwartet gelassene Bewegungsfreiheit zu einem Abmarsch auf das linke Aisneufer und zur Einnahme einer Aufstellung zwischen St. Menehould und Valmy, während die Armee Kellermanns, die am 15. den Abmarsch von Bar le Duc auf Vitry le Français angetreten hatte, sich in seine Nähe bis Dampierre heranzog. Die preußische Armee blieb eine Zeitlang unbeweglich und führte bis zum 18. September abends nur eine geringe Linksschwenkung aus, so daß die Hauptarmee auf dem linken Aisneufer bei Vaux les Mouron stand, auf dem rechten Flügel Kalckreuth bei Marvaux, dahinter bei Vouziers Clerfayt und die Emigranten, die Avantgarde unter Hohenlohe=Ingelfingen bis Servon vorgeschoben auf beiden Ufern der Aisne; das Korps Hohenlohe=Kirchberg und die Hessen waren regungslos auf dem rechten Aireufer verblieben. Entschlußlosigkeit des Herzogs von Braunschweig.

Unrichtige Meldungen über einen Abzug des Gegners in westlicher Richtung bewogen den König, in die Führung einzugreifen und einen Rechtsabmarsch der Armee zu befehlen, um die Franzosen von Châlons sur Marne abzuschneiden. Hohenlohe=Ingelfingen rückte daher am 19. nach Somme=Bionne vor, die Hauptarmee aus dem bereits bei Massiges bezogenen Lager am Nachmittage noch bis Somme=Tourbe, wo auch Kalckreuth eintraf. Clerfayt und die Emigranten folgten; der erstere erreichte aber nur Manre, die letzteren verliefen sich nach St. Souplet. So war die Hauptarmee dem Gegner in der Nacht sehr nahe gekommen. Eingreifen des Königs.

Die Brigade des Kronprinzen tritt zum Korps Kalckreuth über.

Der Kronprinz hatte im Lager von Massiges den Befehl erhalten, mit seiner Brigade zu dem den rechten Flügel bildenden Korps Kalckreuth überzutreten, das den Auftrag hatte, sich dem vermeintlich abziehenden Gegner in den Weg zu stellen. Weil dieses verfrüht und sehr rasch den Vormarsch antrat und der Kronprinz den Befehl verspätet erhielt, mußte die Brigade übereilt, ohne gegessen zu haben, und ohne Bagage abrücken, erreichte erst spät die zu Kalckreuth gehörige Brigade Vietinghoff und bezog mit ihr in der Dämmerung Biwak in der Nähe von Somme-Suippes; der Kronprinz fand in einem kleinen Hause Unterkunft. Wir lassen ihn selbst über seine Feuertaufe berichten:

Bericht des Kronprinzen über die Kanonade von Valmy. Vorabend.

„Wie es spät ward, legte sich alles in der nämlichen Stube auf die Streue und jeder schlief oder schlummerte, so gut es ihm möglich war. Der Fähnrich Taubenheim von Baireuth, der zur Ordonnanz bei dem General war, hatte sich neben mich gelegt; da er aber etwas unruhig, obgleich fest, schlief, so war er mir immer näher gekommen, und zuletzt so nahe, daß er beinahe auf mir lag. Ich kann nicht leugnen, daß ich daher froh war, wie der Tag anbrach, da ich nicht viel Ruhe genossen. Die Hauptarmee rückte über Wargemoulin bis Somme-Tourbe vor und blieb dort gleichfalls en bivouac. In der Nacht änderte sich das Wetter und es ward regnig und windig.

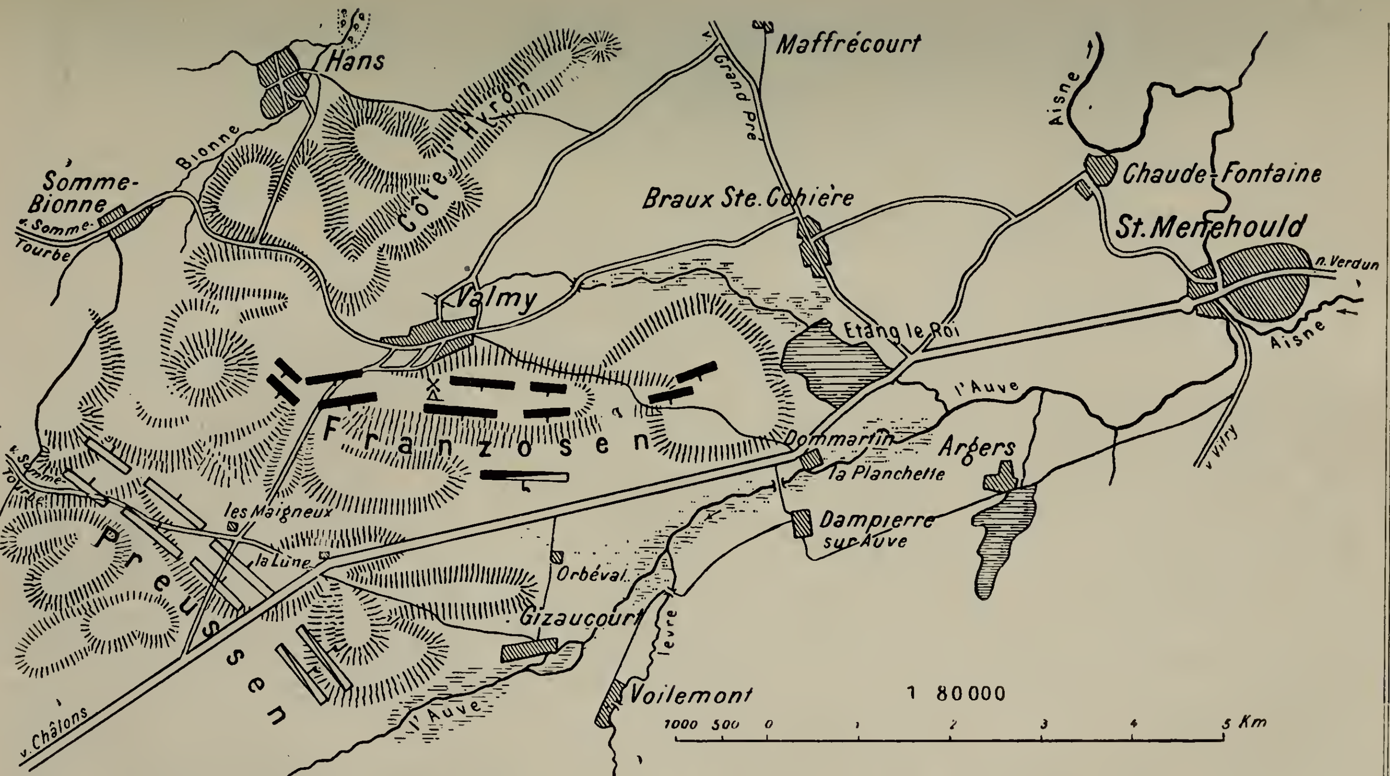
Die Kanonade am 20. Sept.

20. September.

Etwa um 5 Uhr früh kam der Kapitän Görtzke mit der Order, sogleich rechts ab und auf Somme-Tourbe zu marschieren, wo sich die ganze Armee sammeln sollte. Meine Brigade bekam die Tete, weil ich wieder in das zweite Treffen rücken sollte, die Vietinghoffsche hingegen eine andere Bestimmung erhielt. General Clerfayt, der noch hinter uns war, sollte gleichfalls zu uns stoßen, er kam indessen unter mancherlei Vorwand erst gegen Abend heran*). Somme-Suippes war in der Nacht ziemlich ausgeleert worden, und des Morgens früh konnte man alle Arten von Gerätschaften in unserer Position finden, von denen ein großer Teil durch unsere Leute noch weiter mitgeschleppt wurde; unter anderem besinne ich mich eines Schützen von Berch [Borcke], der sich eine alte gesteppte Bettdecke umgehangen hatte. Da es sehr trübe war und immerfort regnete, so konnten wir auf unserem

---

*) Clerfayt hatte schon am 19. September Tahure erreichen sollen, kam aber nur bis Manre, weil dort angeblich wenig Wasser war. Auf den Befehl, noch an demselben Tage bis Somme-Suippes zu marschieren, blieb er auf die Nachricht, daß sich bei St. Etienne à Arne ein starkes französisches Lager befinde, stehen. Erst als diese Meldung sich als falsch erwies, befahl er den Aufbruch auf 5 Uhr früh des 20. September.



Skizze 2. - Die Kanonade von Valmy, den 20. September 1792.

Marsch fast gar nicht um uns sehen. Rechterhand Somme-Tourbe erreichten wir die Hauptarmee. Der Prinz von Hohenlohe hatte sich bereits schon mit der Avantgarde engagiert und wir hörten viel kanonieren. Er suchte sich der Höhe von La Lune zu bemeistern, welches ihm auch ohne große Mühe gelang.

Nun bekam die Armee Order, die Gewehre zu revidieren und zu laden. Da unsere Leute merkten, daß es Ernst wurde, so fing manchem an, das Gewissen zu schlagen, und sie warfen allmählich alles geraubte Gut von sich. Mancher eifrige Katholik aus Oberschlesien suchte wohl gar im geheimen seinen Rosenkranz hervor, um sich mit unserem Herrgott zu versöhnen. Das erste Treffen blieb uns zur Linken, alles in Sektions, und so rückten wir langsam weiter, schwenkten auch einmal, wahrscheinlich aus Mißverständnis, ein. Ein Teil unserer Kavallerie mit ihren blauen Mänteln war uns zur Linken, eskadronsweise mit großen Intervallen, um unseren Marsch zu decken, aufmarschiert. Die Direktion unseres Marsches ging mit der Spitze auf die Windmühlenhöhe vor Valmy, die stark mit Artillerie besetzt war, und wo der Feind seine Hauptstärke konzentriert hatte. Auch fing man allmählich an, die Gegenstände mehr zu unterscheiden, und bald konnte man, obgleich nur teilweise, die Position der vereinigten großen französischen Armee erblicken, die sich zu beiden Seiten der das ganze Terrain dominierenden Valmyer Höhe extendierte, wovon beide Flügel etwas zurückgebogen zu sein schienen, und die eine zahlreiche Kavallerie in der Plaine vor sich aufmarschiert hatte. Wie die Teten der Kolonnen ungefähr bis gegen den nachherigen linken Flügel unserer Aufmarschlinie gekommen, wurde wieder Halt gemacht. Das Füsilierbataillon Ernest stand vor uns aufmarschiert und kam nachher zur ersten mittelsten Attacke. Alles dieses kam mir noch so revue- und manövermäßig vor, daß ich bei ganz heiterer Laune und Zuversicht blieb, selbst zu den Grenadieren von Herzogs Regiment ritt, welche die Tete hatten, und ihnen scherzhaft den Butterberg, bei Cörbelitz [Revueplatz, 1½ Meilen von Magdeburg] wies, den wir angreifen sollten, welches sie mit tröstlichem Gesicht und einem freundlichen Lächeln erwiderten. Da ich den König nicht weit davon auf einer kleinen Anhöhe halten sah, so ritt ich dorthin, um ohngefähr zu hören, was es denn geben würde. Niemand aber wußte mir etwas zu sagen, jedermann zuckte die Achseln und machte lange Gesichter. Der König war noch unentschlossen, was er tun wollte. Er und der Herzog waren gespannt zusammen; denn keiner wollte die große Frage des Angriffes und seiner Folgen entscheiden. Jeder beratschlagte und

rekognoszierte für sich. In dieser Ungewißheit standen die Sachen in dem allerentscheidendsten Augenblicke. Von der Seite der Avantgarde kamen zwei gefangene Offiziere, der eine von der Artillerie, der andere von den Karabiniers, ein ansehnlicher Mann mit der Bärenmütze auf dem Kopfe, sie wurden nach hinten geschickt. Mit eins hieß es: »Gewehr auf, Marsch.« Indem kommt Manstein [Flügeladjutant des Königs] mit den Worten auf mich zu galoppiert: »Der König hat befohlen, daß die Armee aufmarschieren soll, wir werden angreifen, Ihre Hoheit folgen mit Ihrer Brigade dem ersten Treffen, ich hoffe, es wird alles glücklich gehen.« Dies war also unsere ganze Disposition und damit Gott befohlen. Die Teten der Kolonnen wurden nun nach Vornehmung der linken Schulter herumgeworfen und marschierten, in Sektions bleibend, im Allignement dergestalt auf, daß die Höhe von La Lune seitwärts vor unserem rechten Flügel blieb. Unsere Kavallerie verlängerte diesen Flügel bis über die Chaussee herüber. Nach und nach holte man sämtliche Batterien der Armee hervor, um sie teils bei La Lune, teils vor unserer Front nach dem Terrain zu verteilen, und obgleich das einzelne Kanonieren noch gar nicht aufgehört, so fing doch nun erst die eigentliche große und lebhafte Kanonade von beiden Seiten an. Es schien, als ob die Absicht gewesen wäre, die Attacke aus der Mitte zu machen (wohin? etwa gegen die Höhe von Valmy? welches Unternehmen?), wenigstens war die Avantgarde unter Prinz Hohenlohe in mehreren Attacken hintereinander vor das Zentrum der Linie gesetzt, gerade in der Richtung auf die Windmühle von Valmy. Wir waren noch nicht lange aufmarschiert, so wurden die Fahnen zum Avancieren vorgenommen und die ganze Armee trat an. Da ich nirgends Marsch schlagen hörte, so befahl ich meinen Tambours zu schlagen, und nicht gar lange, so folgten alle Tambours in der ganzen Armee. Wir hatten aber nicht über 200 Schritt mit klingendem Spiel avanciert, was bis dahin noch mit ziemlicher Ordnung gegangen war, so wurde Halt gemacht. Es war auch wohl noch das beste; denn was wollten wir denn eigentlich tun? Die Kanonade ging ununterbrochen fort, wir verloren deshalb um so viel mehr Menschen unnützerweise. Vor uns im ersten Treffen stand das Regiment Thadden, an dieses ritt ich heran, nachdem wir Halt gemacht. Kaum hatte ich einige Worte hinter der Front mit einigen schließenden Offizieren gewechselt, als wir einige Kugeln sehr nahe pfeifen hören, und indem fährt eine unter das 8. Peloton. Da lagen drei Musketiere und ein Tambour von des Obersten Hundt Kompagnie hingestreckt mit zerschmetterten Schenkeln

und Beinen und wimmerten jämmerlich. Wie ich mich dorthin wende, so schlägt auch schon eine andere Kugel, ganz nahe wo ich gehalten, in das 4. Peloton und blessiert zwei Mann von des Majors Massow Kompagnie. Ich leugne nicht, daß mich dieser Anblick heftig erschütterte und daß mir anfing, etwas wunderlich ums Herz zu werden. Dieses unmelodische Pfeifen und Heulen der französischen Kugeln dauerte volle vier Stunden, von 12 Uhr mittags bis den Nachmittag um 4 Uhr. Dabei haben die französischen Kanonenkugeln, weil sie alle geschliffen sind, einen eigenen, hellklingenderen Ton als die unserigen, wenn sie die Luft durchschneiden. Die mittelsten vorgezogenen Attacken litten am meisten, insbesondere die Regimenter Hohenlohe und Kleist. Höchst traurig war der Anblick der zurückgeschleppten Blessierten, die fast alle schwer und tödlich verwundet waren und nachher meist alle aus Mangel an Anstalten und Pflege gestorben sind. Unter diese gehörte der Leutnant Prodzinsky vom Füsilierbataillon Ernest; diesem waren beide Schenkel entzwei geschossen und so war er wohl mehrere hundert, ja wohl tausend Schritte auf eine höchst unsanfte Art durch Füsiliere getragen worden. Ich erkannte ihn sogleich und beklagte sein Schicksal (er stand vorher bei Herzog Friedrich); inständigst bat er mich, ihm einen Wagen zu verschaffen, da er es vor Schmerz nicht mehr aushalten könnte. Mit Freuden, sagte ich: aber wo einen herschaffen? Da war guter Rat teuer, bis mir die Kommandeurchaise von dem Major Derschau einfiel, wo ich ihn hinbringen ließ. Wie lange er noch gelebt hat, weiß ich nicht. Der König ritt unterdessen beständig mit größter Kaltblütigkeit und Contenance vor dem ersten Treffen und zwischen den vorgezogenen Attacken auf und nieder und bezeigte ab und zu sein Mißfallen, wenn er bemerken konnte, daß sich die Leute bückten, oder wohl gar auseinandersprangen, um den rikoschettierenden Kugeln auszuweichen, wie dieses gemeiniglich geschah, sobald sie die Kugeln vor sich aufschlagen sahen. Obgleich meine Brigade, da sie im Zentrum stand, sich gerade in der Schußlinie befand, wohin die meisten gingen, so reichten doch nur wenige bis dahin, wenngleich ein paar selbst noch über unsere Köpfe flogen; niemand aber wurde getroffen. Bei der Windmühle von Valmy flogen einige französische Munitionswagen mit dumpfem Getöse in die Luft und füllten die Atmosphäre mit dickem Qualm. Dieses Auffliegen soll ihnen viel Menschen gekostet und in dem Augenblick große Unordnung verursacht haben. Der alte Oberst Paczinsky, der das 2. Bataillon Berch kommandierte, ein total invalider kranker Mann, der heftig an Podagra litt, war schon seit

mehreren Tagen nicht zum Vorschein gekommen und hatte sich fahren lassen müssen. Ganz unerwartet erschien er aber ohnerachtet dessen zu Pferde vor der Front seines Bataillons und versicherte, daß er an so einem Tage durchaus nicht zurückbleiben könne. Die Hälfte des ersten Treffens schwenkte während der Kanonade in Zügen rechts ab und zog sich rechts auf die Höhe von La Lune. Da ich nicht wußte, was ich tun sollte, ließ ich gleichfalls abschwenken, bekam aber gleich darauf die Order, auf meinem alten Fleck stehen zu bleiben. Nach einer vierstündigen Kanonade nahm endlich das Feuern allmählich auf beiden Seiten ab und hörte zuletzt ganz auf. Währenddessen hatte sich das Wetter aufgeklärt und die Wolken zerteilten sich. Der sehr durchweichte Boden war uns diesmal von Nutzen, denn manche Kugel blieb darinnen stecken, die sonst weiter aufgesetzt hätte. Da kein Dorf in der Nähe, so wurden alle Blessierten in eine Art Vorwerk untergebracht, was nicht weit hinter unserer Front lag. Einige andere, worunter auch Franzosen befindlich, kamen in dem Hause La Lune unter.

Wie alles stille war, nahm ich zur Stärkung ein Glas weißen Wein an, das mir der General Wolframsdorff aus seiner Kantine reichen ließ. Diesen ganzen Tag über hatte ich nichts weiter genossen, noch zu genießen, da wir nicht das allermindeste bei uns hatten. Bis es anfing dunkel zu werden, blieben wir unveränderlich in unserer Stellung. Diesen Zwischenraum benutzte ich, um mir das Terrain sehr bekannt zu machen und um Erkundigungen von unserem Verlust und von allem, was noch sonst vorgefallen, einzuziehen. Zum Andenken dieses Tages ließ ich mir von einem Wolfradtschen Husaren, den ich antraf, wie er eben beschäftigt war, einen gebliebenen französischen Karabinier zu entkleiden, den Pallasch des letzteren reichen, er ist aber nachgehends verloren gegangen. Der König und der Herzog blieben die Nacht in La Lune. Der König hatte zwar für sich eine Stube, allein nebenan lag der Herzog mit dem Prinzen Nassau der Adjutantur und, was sich sonst noch aus dem Hauptquartier mit eingedrängt hatte, nebst ein paar schwer blessierten französischen Offiziers, wovon, wenn mir recht ist, der eine noch dann daselbst seinen Geist aufgegeben hat. Man behauptet, daß Prinz Nassau diesen Abend zum Koch geworden und dem Könige, der auch nicht recht viel zu beißen und zu brechen hatte, einen Eierkuchen selbst gebacken haben soll; andere behaupten gar, er sei damit schon hinter dem Hause während der Kanonade beschäftigt gewesen. Dies letzte ist wohl nur Erdichtung, weil man ihn allgemein haßte. Ein sehr

merkwürdiger Umstand dieses Tages war noch der, daß weder Parole noch Feldgeschrei ausgegeben worden, obgleich wir die Nacht dem Feinde gegenüber zubrachten. Wie es finster zu werden anfing, mußte die Armee ihre gehabte Position um ein weniges verändern und wurde, um sie besser zu ordnen, mehr zurückgenommen. Ehe wir indessen damit zustande kamen, wurde es so dunkel, daß man gar nicht mehr zurechte finden konnte und daß alles durcheinander kam und sich kreuzte, wie dieses der Fall mit der Avantgarde und meiner Brigade war, wo letztere lange anhalten mußte, um die erstere vorbei zu lassen. Wie wir endlich so vel quasi auf unserem Fleck waren, vermißten wir das Grenadierbataillon des Regiments v. Vietinghoff. Erst den anderen Morgen fand es sich, wo es mit der ganz entgegengesetzten Front auf unserem linken Flügel stand. Die Gewehre wurden zusammengesetzt und die Nacht abermals en bivouac zugebracht. Die Nacht war sehr kalt und windig und noch dazu waren keine anderen Feuerungsmaterialien vorhanden als das in dem Vorwerk, wo die Blessierten lagen, vorhandene Stroh, welches wir noch am leichtesten erlangen konnten, da es jetzt auf dem rechten Flügel der Brigade lag. Major Derschau hatte die Gefälligkeit, mir seine ziemlich klapperige, unbequeme Chaise als Nachtquartier vorzuschlagen. Major Schack [des Kronprinzen Adjutant] und ich krochen also hinein und versuchten, etwas zu schlafen, welches aber wieder der Kälte wegen nicht für sonderlich erquickend gelten konnte. Das Clerfaytsche Korps war endlich gegen Abend hinter unserer Armee angekommen, wo es gleichfalls biwakierte. ...

Untätigkeit. 21. September.

Den anderen Morgen erhielten wir die Nachricht, der Feind habe in der Nacht die Höhe von Valmy verlassen und sich mehr zurückgezogen; unsere Armee änderte daher nicht ihre Position, als etwa bloß, um die Irrtümer, die in der Dunkelheit der Nacht vorgefallen, zu redressieren. ... Viele unserer Blessierten starben noch heute an ihren kaum verbundenen Wunden. Man hatte sie alle in den Scheunen auf etwas Stroh und wegen Mangel an Raum dichte zusammengelegt, ohne Decken oder sonst dergleichen. Der Anblick war nicht tröstend und ermunternd. Der linke Flügel der französischen Armee ändert seine Stellung und nimmt sie auf den Höhen hinter Dampierre und Gizaucourt hinter der Auve auf unserer rechten Flanke. Ich ritt selbst nachmittags nach unserem rechten Flügel, wo der Prinz Hohenlohe, der dort kommandierte, die Stellung durch Ferngläser rekognoszierte. Die unserige ward nachgehends auf diesem Flügel demgemäß etwas

verändert, es blieb jedoch alles ganz ruhig. Unser Lager ward nun abgesteckt, ohngefähr nach unserer bereits habenden Position. Gegen Abend kamen endlich die Zelte mit der Equipage, und die Regimenter rückten ein. Eine ordentliche Mahlzeit und ein guter Schlaf endigten zuletzt diese drei unruhevollen Tage.

22. September.

Alles blieb so stehen. Nachmittags wurde die Disposition ausgegeben.

23. September. Änderung der Aufstellung.

General Kalckreuth macht die Avantgarde und okkupiert die Höhen, Côtes de l'Hyron [Yvron] genannt. Die Armee folgt treffenweise in Zügen links abmarschiert. Prinz Hohenlohe aber blieb in der Gegend von La Lune stehen. Wie wir die Höhen erreicht, mußten die Züge aufrücken und Halt machen. General Clerfayt passierte unser gehabtes Lager und rückte bis Valmy vor in seine neue Position. Die Österreicher hatten sich besser wie wir mit Lagerstroh versehen und die Bunde Stroh auf die Bajonette gesteckt. Wir blieben ziemlich lange halten, um abzuwarten, ob der Feind etwas unternehmen möchte. Es fiel aber nichts Bedeutendes vor. Das Lager wurde nun auf diesen kahlen Höhen abgesteckt und eingerückt. Meine Brigade machte einen Haken auf der linken Flanke nach Hans zu.

24. bis 28. September. Fortgesetzte Untätigkeit und Not.

In diesem Lager nun ging erst unsere Not recht an. Die Ruhr, die seit Verdun in der Armee immer zunahm, erreichte hier ihren Gipfel. . . ."

Es fehlte an Lebensmitteln, und die über Grandpré gehende rückwärtige Verbindung wurde durch die Tätigkeit französischer Streifparteien sehr unsicher. Außer einem ganz unerheblichen Scharmützel von Kavallerie ereignete sich nichts. Es fehlte jede Entschlußkraft, und in der Tat wäre ein Angriff auf die nunmehr verstärkte Stellung der Franzosen jetzt viel schwerer gewesen als eine Durchführung des am 20. begonnenen und ohne Grund wieder eingestellten. Der Herzog vermochte überhaupt keinen Entschluß zu fassen, der König aber wagte ohne zu wägen und ermangelte dann der Stetigkeit und Energie zur Durchführung; er war der Mann der Aufwallungen, die verpufften, wie sie entstanden waren; er besaß eine gesunde militärische Auffassung, aber es fehlte ihm die Festigkeit, um entsprechend zu handeln. Das bewies Valmy sowie die Entstehung und der Verlauf des ganzen Feldzuges. Der Gedanke liegt nicht fern, daß der Thronfolger hierdurch nach irgendeiner Richtung beeinflußt werden mußte.

Die Untätigkeit wurde durch Unterhandlungen befördert, die Dumouriez in richtiger Erkenntnis der Minderwertigkeit seines Heeres anknüpfte. Die Preußen gingen in ihrer Unentschlossenheit darauf ein, ohne sich klar zu machen, wie groß ihre Chancen waren: der kühne Entschluß des Königs, wenn auch aufgebaut auf der unzutreffenden Voraussetzung, daß der Gegner nach Westen entweichen wolle, hatte ein Schlagen mit verkehrter Front zur Folge gehabt, das zur Vernichtung des mit dem Rücken am Fluß stehenden Gegners führen mußte, wenn man nur die einzig mögliche Folgerung zog und wirklich angriff. Aber der König war über den ersten Anlauf nicht hinausgekommen und nun kommandierte wieder der Herzog, der immer nur endlos wägte und niemals wagte. Immer mehr verschlechterte sich die eigene Lage, während der Gegner eifrig seine Stellung befestigte. Der Kronprinz schreibt:

Entschluß zum Rückzuge.

„Unsere Lage wurde mittlerweile täglich bedenklicher; es blieben nur zwei Fälle übrig, entweder wir lieferten Bataille (aber was für Folgen würde eine verlorene für uns gehabt haben?), oder wir gingen zurück und suchten uns hinter der Maas zu behaupten. Nach sehr vielen Debatten siegte endlich das letztere. Unser Rückzug ward daher beschlossen."

Der Herzog begründete diesen Entschluß mit der Unmöglichkeit der Brotzufuhr von Verdun, der Ausfuragierung der Gegend, dem Anwachsen der Krankheiten und den unpraktikabeln Wegen.

Rückzug.

Am 29. September begann der Rückmarsch mit Voraussendung der Trains auf demselben Wege, auf dem man gekommen, zunächst über Grandpré, dann über Verdun und Longwy. Obwohl der Gegner nicht verfolgte, fand der Marsch unter den größten Schwierigkeiten und Entbehrungen statt; die Disziplin lockerte sich gewaltig. Alles, was der Herzog für den Rückmarsch angeführt hatte, erwies sich als verhängnisvoll für ihn, wieder ein Beleg dafür, daß es im Kriege nur eine Rettung aus schwierigen Lagen gibt — die Offensive.

Eine Stelle aus den Aufzeichnungen des Kronprinzen vom 15. und 16. Oktober kennzeichnet die zwischen ihm und seinem Vater bestehende Kluft: „Daß ich die Zeit über nichts Sonderliches zu genießen hatte, brauche ich wohl hier nicht erst zu erinnern. Unser ganzes Mittagbrot hatte den Morgen früh 8 Uhr in einem Gericht Sauerkohl bestanden, welches uns von der Bagage in einem Kessel war geschickt worden. Manchen schien es daher zu befremden, den König nebst Bischoffwerder, Prinz Nassau und Lucchesini bei Tisch vor dem Zelte sitzen zu sehen, ohne auf mich Rücksicht zu nehmen." Allerdings sah er den Vater

hier in schlechter Gesellschaft. Der üble Politiker Lucchesini hat leider demnächst auch Friedrich Wilhelm III. noch beeinflußt, den Generaladjutanten Bischoffwerder aber hat er, als er zur Regierung kam, beseitigt. Der Titularoberst, Prinz Nassau-Saarbrücken (nicht Siegen, wie er ihn einmal nennt — diese Linie war längst ausgestorben), der 1797 gestorben ist, scheint dem Kronprinzen besonders widerwärtig und verächtlich gewesen zu sein, wie schon die Geschichte vom Eierkuchenbacken bei Valmy beweist. Am 19. Mai 1794 schreibt er aus Posen an Schack: „Prinz Nassau wird auch vom Könige mit gleicher Sehnsucht wie am Rhein erwartet" und „Er (der König) trägt keinen Zopf mehr, sondern gekräuselte Haare wie der Prinz Nassau". Das war der moderne „Tituskopf", die dem Kronprinzen so widerliche Geckentracht, die noch im Jahre 1803 vom alten Möllendorff den Offizieren der Garnison Berlin so oft vergeblich verboten wurde. Das Urteil des Kronprinzen über seines Vaters Umgebung war überhaupt sehr scharf; den Flügeladjutanten, Oberstleutnant v. Manstein, charakterisierte er 1796: „Ehrlicher Mann, ist nicht ohne Kenntnis, aber Brouillon in seinem Kopf, verwirrt in seiner Art, sich auszudrücken. In der Ausführung öfter in Verlegenheit, nicht der hellste Kopf, ohne festes System, was auf richtige Sätze gegründet ist, schickte er sich nie zu einem Königlichen Generaladjutanten."

Für den 23. Oktober notiert der Kronprinz, seinen Bericht abschließend: „Den folgenden Tag wurde Longwy ganz von unseren Truppen geräumt, und so war denn unsere mißlungene Kampagne auf französischem Grund und Boden geendigt."

Würdigung der „Reminiszenzen" des Kronprinzen.

Des Kronprinzen „Reminiszenzen" verdienen in ihrem vollen Umfange gelesen zu werden, schon wegen einiger reizender, nicht hierher gehöriger Episoden. Allerdings nur zwischen den Zeilen läßt sich der Mangel des Einverständnisses mit den Operationen erkennen. Man gewinnt nicht die Überzeugung, daß der Kronprinz schon damals den Weg zu kräftigem Handeln gefunden haben würde: der Gedanke einer „Attacke aus der Mitte" gegen die Höhe von Valmy entsetzt ihn; als nach kurzem Avancieren unmotiviert Halt gemacht und damit eigentlich der Angriff aufgegeben wird, meint er, es sei wohl das beste, „denn was wollten wir denn eigentlich tun?" und als es sich nach langer Untätigkeit schließlich, wie er richtig erkannte; um die Frage handelt, ob man eine neue Schlacht liefern, oder hinter die Maas zurückgehen solle, denkt er nur an die Folgen einer etwaigen Niederlage. Wir vermissen auch jegliche Bemerkung über die Tragweite des Erlebten. Der Kronprinz erweist sich bereits als trefflicher Beobachter,

aber er zieht aus dem, was er wahrnimmt, noch keine Folgerungen. Ein Vergleich mit Goethes Bericht liegt nahe. Beide haben das Nämliche erlebt und wahrgenommen, beide erzählen mit völliger Übereinstimmung von den im Schmutz steckenbleibenden Geschützkugeln und vom explodierenden französischen Pulverkasten, auch der Grundton in der Schilderung der Leiden des Heeres ist derselbe, aber dem jugendlichen Prinzen liegt nichts ferner als die welthistorische Bedeutung jener Kanonade zu kennzeichnen, wie der Dichter es tat, als er am Abend nach der Affäre im Kreise von Offizieren auf Befragen, was er denke, sagte: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.“ Man wird es Friedrich Wilhelm nicht verargen, wenn er, soeben dem Jünglingsalter erwachsen, noch nicht auf welthistorischer Höhe stand. Aber selbst wenn er so empfunden hätte, auch als älterer Mann würde er sich zu so pathetischer Prophezeiung nicht aufgeschwungen haben. Impulsiv war er weder im Handeln noch im Aussprechen des Urteils, im Gegensatz zu anderen sogar weniger in der Jugend als im gereiften Alter. Aus seiner natürlichen Passivität hat ihn offenbar die Erziehung nicht herauszureißen versucht; er stand dem Vater nicht nah und dieser zog ihn nicht zu sich heran; mit Befremden nehmen wir wahr, wie der Kronprinz den königlichen Vater fast nur aus der Ferne sieht, wie er nicht das geringste von ihm über die Operationen erfährt und wie die für Dissonanzen stets sehr feinfühlige königliche Umgebung auch nicht das geringste tut, um den Prinzen zu unterrichten. Er beendet seinen ersten Feldzug, ohne einen Einblick in den Kriegsplan und in die Motive der Operationen gewonnen zu haben, ohne eine Schlacht zu erleben — nur eine zwecklose Kanonade —; dafür aber hatte er die Folgen eines unklaren Kommandoverhältnisses und diejenige der Entschlußlosigkeit kennen gelernt und persönlich ausgekostet, wie mangelhafte Fürsorge für die Lebensbedürfnisse der Truppen, Herabstimmen aller moralischen Faktoren und ein langer Rückzug, selbst ohne Verfolgung durch den Feind, ein Heer zugrunde zu richten vermögen. Auf einen freien reaktionsfähigen Geist hätte solche Erfahrung in günstigem Sinne erzieherisch wirken müssen; Friedrich Wilhelms befangene Natur scheint sich noch mehr in sich selbst zurückgezogen zu haben; dazu trug auch die hohe Autorität bei, die der Herzog von Braunschweig genoß und die — man vergesse das nicht — auch in der allgemeinen Auffassung durch diesen Feldzug nicht erschüttert wurde. Das wenige Positive, was der Kronprinz heimbrachte, muß das Bewußtsein gewesen sein, daß ihn die persönliche Gefahr

Verhältnis des Kronprinzen zum Vater.

Ergebnis des Feldzuges für den Kronprinzen.

ebensowenig anfocht, wie seinen Vater oder einen seiner hohenzollerschen Vorfahren, und daß es für einen preußischen Königssohn selbstverständlich war, alle Entbehrungen der Truppe bis zum äußersten zu teilen.

2. Die Belagerungen von Mainz und Landau 1793.

Als sich im Herbst 1792 die preußische Armee noch im Luxemburgischen befand, traf die Nachricht ein, daß der französische General Custine vom Elsaß aus „in die Pfaffengasse des heiligen römischen Reichs" eingebrochen war und sich der Festung Mainz bemächtigt hatte. Die Preußen und Hessen wandten sich gegen diesen neuen Gegner; die letzteren vertrieben ihn aus Frankfurt a. M., und von dort aus begann man im Frühjahr 1793 sich zu einer Belagerung von Mainz zu rüsten. Am 20. März wurde der Kronprinz, der im Dezember Generalmajor geworden war, mit dem Kommando des Reservekorps (4 Bataillone Garde und 2 schwere Batterien, die indessen sofort eine andere Bestimmung erhielten) betraut. Aus dem von ihm geführten „Journal" geht nicht hervor, daß er bei dieser Belagerung zu einer selbständigen Handlung oder überhaupt zur Tätigkeit gekommen ist; er wurde vielmehr selbst bei einfachen Bewegungen der Garden wiederholt vom Generalmajor v. Roeder vertreten. Der Kronprinz war diesmal als Kommandeur der Garden zwar mehr in seines Vaters Nähe, aber gerade in dieser Eigenschaft prädestiniert, nur im äußersten Falle ins Feuer zu kommen. Er hatte daher Zeit und Muße, seine Gedanken anderen Dingen zuzuwenden, und die Nähe des Darmstädter Hofes stellte auch mitten im Kriege gesellschaftliche Ansprüche. Es ist höchst bedeutungsvoll, daß damals die beiden Mecklenburg-Strelitzschen Prinzessinnen dort zum Besuch weilten und auch das preußische Lager besuchten, von denen Goethe sagt: „Und wirklich konnte man in diesem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals verlöschen wird." Mit der jüngeren von beiden, der nachmaligen Königin Luise, verlobte sich der Kronprinz am 24. April. Mitten im Kriege knüpfte sich dieser Bund zur Zeit des Beginnes der Erstarkung eines Feindes, der einst unser Vaterland niederwerfen und dadurch der hohen Frau, die bestimmt war, der gute Geist Preußens zu werden, das Herz brechen sollte.

Der Einfall Custines. Vertreibung der Franzosen aus Frankfurt a. M. Belagerung von Mainz. Der Kronprinz Kommandeur des Reservekorps. Verlobung des Kronprinzen.

Wenn auch des Kronprinzen Brigade nur wenig ins Feuer gekommen ist, so ließ er selbst es sich doch nicht nehmen, neben seinem königlichen Vater sich ernster Gefahr auszusetzen und sich an einem

Kostheim.

Sturmangriff zu beteiligen. Am 11. April war das nur von einem schwachen preußischen Posten besetzte Dorf Kostheim nebst der dabei befindlichen Schanze in die Hände der Franzosen gefallen und seitdem ein Gegenstand fortgesetzter Kämpfe, die immer wieder aufs neue entbrannten, weil die Preußen mit einer einer besseren Sache würdigen Beharrlichkeit, wenn sie den Ort wiedergewonnen hatten, jedesmal wieder denselben Fehler machten, ihn nur ganz ungenügend zu besetzen. Lernen konnte der Kronprinz hier also höchstens negativ, indessen war es für sein Ansehen in der Armee höchst wertvoll, daß er am 3. Mai, als sein Vater in Hochheim erschien und anstatt der erwarteten Parade den Regimentern v. Borcke und v. Crousatz den sofortigen Angriff auf Kostheim befahl, sich an der Spitze des 1. Bataillons v. Borcke, dessen Mannschaften er zu mutigem Vorgehen angefeuert hatte, am Sturm beteiligte, der trotz tapferer Gegenwehr gelang; der König befand sich beim 2. Bataillon desselben Regiments. Es ist höchst kennzeichnend für des Kronprinzen Bescheidenheit und Sachlichkeit, daß er in dem dienstlich geführten „Journal meiner Brigade" hiervon nichts berichtet, weil diese nicht beteiligt war; den 3. Mai erwähnt er überhaupt nicht besonders, und „Kostheim" wird nur genannt, soweit es seine Brigade angeht: „Bis zum 8. [Mai] gab das 3. Bataillon [Garde] täglich Arbeiter, um die Batterien und Schanzen, welche der Oberst v. Rüchel am Main angab, zu erbauen. Die Nacht vom 8. wurden die Arbeiten fertig und fingen um 4 Uhr früh die Batterien, welche aus dem Lager mit Mannschaft besetzt waren, an, auf Kostheim zu spielen. Während dieser Zeit und, bis die Affäre von Kostheim geendigt war, blieb das Bataillon mit Gewehr in der Hand vor dem Lager stehen. Auf der Tagesliste vom 10. waren von diesem Bataillon angegeben: 1 Totgeschossener und 1 Blessierter."

Kapitulation von Mainz.

Am 23. Juli kapitulierte Mainz nach langen Kämpfen, und die preußische Armee rückte auf das linke Rheinufer nach der Pfalz, um die Festung Landau, eine französische Gebietsinsel im Reiche, einzuschließen und dem gegen die „Weißenburger Linien" operierenden österreichischen General Wurmser als Reserve zu dienen. Am 29. Juli befand sich das Königliche Hauptquartier mit den Garden in Dürkheim und am 9. August wurde der Kronprinz an die Spitze einer aus den Brigaden des Obersten v. Götz und des Generalmajors v. Manstein zusammengesetzten Division (im ganzen einschließlich des 1. Bataillons Königlicher Leib-Garde — 8 Bataillone, 2 Batterien) gestellt. Am 18. September bezogen die Preußen ein Lager um Landau.

Der Kronprinz Divisionskommandeur.

Einschließung von Landau.

Am 22. verließ der König behufs Rückkehr in seine Staaten die Truppen vor Landau und übergab das Kommando dem Herzog von Braunschweig, der indessen den unmittelbaren Oberbefehl über den von ihm bisher geführten Heeresteil in der Gegend von Pirmasens beibehielt. Das Kommando des Korps vor Landau fiel nun dem Kronprinzen zu. Es wurden Verschanzungen angelegt, aber man begnügte sich mit der Einschließung. Erst am 12. Oktober wurde



Skizze 3. **Landau und die Weißenburger Linien 1793.**

dem Kronprinzen ein besonderer Auftrag zuteil, wenn es auch nur eine Demonstration war. General Graf Wurmser teilte ihm seine Disposition zum Angriff auf die feindliche verschanzte Stellung zwischen Weißenburg und Lauterburg mit „und äußerte dabei den Wunsch, wie er ihm durch eine gegen Landau zu machende Diversion sehr nützlich werden könnte". Der Kronprinz faßte seine Aufgabe dahin auf, daß er die Besatzung der Festung zu beschäftigen und einen Ausfall gegen

den Rücken der Österreicher zu verhindern habe, und beschloß, am nächsten Tage Geschütze zu einer Beschießung in Stellung zu bringen; General v. Rüchel, der ein Detachement bei Offenbach befehligte, machte er Mitteilung und stellte zwei Bataillone bereit, um sein Lager für den Fall einer von ihm zu unternehmenden Offensive gegen den ausfallenden Feind zu besetzen. Die am 13. früh begonnene Beschießung, die übrigens lebhaft beantwortet wurde, hatte wegen der großen Entfernung wenig Erfolg. Ein Ausfall fand nur auf der Front statt, vor der sich Rüchel befand, und verlief in einer zwecklosen Kanonade. Wurmsers Unternehmung war erfolgreich, und die Franzosen zogen sich hinter Hagenau zurück. Endlich gegen Ende Oktober traf auf des Herzogs von Braunschweig Befehl schweres Geschütz aus Mainz vor Landau ein, und die Straucharbeiten für die Belagerung wurden in Angriff genommen. Am 27. wurde der Bau der Laufgräben begonnen, und am 28. nahm die Beschießung aus fünf Batterien ihren Anfang. Eine zweimalige Aufforderung zur Übergabe blieb ergebnislos, und man fing im November an, sich durch den Bau von Baracken in den Schanzen für den Winter vorzubereiten. Am 26. November traf Generalleutnant v. Knobelsdorff zur Ablösung des Kronprinzen ein. Dieser richtete noch eine vergebliche Aufforderung an den Kommandanten und, da es sich „dadurch noch mehr auswies, daß an keine Übergabe so bald zu denken wäre", trat er den 28. November seine Reise nach Berlin an, wo er sich am 24. Dezember mit der Prinzessin Luise vermählte. So wurde ihm erspart, den bald folgenden Abzug der Preußen mitzumachen — schon am 28. Dezember zog der französische General Hoche in Landau ein.

Der Kronprinz verläßt die Armee.

3. Der Feldzug in Polen 1794 und die Zeit bis zum Regierungsantritt.

Aufstand in Polen.

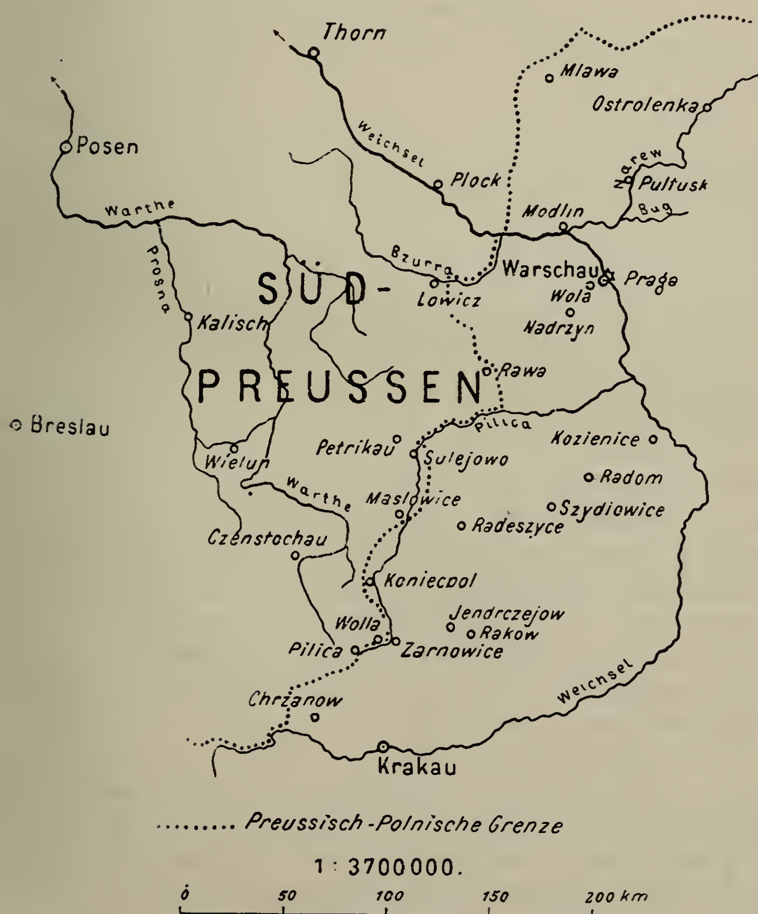
Das junge Eheglück sollte nicht lange ungestört bleiben. Während der Kampf gegen die französische Republik in den Niederlanden und in der Pfalz noch fortdauerte, brach in Polen ein Aufstand aus, an dessen Spitze Kosciuszko stand. Die Russen wurden vertrieben, und der Aufruhr verbreitete sich in dem preußischen Anteil. König Friedrich Wilhelm entschloß sich zu energischem Eingreifen. Wenn der Kampf gegen die französische Revolution in erster Linie in ritterlicher Regung zur Rettung des bedrohten Königs und im allgemeinen monarchischen Interesse aufgenommen worden war, so standen hier die realen Interessen des eigenen Landes im Vordergrunde; es drohte der Verlust des ausgedehnten, in zwei Teilungen Preußen zugefallenen ehemals

polnischen Gebietes und die Konsolidierung eines stets unruhigen und in seinen Bestrebungen unberechenbaren Grenznachbars. Nur wenn Preußen energisch auftrat und Rußlands Eingreifen nicht abwartete, konnte es auf eine entscheidende Stimme bei der nunmehr zu erwartenden endgültigen Aufteilung des letzten Restes jenes Landes rechnen, dessen Weiterbestehen sich für seine Nachbarn als ein Unding erwiesen hatte.

Der König versammelte im Frühjahr 1794 ein Heer bei Posen und begab sich selbst dorthin, ebenso der Kronprinz. Dieser sollte sich ursprünglich dort einem nach Czenstochau marschierenden Regiment anschließen, setzte es dann aber doch durch, daß er erst später mit dem König abreiste und am 3. Juni in Wolla, unweit Zarnowice, eintraf, wo das Hauptquartier sich einrichtete.

Versammlung der Armee bei Posen.

Der Kronprinz bei der Armee.



Skizze 4. Der polnische Kriegsschauplatz 1794.

Der Kronprinz hatte, wie er selbst dem Könige schrieb, „in der zuversichtlichen Hoffnung gelebt, diesmal die so lange sehnlichst gewünschte Gelegenheit zu finden, unter" seines Vaters „eigener Anführung bei dem bevorstehenden Angriff mitwirken zu können", aber dieser hielt ihn wieder von sich fern. Von dem Operationsplan hatte er diesmal allerdings etwas erfahren; er wußte schon in Posen, daß man gegen Krakau zu operieren beabsichtige und, falls dies gelungen, die Weichsel aufwärts bis an den Narew vorgehen wolle, um dann in Verbindung mit den Russen sich gegen Warschau zu wenden. Der Ausführung stand er sehr skeptisch gegenüber; „denn Sie wissen", so schrieb er an Schack, „so sind unsere Projekte nicht allezeit recht taktfest". In der, wie er meinte, „nur mehr pro forma" ausgegebenen Ordre de bataille waren ihm im zweiten Treffen 6 Bataillone und 5 Eskadrons zugedacht; er behielt recht, daß es anders kommen sollte.

Detachierung des Kronprinzen.

In Wolla teilte der Kronprinz nicht des Königs Hauptquartier, sondern mußte mit einer Scheune vorliebnehmen, die ihm der Kommandeur des Regiments Alt-Schwerin „aus Gefälligkeit" einräumte, während die bisher dort einquartierte halbe Kompagnie in Zelte gelegt wurde. Schon am Eintreffetage erhielt er den schriftlichen Befehl des Königs, sofort nach Petrikau abzureisen, um dort ein bisher vom Generalmajor Grafen Anhalt befehligtes Detachement von 3 Bataillonen und 3 Eskadrons zu übernehmen, am 6. Juni mit diesem über Sulejowo nach Maslowice aufzubrechen, „wobei er das Hauptaugenmerk links zu richten" hatte, und dem bei Jendrczejow stehenden Feinde während des für den 7. und 8. geplanten Frontangriffs „auf der rechten Flanke und in den Rücken Jalousie zu geben" und, falls die Polen am 8. geschlagen würden, den Rückzug nach Warschau zu erschweren, ohne sich jedoch in etwas einzulassen (!). Der Kronprinz, in der Erkenntnis, daß dieser äußerst widersprechende Auftrag ihm keinen Ruhm bringen konnte, und in dem peinigenden Gefühl, der Entscheidung fern bleiben zu sollen, bat den König sofort in beweglichen Worten schriftlich um Rücknahme des Befehls. Dieser aber setzte eigenhändig die Entscheidung unter den Antrag:

„Ein Detachement zu führen, ist allezeit ein Zeichen von Zutrauen und eine Distinktion; und viel instruktiver als so beim großen Klumpen zu bleiben, und wenn die Operationen dieses Detachements auch im Anfang nur demonstrative sind, so können sich sehr leicht Zufälle ereignen, wo es in der Folge gewiß zur Aktion kommen kann. F. W."

Sehr niedergeschlagen reiste der Kronprinz am nächsten Tage (dem 4. Juni) ab und traf nach Überwindung großer Strapazen am 5. nachmittags in Petrikau ein.

„Sie können sich meinen Zustand denken", schrieb er am 9. Juni von dort seinem schwerkranken Freunde und Adjutanten, Major v. Schack, „erstlich mußte ich von der großen Armee weg und also die Bataille nicht beiwohnen, die man dem Koscinszko liefern wollte, zweitens sollte ich den Weg nach Czenstochau und so nach Petrikau zurückreisen, welches 22 Meilen ausmachte, drittens war es platterdings ohnmöglich, weder Pferde noch Bagage mitnehmen zu können, hinfolglich mußte ich mich Reitpferde daselbst borgen, viertens hatte ich nicht die geringste Idee von dem Lande, in welchem ich agieren sollte, und fehlte es gänzlich an richtigen Karten und überdem wußte niemand die eigentliche Stärke und Position des Feindes. Auf allen Fall war ich also bestimmt, nichts zu tun; denn, ginge es gut, so machte ich also eine bloße Demonstration, die übrigens an sich wegen ihrer Entfernung nicht von der geringsten Wirkung würde gewesen sein; ginge es schlecht, so mußte mein einziges Augenmerk dahin gehen, um mich mit Ehren zurück und wieder über die Pilica entweder bei Sulino [Sulejowo], Malufchin [Maslowice], oder Koniecpol zu ziehen. Das unangenehmste war aber immer, daß ich bei den großen Aktions nicht zugegen sein und mithin die ganze Kampagne über mich wieder ganz isoliert herumtreiben [sollte], ohne etwas zu sehen, noch zu hören."

Die Eindrücke, die der Kronprinz von der Kriegführung und der mangelnden Fürsorge für die Truppen empfing, waren überaus trübe und verdüsterten seine Stimmung noch mehr. Er klagte über Unordnung und Mangel, für nichts sei gesorgt, auch das Land könne nichts hergeben, weil die Russen, und vornehmlich die Kosaken, alles verheerten, so daß es schon gänzlich an Futter fehle; kein Lazarett sei vorhanden, und manche Regimenter hätten keine Zelte. Unmittelbar nach seinem Eintreffen bei seinem Detachement gab der Kronprinz den Marschbefehl für den nächsten Tag aus, sah aber, da ihm jede Ortskenntnis fehlte, große Unordnung voraus. Er war daher sehr einverstanden, als ein am 6. Juni früh, als er bereits Petrikau verlassen hatte, eintreffender Befehl den Beginn der Unternehmung hinausschob. Da der König bereits an demselben Tage Koscinszko bei Rackow erfolgreich angriff, wurde der Auftrag dann gegenstandslos. Die Mißstimmung des Kronprinzen erreichte ihren höchsten Ausdruck. Der Schluß des erwähnten Briefes an Schack lautete: Eindrücke des Kronprinzen.

3*

„Die außerordentliche Bravour der Polen macht mich sehr fürchten, daß wir lange hier werden zu klauben haben; wollte Gott, es wäre erst vorbei, es kann doch im Grunde weiter nichts besonders Vorteilhaftes herauskommen, und, unter uns gesagt, man wird auch so eine Lebensart satt, zumal, wenn man fast nichts Reelles zu sehen bekommt. Unsere besten Jahre gehen dahin, die man mit Zufriedenheit und Ruhe bei den Seinigen verleben könnte."

In dem Königssohn, dem sein Vater nach seiner Meinung keine Lorbeeren gönnt, erstirbt der Ehrgeiz und, seiner Naturanlage entsprechend, sehnt er sich nur noch nach ruhigem bürgerlichen Leben.

Kosciuszko wich in der Richtung auf Warschau zurück. Die Preußen bemächtigten sich Krakaus und folgten dann gegen Warschau, blieben indessen in gemessener Entfernung und verhielten sich abwartend.

Kordon an der südpreußischen Grenze.

Der Kronprinz mußte inzwischen in einer Kordonaufstellung die südpreußische Grenze decken. Dazu wurde ihm am 13. Juni „das Kommando sämtlicher preußischen und russischen Truppen von Sulejowo [an der Pilica] inklusive bis zum Ausfluß der Bzurra" übertragen. Als der König dann einsah, daß eine „bloße Chaine von Kantonnements" dem Zweck nicht genüge, mußte der Kronprinz sein Korps in ein Lager bei Lowicz zusammenziehen.

Abmarsch zum König.

Anfang Juli erhielt er den Befehl, mit seinen 6 Bataillonen, 14 Eskadrons und 2 Batterien zum Könige zu stoßen, und rückte in dessen Lager bei Nadrzyn ins zweite Treffen. Als endlich Belagerungsgeschütz eintraf, näherte sich die Armee Warschau und marschierte in der Nacht zum 27. Juli in der Ebene von Wolla auf; Kosciuszko nahm die ihm angebotene Schlacht nicht an, sondern verblieb in seinen Verschanzungen und beschränkte sich auf Artilleriefeuer. Die Preußen eröffneten die Laufgräben und begannen das Bombardement; von der beabsichtigten Erstürmung von Praga ließ sich der König durch die Überredungskünste des Generals Bischoffwerder abbringen, und am 5. September begann man die Belagerung aufzuheben. Friedrich Wilhelm beschränkte sich fortan auf den Schutz der eigenen Grenzen und die Unterdrückung des Aufstandes in Südpreußen. In seinem letzten Briefe an Schack vom 5. Juli, der infolge von dessen Tode uneröffnet zurückkam, hatte der Kronprinz gesagt: „Gott gebe, daß alles gut gehe und wir bald in Ruhe und Frieden wiederum zurückkehren mögen." Der Wunsch der Rückkehr wurde im September erfüllt, aber gut ging es nicht. Die Russen hatten inzwischen Zeit gewonnen, sich zu rüsten, sie traten an die Stelle der Preußen, schlugen Kosciuszko und erstürmten Praga. Sie hatten das Prestige

Belagerung von Warschau und ihre Aufhebung.

Sieg der Russen.

gewonnen, das Preußen verloren hatte; gleichzeitig ging auch das Vertrauen der Bundesgenossen Rußland und Österreich verloren und die erste Folge war ein geheimes Bündnis beider gegen den noch offiziell Verbündeten, mit dem Österreich im Westen Schulter an Schulter in Waffen wider Frankreich stand. In dem am 5. April 1795 geschlossenen Baseler Frieden trat Preußen endgültig aus der Koalition aus. Es stand völlig vereinsamt da, gehaßt, aber nicht gefürchtet. Das war die Erbschaft, die Friedrich Wilhelm III. zwei Jahre später antrat. Was brachte er nun mit, um seine große und schwere Aufgabe zu erfüllen, den Staat Friedrichs des Großen zu regieren, ihn auf der Höhe zu halten, auf die dieser ihn gestellt hatte, als Vormacht in Norddeutschland, als Vorkämpfer für die wahren deutschen Interessen, als achtunggebietendes Mitglied des europäischen Staatenkonzerts? Romantische Impulse des Souveräns, an Stelle nüchterner Überlegung, rasch verpuffend wie ein Feuerwerk; die schwächliche, unentschlossene Kabinettspolitik der preußischen Staatsmänner, die es mit niemand verderben wollte und und mit allen verdarb; die traurige Strategie des ersten Feldherrn, die die an sich richtigen Gedanken des Königs nicht zur Ausführung kommen ließ, — alles das hatte eine ununterbrochene Reihe von Mißerfolgen gezeitigt, die indessen — und darin barg sich das Verhängnis — äußerlich Preußens Macht noch nicht erschüttert hatten. Mit wenigen Ausnahmen wiegte man sich in den Traum der friderizianischen Größe. Wir kennen die Männer, die nicht träumten, die fühlten, daß man auf allen Gebieten von Grund auf ändern müsse, und befähigt und bereit waren, mit positiven Vorschlägen hervorzutreten, wir wissen auch, daß der König auf militärischem Gebiet keineswegs dem Fortschritt abhold war, aber es fehlte ihm, wie überall, auch hier die Entschlußkraft.

Vereinsamung Preußens.

Die Erbschaft, die Friedrich Wilhelm III. antrat.

Der Kronprinz stand mehr noch, als es im allgemeinen das Geschick der Thronfolger ist, abseits der Erwägungen und Entscheidungen auf politischem und militärischem Gebiet. Man kann wohl sagen, daß ihm die Möglichkeit, sich für sein hohes Amt vorzubereiten, einfach versagt wurde. Sicherlich lag schwere Schuld bei des Königs Umgebung, aber eine eherne Scheidewand hatte auch die Natur zwischen Vater und Sohn aufgerichtet; zum zweiten Mal mußte Preußen dergleichen erleben; zwischen Friedrich dem Großen als Kronprinz und seinem Vater war ein Konflikt entstanden, der in einem Todesurteil des Vaters über den Sohn zu endigen drohte, und doch fanden sich schließlich beide in der Erkenntnis, daß der Fürst der

Des Kronprinzen Verhältnis zum Vater.

erste Diener des Staates ist, in jener Weisheit, in der diese beiden großen Hohenzollern den ersten modernen monarchischen Staat schufen. Sie verstanden sich — so verschiedenartig angelegt sie waren — zum Schluß so völlig, so daß Friedrich in voller Ehrlichkeit in seinen Mémoires de Brandebourg niederschreiben konnte: „Wir sind stillschweigend über die häuslichen Zwistigkeiten dieses Fürsten hinweggegangen; man muß etwas Nachsicht mit den Fehlern der Kinder haben, zugunsten der Tugenden eines solchen Vaters.“ Niemals hatte das Verhältnis zwischen Friedrich Wilhelm II. und seinem Sohne so auf des Messers Schneide gestanden, aber niemals wurde es warm, auch der Tod ließ keinen versöhnlichen Akkord ausklingen. Der große König hatte von seinem Vater viel zu lernen, und der Anfang des Ausgleichs bestand darin, daß er einwilligte, arbeiten zu lernen zu des Staates und Volkes Wohl; beide Naturen waren zu stark, als daß höfische Leute imstande gewesen wären, sie zu trennen, nachdem sie einmal das Verständnis füreinander gefunden hatten. Den beiden folgenden Königen hatte die Natur diese Kraft versagt; Friedrich Wilhelm II. entbehrte keineswegs des hohenzollernschen Pflichtgefühls, und auf militärischem Gebiet ebensowenig der Erkenntnis, wohl aber der Konsequenz zur Durchführung des Erkannten und der Kraft, sich von übeln Einflüssen frei zu machen; dazu fehlte ihm jede politische Beanlagung. Sein Privatleben bot viele Angriffspunkte, die auch reichlich ausgenutzt worden sind, wenn auch der übliche Vergleich mit einem Ludwig XV., der Pflichten gegen sein Land nicht kannte, unzutreffend ist; niemand aber wurde mehr davon verletzt als der Sohn, und infolgedessen wurde seine Neigung zur Isolierung zum Schaden seiner Vorbildung für seinen Herrscherberuf gewaltig verstärkt.

Des Kronprinzen Vorbereitung für seinen Herrscherberuf.

Für die Staatsverwaltung hatte er nichts zu lernen vermocht, für die Truppenführung nur Negatives. Drei Feldzüge hatte er mitgemacht, den einen, 22 Jahre alt, ohne eine Ahnung von den großen Operationen, seine Brigade wie auf dem Exerzierplatze ins Kanonenfeuer führend, um dort untätig verharren zu müssen; den zweiten zuerst fast untätig als Kommandeur einer Reservebrigade vor einer Festung, dann an der Spitze eines Einschließungskorps vor einer anderen, abgelöst, bevor es Ernst wurde; den dritten ebenso impulsiv begonnenen und kläglich abgebrochenen wie den ersten in dem Namen nach selbständiger Stellung, aber ohne Möglichkeit einer energischen Tätigkeit. Allen drei Feldzügen, die der Kronprinz mitgemacht hatte, war gemeinsam: Zwiespältigkeit des Oberbefehls, das Meiden der Entscheidungen, Unkenntnis der Führer in bezug auf die Beschaffen-

heit des Kriegsschauplatzes, mangelnde Fürsorge für die Truppen. Eine kühne, freie und selbständige Natur hätte aus diesen Wahrnehmungen und ihren Folgen, auch wenn sie sich noch nicht in einer Katastrophe äußerten, vielleicht positive Lehren gezogen und wäre zu gegenteiligem Tun angefeuert worden. Aber nur besonders starke Naturen gelangen durch Reaktion auf den richtigen Weg, andere brauchen Vorbilder, und solche fehlten. Dazu kam es, daß über das immerhin noch nahe Vorbild des großen Königs ganz falsche Vorstellungen herrschten; man sah ihn immer nur, wie er mit geschwächten Kräften in seinem hohen Alter war, und nahm diejenigen seiner Lehren für absolut, die er doch nur als relativ maßgebend gemeint hatte, für seine alternden nicht mehr auf der Höhe stehenden Paladine und für die Erhaltung des von ihm geschaffenen Besitzstandes ohne Wagnis. Gewissermaßen verkörpert war dieser Gedankengang Friedrichs im Herzog Karl von Braunschweig, der trotz der Mißerfolge der letzten Feldzüge allgemein und auch beim Kronprinzen das höchste Ansehen genoß. Sein Ruhm stand fest, seitdem der große Friedrich ihn nach unschweren, in seiner Jugendzeit errungenen Erfolgen den größten Feldherren verglichen hatte.

Der Herzog von Braunschweig.

Der Kronprinz war keineswegs kritiklos, er wußte im Gegenteil treffend über Menschen zu urteilen, und jene Briefe an Schack und die sonstigen Aufzeichnungen beweisen, daß er auch mit offenen Augen die Fehler in der Organisation der Armee sah und die mangelnde Fürsorge für sie wahrnahm. Alles das nahm er in sich auf, aber eine so einsame und verschlossene Natur wie die seinige bedurfte mehr noch als eine andere eines hingebenden, vertrauenswürdigen Freundes, dem er sein Herz öffnen, mit dem er alles in sich Aufgenommene so verarbeiten konnte, daß dann aus der Kritik die erlösende Tat erwuchs. Ein solcher Freund war Schack, ihm sagte er alles, selbst Disharmonien, die der Klatsch der Hauptstadt in das Verhältnis zur zärtlich geliebten Gattin gebracht hatte, verschwieg er ihm nicht; — das Verhängnis wollte, daß Schack zur Zeit der polnischen Kampagne seinem schweren Leiden erlag. Niemals ist diese Lücke ausgefüllt worden. Schon während dieses Feldzuges, noch zu Schacks Lebzeiten, war Oberst v. Köckritz dem Kronprinzen als Adjutant beigegeben. Dieser schrieb am 19. Juni an den kranken Freund:

Des Kronprinzen Urteilsfähigkeit.

Major v. Schack.

Köckritz.

„Mit Köckeritzen, der, wie Sie wissen, ein sehr wohldenkender, rechtschaffener Mann ist, werde ich recht gut fertig, und ich bin sehr zufrieden, daß dieser und kein anderer in Ihrer Abwesenheit Ihre Stelle bekommen hat."

Er hat ihm auch dauernd seine Gnade bewahrt, aber wie konnte der Entwickelung des Thronfolgers dieser Mann nützlich sein, „eine enge Philisterseele", wie Treitschke sagt, „seinem jungen Herrn bequem durch phlegmatische Gutmütigkeit, glückselig, wenn er sich bei der Pfeife und einem ruhigen Spielchen von den Geschäften des Tages erholte" und dessen Kopf der Herzog von Braunschweig-Öls „einen ausgeschnittenen Kürbiskopf ohne Licht im Innern" genannt hatte. Metternich sagte von ihm:

„Herr v. Köckritz, . . . rechtschaffen und von mildem, loyalem Charakter, reicht mit seinen militärischen Ansichten nicht über das Detail des Dienstes hinaus, auf das hier mehr geachtet wird als irgendwo sonst. Von der Politik weiß er nicht einmal die Elemente und bekennt das auch gegen jedermann."

Der Kronprinz, dessen warmes Herz sich nach einem väterlichen Freunde sehnte, hat in einer „Instruktion für meinen Generaladjutanten, Major v. Köckritz, wonach er sich richten wird, wenn ich König bin", einen so außerordentlich jugendlichen, ja kindlichen Gedankengang enthüllt, daß man im Vergleich zu den älteren Briefen an Schack an der Echtheit zweifeln möchte. Die Absicht, wie der große König „der erste Diener des Staates" zu sein, alle Untertanen glücklich zu machen, jedem Zutritt zu gewähren und sparsam zu regieren; das Bekenntnis der Liebe zum Militär, mit dem er sich eingehend beschäftigen und „recht oft Revuen halten" will; der Abscheu vor dem Kriege und der Entschluß, neutral zu bleiben, mögen sich die Nachbarn „schlagen und untereinander aufreiben, wie sie wollen"; Verteidigung „bis auf den letzten Mann" im Falle des Angriffs — das sind die wesentlichen Gesichtspunkte, die in naiver Form zum Ausdruck kommen. Köckritz soll ihm wöchentlich Bericht erstatten. „Denken Sie, lieber Köckritz, daß Sie mein Vater sind und verlassen Sie mich nicht."

Anklänge an dieses Schriftstück enthält ein von dem jungen Könige bei seinem Regierungsantritt an Köckritz gerichtetes Schreiben, in dem auch von einer Kommission zur Abstellung der Mißbräuche im Staatswesen die Rede ist; Einigkeit ihrer Mitglieder sei notwendig. „Nun lehrt aber leider die Erfahrung, daß talentvolle Männer selten miteinander harmonieren, woraus dann, wie natürlich, gar viel Übles und Nachteiliges entsteht." Es bedürfe daher einer Mittelsperson, und diese solle Köckritz darstellen. Der König muß aber doch allmählich — bei Bewahrung voller Pietät — eingesehen haben, daß sein Vertrauter nicht imstande war, den auf ihn gesetzten Erwartungen zu entsprechen. Das geht indirekt auch aus dem am 17. Dezember 1811

an jenen zu seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum gerichteten Schreiben hervor: „... Nicht durch Aufsehen erregende Hypothesen, Paradoxien und Theorien haben Sie zu glänzen versucht; im stillen wohlzutun, mit Selbstverleugnung nützlich zu sein, ... war Ihre erste und angenehmste Beschäftigung. ..."

Ein ausschlaggebender Berater war Köckritz doch nicht geworden. Zastrow. Die Stelle eines vortragenden Generaladjutanten erhielt der General v. Zastrow, nach Steins Urteil „ein Mann von ungewöhnlichem Geist und Kenntnissen, arbeitsam, ohne eine große militärische oder politische Ansicht, herrschsüchtig, pfiffig, kalt egoistisch, kleinlich: unerfahren, beschränkt, selbstgenügsam, widerstand er den Verbesserungsabsichten des Königs". — Ein guter Stern leitete den jungen Monarchen bei der Zusammensetzung seiner nächsten Umgebung nicht.

III. Die große Katastrophe 1806/07.

1. Die Zeit vor dem Kriege.

Regierungsantritt. Seit dem 16. November 1797 stand Friedrich Wilhelm III. als König an der Spitze des Staates. Die Zeit stellte die höchsten Ansprüche an seine Einsicht und Tätigkeit. In der Schmähschrift „Das gepriesene Preußen" wird ihm zum Vorwurf gemacht, daß er nur Sinn für seine Truppen habe; man wird aber doch, ohne seine übertriebene Neigung für alles Parademäßige zu beschönigen, zugeben müssen, daß es eine richtige Erkenntnis der Weltlage bekundete, wenn sein erstes Bestreben dahin ging, sein Heer wirklich kriegstüchtig zu machen. Angestrebte Heeresreform. Schon zur Regierungszeit seines Vaters war er durch Vermittelung des Feldmarschalls v. Möllendorff in dauernder Verbindung mit der Organisationskommission geblieben, hatte sich im Jahre 1796 von dem Generalquartiermeisterleutnant v. Lecoq Vorschläge über Verbesserung der Lage der Armee unterbreiten lassen und im Herbst des nächsten Jahres über denselben Gegenstand längere Unterredungen mit dem General v. Courbière gehabt. Das Ergebnis dieser Erörterungen legte er zur Zeit der Übernahme der Regierung in einer Denkschrift nieder. Was er anstrebte, war verständig und wohldurchdacht, aber allzulange dauerten die Beratungen und Erwägungen — auch hier blieb, wenn auch einige Reformen erfolgten, „das Beste der Feind des Guten". Von Zeitgenossen rühren ungemein günstige Urteile über des Königs Tätigkeit in jener Periode her, und selbst sein Vetter Louis Ferdinand, der fast in jeder Beziehung der äußerste Gegensatz zu ihm war, soll gesagt haben, „er kenne nur einen Mann im preußischen Staate, der durch seine Einsichten und seine Talente denselben zu retten imstande wäre, wenn er sich nur selbst vertrauen wolle, und dies sei der König". Leider fehlte diese Bedingung, und das empfand nicht der feurige Prinz allein. Auch Henckel hat später gesagt, am Könige habe es nur insofern gelegen, „als er seinen Kräften zu sehr mißtraute; denn er hätte es von allen anderen am besten verstanden". Eine sehr merkwürdige namenlose Denkschrift „Freimütige Bemerkungen über die in der Gegenwart verborgene zu-

künftige Lage Preußens" schließt mit der Bitte an den König, Selbstvertrauen zu fassen und selbständiger zu handeln: „Die Nation verliert durch die Bescheidenheit des Monarchen." Diese Bescheidenheit ging zu seinem und seines Landes Unglück so weit, daß zeitweise zwischen seiner Erkenntnis und seinem Handeln jede Brücke fehlte. Im Jahre 1800 oder 1801 hat er eine Denkschrift verfaßt, in der er es als „von äußerster Wichtigkeit" bezeichnet, daß „in der jetzigen Krisis" kein noch bestehender Staat Maßregeln versäume, „um dem mehr oder weniger die ganze zivilisierte Welt bedrohenden Umsturz vorzubeugen und zu rechter Zeit zuvorzukommen, um dem Schicksale so vieler anderer bereits zugrunde gerichteter Staaten nicht gleichfalls unterliegen zu müssen". Daher müsse Preußen alle sich bietenden Mittel prüfen, vervielfältigen und vervollkommnen. „Bei einem so außerordentlichen Kriege, als der jetzige ist, wo alles auf dem Spiel steht, und der uns gleichfalls heute oder morgen bedroht, muß man durchaus ebenfalls zu außerordentlichen, nicht gewöhnlichen Maßregeln seine Zuflucht nehmen, wenn selbige auch vielleicht zum Teil bis jetzt bei uns nicht angewendet worden wären." Preußen müsse demgemäß bei einem Kriege mit Frankreich seine ganze Macht aufbieten, alle „demi-mesures" würden den unausbleiblichen Sturz nach sich ziehen, daher Mobilmachung der ganzen Armee und Versammlung nach dem Westen, nur in den polnischen Landesteilen seien Truppen zurückzulassen; Volksbewaffnung im Halberstädtischen, Magdeburgischen und der Kurmark behufs Selbstverteidigung; Feststellung von Operationsentwürfen, bezüglich auf die verschiedenen für den Gegner möglichen Angriffswege; derartige Vorbereitung der Mobilmachung und Truppeneinteilung, daß nichts mehr zu tun ist, als den Befehl zu geben und die Gelder auszuzahlen. Man wird zugeben müssen, daß die hier kundgegebene Auffassung an Klarheit nichts zu wünschen übrig läßt und den zurzeit maßgebenden Auffassungen weit vorauseilt. Mit Recht konnte der König schließen: „Wenn alles oben Benannte ins Werk gesetzt, so kann man getrost in die Zukunft blicken, ohne zu zittern und zu zagen, und wenn es dann wirklich dazu kommen sollte, daß wir uns nochmals mit den Franzosen messen müßten, so wird, wie ich gewiß überzeugt, der preußische Mut seinen alten Ruhm zu behaupten wissen." — Aber es wurde nichts „ins Werk gesetzt", trotz einer eifrig vom König geförderten Tätigkeit in Beratungen und Projekten; indessen erfolgten auf dem Gebiete des Militärbildungswesens entscheidende Besserungen, und für Truppenübungen wurde viel getan.

Nicht mit Unrecht wird des Königs Beratern ein erheblicher Teil der Schuld an dem langsamen Gange der Reformmaßregeln zugesprochen, und es liegt nahe, sich vorzustellen, daß der Monarch unglücklich in der Auswahl derer war, die er fragte und hörte, und doch erscheinen hier neben den Namen Lecoq, Möllendorff, Geusau, Rüchel, Zastrow, Gouionneau, Lottum und Knesebeck die von Courbière, Kleist, Ribbentrop, Scharnhorst, der allerdings erst in letzter Stunde zu Wort kam, und Blücher.

Des Königs Urteile über Personen.

Der König hat der Personenfrage keineswegs eine zu geringe Bedeutung beigelegt; er hat sich mit ihr, wie mit allem anderen, pflichtmäßig beschäftigt. Ein Beweis dafür ist, daß er im Juni 1796 (also im Lebensalter von 26 Jahren und 1½ Jahre vor seinem Regierungsantritt) „kurzgefaßte Bemerkungen über die bei der Rhein-Armee und in Polen angestellt gewesenen Generals, so noch in activité, die ich persönlich zu beurteilen Gelegenheit gehabt", niederschrieb. Sie verdienen einen Vergleich mit denjenigen, die Clausewitz in seinen „Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe" 17 bis 18 Jahre nach dieser abfaßte. Einige von diesen 43 Qualifikationen, welche Persönlichkeiten betreffen, die in der Folge eine hervorragende Rolle spielten, sollen hier wiedergegeben werden:

Herzog von Braunschweig.

„Der Herzog [von Braunschweig] bleibt ohnstreitig einer der ersten Generale unserer Zeit. Verbindet mit der größten Vorsicht die maßloseste Tätigkeit. Übersieht mit einem besonderen Scharfblick die wahre Lage der Dinge. Übereilt nie seine Unternehmungen und handelt nicht ohne hinlängliche Gründe, weshalb ihn seine Feinde als einen furchtsamen, nicht unternehmenden und peniblen General schildern wollen. In der Tat verdient er aber die Hochachtung aller erfahrenen und biederen Männer, die ihm gewiß Gerechtigkeit widerfahren lassen und seine seltenen Talente und herrlichen Kopf nicht genug bewundern können. Dieser große Krieger überschaut nur allzu richtig die ganze Kette des wahren alten preußischen Militärsystems, übersieht daher nicht die geringste Kleinigkeit und Vernachlässigung im Dienst, auf welche er mit der größten Strenge als den wahren Grund zur Erhaltung militärischer Ordnung und Disziplin zu halten weiß. Auch hierin wird er von seinen Feinden und allen commodités [so!] Liebhabern als einen Kleinigkeitskrämer und Pedanten angesehen, weil dergleichen Leute gar zu gern alles von sich entfernen wollen, was irgendeinem Zwang ähnlich sieht und ihnen lästig scheint."

Clausewitz berichtet, der König habe den Herzog nicht geliebt, wie man sage. Jedenfalls hat er ihm nach Vorstehendem seine größte

Hochachtung gezollt; auch sagt Rüchel in seinem am 24. Mai 1808 an die Immediatkommission zur Untersuchung der Kriegsereignisse erstatteten Bericht: „Diesem Prinzen ... vertraute unser Monarch nicht ohne manchen Grund in jeder Art sehr hoch." Das erscheint nach den Erfahrungen aus dem unglücklichen Feldzuge in der Champagne befremdlich und erklärt sich nur, wenn man annimmt, daß Friedrich Wilhelm den unerhörten Mißerfolg mehr der Zwiespältigkeit des Oberbefehls und der allzu kühnen und doch nicht konsequenten Initiative seines Vaters als der übermäßigen Bedachtsamkeit des Herzogs, der sich einer Durchführung des wider seinen Willen Begonnenen entzog, zur Last legte. Daß dies in Wahrheit der Fall war, geht aus seinen hier mitgeteilten Aufzeichnungen über die Kanonade von Valmy hervor; von dem Einstellen des Angriffs sagt er dort: „Es war auch wohl noch das Beste; denn was wollten wir denn eigentlich tun?" Und in der Tat war der Herzog einsichtig, von scharfem Verstande und wohlunterrichtet, aber ihm fehlte das Beste: Energie und Selbstvertrauen.

„Courbière. Offener und braver Mann, der gute Kenntnisse besitzt und ein brauchbarer General ist. Seine öfter zu freien Reden haben ihm geschadet. Hat sonst sehr gute Einsichten und ist ein rechtschaffener Mann. Bisweilen, hauptsächlich aber aus Diensteifer zu hart und brutal gegen den gemeinen Mann, weshalb man ihm darin nicht zu viel Willen lassen darf." Courbière.

Als Kommandant von Graudenz sollte sich Courbière noch über dieses Urteil hinaus bewähren.

„Kalckreuth. Trefflicher Kopf, kluger und aktiver General, der gemacht ist, um Korps und Armeen zu kommandieren. Viel Verstand, bisweilen etwas beißend, und leidet nicht gern andere über sich. Besitzt viel Talent zu Negotiationen, da er ein Mann von Welt ist. Besitzt innere Ressourcen und kömmt selten in Verlegenheit. Besitzt den höchsten Grad von Ambition, ist daher sehr empfindlich und will delikat behandelt sein. Seine öfter übertriebene Ambition verleitet ihn manchmal, zu weit zu gehen und das ihm gesetzte Ziel, vielleicht in der besten Absicht, zu überschreiten. Hält auf Ordnung und Akkuratesse im Dienst, sowohl im großen als kleinen. Von nobler Denkungsart." Kalckreuth.

Vielleicht hat das Urteil über die Folgen seiner „übertriebenen Ambition" dazu geführt, ihm im Kriege gerade das Kommando der Reserven anzuvertrauen.

„Fürst Hohenlohe. Voller Genie, Ambition, Tätigkeit und Eifer. Hat einen guten militärischen Kopf und ist ein unternehmender, aktiver General. Geht bisweilen in der Hitze zu weit, von welchem Hohenlohe.

Fehler er doch seit der ersten französischen Kampagne sehr zurückgekommen und sich darin ungemein zu seiner Avantage geändert, wie er denn überhaupt ein Herr ist, der sich zum kommandierenden General gut paßt und alle hierzu nötigen Eigenschaften besitzt. Kommt selten in Verlegenheit und weiß bald seine Position zu ergreifen. Außerdem in seinen Affären sehr derangiert."

Diese im allgemeinen zutreffende Charakteristik litt an einer Überschätzung der Intelligenz des Beurteilten; Clausewitz sagte 17 bis 18 Jahre nach der Katastrophe: „Fürst Hohenlohe war ein sehr gemütlicher [offenbar gleichbedeutend mit „gemütvoll"], frischer, tatenlustiger Mann, dessen ausgezeichnetste Eigenschaft der Ehrgeiz war", fügt aber hinzu: „Leider wurde dieser nur durch einen gewissen Enthusiasmus und durch natürliche Bravour, aber keineswegs durch einen ausgezeichneten Verstand unterstützt."

Kleist. „Kleist. Voller Feuer, Tätigkeit und Ambition, worüber er öfter seine körperlichen Infirmitäten und Blessuren vergißt, oder doch wenig achtet. Besitzt die zu einem guten General gehörigen militärischen Kenntnisse, sowohl vom kleinen als großen Dienst. Hält auf die strengste Ordnung und Subordination, in welchen Stücken er bisweilen aus Eifer für den Dienst zu weit gehen mag."

Man darf sich nach dieser Beurteilung nicht wundern, daß Kleist ein so wichtiger Platz wie Magdeburg anvertraut wurde, aber zur Zeit der Niederschrift dieses Urteiles war er 60½ Jahre alt, und ein Dezennium später hat dann die „körperliche Infirmität" überwogen.

Prinz Louis Ferdinand. „Prinz Louis Ferdinand. Offener Kopf von lebhafter Einbildungs- und Fassungskraft, viel Genie und Talent, munter und tätig. Persönlich brav und entschlossen. Besitzt alle Eigenschaften, um eine große Rolle zu spielen. Würde ein sehr schätzbarer Herr sein, wenn er nicht im Gegenteil noch so viel Inkonsequenz und Leichtsinn besäße, der ihm zu mancherlei Lastern Anlaß gibt. Wird sich noch sehr die Hörner ablaufen müssen, bevor er eine gewisse Solidité bekömmt, ohne welche er nur die Hälfte der Achtung erwarten kann, die ihm außerdem zuteil werden müßte. Seine heftige Einbildungskraft läßt öfter seine Gedanken nicht zur Reife kommen, da sich in seinem Kopf in demselben Augenblick so vielfältige Gegenstände kreuzen, wovon der eine immer den anderen verdrängt, ohne daß eine hinlängliche Überlegung an allen gleichen Anteil haben kann. Eben dieser sein feuriger Kopf wird ihn auch im Felde bei manchen Unternehmungen aus Eifer und Begierde nach Ruhm und Ehre weiter führen als es der Dinge vielleicht angemessen sein könnte. Dieses würde auch bei allen übrigen

Gegenständen der Fall sein, wo der Prinz zu wirken Gelegenheit haben sollte, ehe und bevor sein Blut und feuriges Temperament sich nicht in etwas abgekühlt haben wird. Dieserhalb ist es durchaus notwendig, daß man ihm bei solchen Gelegenheiten nie den Zügel schießen lassen darf, wenn man sich nicht manchen unangenehmen Folgen aussetzen will, die sich in allem Betracht nur allzu leicht aus seinem hitzigen und aufbrausenden Gemüt erwarten lassen."

König Friedrich Wilhelm II. hatte nur seine glänzenden Eigenschaften ins Auge gefaßt, als er in bezug auf des Prinzen heldenhaftes Benehmen beim Sturm einer Mainzer Schanze in der Nacht vom 16. zum 17. September 1793 niederschrieb: „Prinz Louis hat sich viel Ruhm erworben und, wenn er so fortfährt, wird er einst gewiß ein großer General werden." Louis Ferdinands ganz anders geartetem Vetter schwebten mehr die Schattenseiten vor, als er jenen so scharf charakterisierte; geradezu prophetisch sagte er seinen tragischen Ausgang voraus. Und doch wurde dieser dadurch vorbereitet, daß gerade ihm 1806 das Kommando einer Avantgarde übertragen wurde, — allerdings lagen auch hier zehn Jahre dazwischen, ein Zeitraum, wohl geeignet, einen feurigen und talentvollen jungen Mann sich konsolidieren zu lassen; und das war in der Tat geschehen; sein besseres Ich war durchgedrungen, und nicht ihm war die Schuld des so verhängnisvollen Anfanges des unglücklichen Feldzuges beizumessen, sondern denen, die ihm einen unheilvollen Auftrag gegeben hatten. Das Urteil, das Clausewitz später über Louis Ferdinand niedergeschrieben hat, ist dem Wesen nach dem, was der Kronprinz hier sagt, sehr ähnlich; nur eins hätte Clausewitz nicht sagen dürfen, es war ein Unrecht, wenn er vom „preußischen Alcibiades" sprach. Gewiß hat der Prinz, wie jener, in überquellender Lebenskraft tolle Streiche begangen, aber nie wäre er, der glühende Patriot, imstande gewesen, gegen ein undankbares Vaterland etwas zu unternehmen, wie der schöne Grieche. Im heldenhaften Kampfe für die gerechte Sache ist der Prinz gefallen, und Max Lenz hat vollkommen recht, wenn er ihn Preußens „Achilles" und nicht Alcibiades nennt.

„Rüchel. Unschätzbarer Mann und seltenes Genie, wenigen zu vergleichen. Trefflicher und arbeitsamer Kopf. Unermüdet und beharrlich in seinen Unternehmungen, sobald er von deren Nutzen überzeugt ist. Von sehr glücklicher und richtiger Beurteilungskraft. Aufs äußerste prompt und tätig, jedoch nie ohne Überlegung. Unternehmender, aktiver und denkender General. Voller innerer Ressourcen und schneller Entschlüsse. Persönlich brav, determiniert und verliert nie den Kopf. Rüchel.

Besitzt einen herrlichen Vorrat von Kenntnissen allerart und könnte mehr oder weniger in allen Branchen mit Sukzeß zu gebrauchen sein, da er sich schnell in die wahre Lage der Dinge hinein zu arbeiten weiß, keine Anstrengung und Arbeit scheut und von allen schon Vorkenntnisse besitzt, als wozu ihm sein natürliches Genie ungemein zu Hilfe kommt. Versteht den großen sowohl als den kleinen Dienst aus dem Grunde und hält auf die Ausführung desselben mit unerbittlicher Strenge und Schärfe, als worin er vielleicht gegen seine Untergebenen bisweilen zu weit geht und selbige zu sehr brüskiert. Mit Leib und Seele Soldat und Patriot. Voller Ambition und Feuer, überwirft sich aber deshalb leicht mit anderen und steht nicht gerne unter jemands Befehle. Sehr freigebig und edeldenkend."

„Man hätte den General Rüchel eine aus lauter Preußentum gezogene konzentrierte Säure nennen mögen", sagt Clausewitz, der ihn weniger günstig charakterisiert und seine wunderlichen Seiten in den Vordergrund stellt. Der König hat doch trotz einer noch zu berichtenden Differenz an seiner Auffassung festgehalten und, als es zum Kriege kam, dem „unschätzbaren Manne", der „nicht gerne unter jemandes Befehle steht", ein selbständiges Kommando anvertraut.

Wartensleben.

„Graf Wartensleben. Ein Mann, der Ambition hat, tätig und rührig ist und zu gebrauchen."

Generalleutnant Graf Wartensleben kommandierte 1806 die 2. Division der Hauptarmee, wurde beim Rückzuge nach der Schlacht von Auerstedt von Hohenlohe mit Verstärkungen in Magdeburg zurückgelassen und später als ältester Offizier neben Kleist für die Übergabe des Platzes verantwortlich gemacht.

Es ist nach diesen Urteilen und nach der Tatsache, daß der König die sämtlichen Generale, über die er berichtet, selbst im Kriege kennen gelernt, und daß ein Teil von ihnen schon unter Friedrich dem Großen gefochten hatte, nicht wahrscheinlich, daß er, wie Massenbach behauptet, gesagt haben soll: „Meine Generale kennen den Krieg nicht; ich habe unterrichtete, aber keine kriegserfahrene Offiziere." Hat der König dies wirklich ausgesprochen, so kann er damit nur gemeint haben, daß den letzten Feldzügen alles fehlte, was zum Kriege gehört, Energie und der ernste Wille, den Gegner niederzuwerfen. In diesem Sinne kannte auch er den Krieg nicht; überdies war seine friedliebende Natur der ultimo ratio regis abhold, und das Unglück wollte es, daß die Erkenntnis, daß die Waffenentscheidung unter Umständen die einzige Lösung politischer Fragen ist, auch den zu seiner Beratung berufenen Staatsmännern fern lag.

Das Jahr 1805 war bestimmt, Preußens Entschlußunfähigkeit aller Welt zu offenbaren. Schon zu Anfang des Jahres 1800 hatte der erste Konsul Bonaparte seinen Minister des Äußeren Talleyrand zur Berichterstattung aufgefordert, wie Preußen zur Herstellung des Friedens mit den übrigen kriegführenden Großmächten benutzt, und wie in das Interesse Frankreichs gezogen und dazu bestimmt werden könne, an der Spitze eines norddeutschen Bundes Rußlands übermäßigem Ehrgeiz Schranken zu setzen. Das ist das politische Programm, das Preußen gegenüber bis 1806 festgehalten wurde. Die Eroberung oder Vernichtung des wirtschaftlich armen und für seinen unmittelbaren Besitz ungünstig gelegenen Landes erstrebte er nicht, wohl aber wollte er es seinen höheren Zwecken dienstbar machen. Wie er dann selbst aussprach, brauchte er Frieden auf dem Kontinent, um sich mit voller Macht gegen England wenden zu können und seine, Frankreichs Bewegungsfreiheit hemmende Seeherrschaft zu vernichten. Preußen sollte nicht nur einen Wall gegen Rußland bilden, sondern auch die Basis für einen Krieg Frankreichs gegen dieses Land und die nordischen Mächte, sowie eine Drohung gegen Österreich sein. Auf Preußen gestützt, vermeinte Napoleon, dem Kontinent seinen Willen aufzwingen zu können. Daher sein eifriges und jahrelang wiederholtes Liebeswerben um die Freundschaft der unentschiedenen preußischen Regierung, seine lockenden Anerbietungen, die dem Könige wiederholt ausgesprochene Versicherung uneigennütziger Freundschaft. Das Anerbieten von Hannover als Lockspeise sollte und mußte den Bruch mit England herbeiführen, dem jenes Land durch Personalunion verbunden war, und dadurch Preußen zum engen Anschluß an Frankreich bestimmen. Die unselige preußische Schaukelpolitik schloß jedes folgerichtige Handeln aus. Man wollte den Preis Hannover, dafür aber nur neutral bleiben. Die Lage wurde noch komplizierter, weil von der anderen Seite Rußland mit dem Durchmarsch drohte, um dem von Frankreich bedrängten Österreich zu Hilfe zu kommen. Trotzdem riet Graf Haugwitz zur bewaffneten Neutralität nach beiden Seiten; der König stimmte zu und befahl im Jahre 1805 die Mobilmachung von 80 000 Mann. Als nun Napoleon ohne zwingenden Grund die Neutralität durch Durchmarsch durch die preußischen Besitzungen in Franken verletzte, wurde eine zweite Mobilmachung angeordnet und — nach beiden Seiten verhandelt. Armeen wurden aufgestellt, Operationspläne entworfen, aber der günstige Moment zum Eingreifen für Österreich wurde trotz der mit Rußland erzielten und in feierlicher Szene am Grabe Friedrichs des Großen besiegelten Einigung verpaßt. Ein österreichisches

1805.

Heer unter Mack kapitulierte bei Ulm, und am 2. Dezember schlug Napoleon die vereinten Österreicher und Russen bei Austerlitz — durch Kaiser Alexanders Schuld. Österreich schloß einen Waffenstillstand, Kaiser Alexander aber stellte seine in Schlesien und Preußisch-Polen befindlichen Truppen unter des Königs Befehl —, 300 000 Mann standen zu seiner Verfügung. Da unterzeichnete Graf Haugwitz, der seinen Auftrag zur Kriegserklärung, falls die preußischen Friedensbedingungen nicht angenommen würden, im französischen Hauptquartier nicht ausgeführt hatte, auf die Nachricht von Austerlitz eigenmächtig zu Schönbrunn ein entwürdigendes Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich. Der König ließ sich von Hardenberg bestimmen, den Vertrag unter Vorbehalt anzunehmen, abermals ein unheilvoller Mittelweg. Napoleons Nichtachtung wuchs, und Preußen wurde nicht einmal mehr der Gnade des Schönbrunner Vertrages gewürdigt, es mußte den ihm am 15. Februar 1806 zu Paris oktroyierten viel schlimmeren Vertrag annehmen. Drei Jahre vorher hatte Preußen gemeinsam mit ganz Deutschland die schwere Schuld des Reichsdeputationshauptschlusses auf sich geladen, jetzt war es eine speziell preußische Schuld, und Preußen, das seine Verbündeten nicht rechtzeitig unterstützt hatte, stand nun vereinsamt da, nicht ohne äußeren Machtzuwachs, aber die preußische Selbständigkeit war dahin, es war der Anfang zum französischen Vasallenstaat. Die heißblütigen Patrioten wie Stein und Prinz Louis Ferdinand sahen Preußens Ehre verloren, und der König hätte kein Hohenzoller sein müssen, wenn er nicht in seinem Innern ebenso gefühlt hätte. Und wer hieran noch zweifelte, den belehrte Napoleon. Schon am 15. Dezember 1805 hatte er dem Könige von Württemberg geschrieben: „Weder Sie, noch ich, noch das Berliner Kabinett selbst wissen, was die preußischen Armeen wollen", und er mutete Preußen fortan das Ungeheuerlichste zu. Der Pariser Vertrag enthielt außer der Abtretung des rechtsrheinischen Kleve und von Ansbach ohne Entschädigung die Verpflichtung zur Sperrung der hannöverschen Flüsse gegen England, gleichbedeutend mit Krieg mit diesem Lande und Vernichtung des eigenen Handels. Preußen war um so wehrloser, als es in der Zwischenzeit bereits — seine Armee, ausschließlich eines zur Besetzung von Hannover bestimmten Korps, demobil gemacht hatte.

Schönbrunner Vertrag.

Pariser Vertrag.

Wiederanknüpfung der Verbindung mit Kaiser Alexander I.

Trotz alledem knüpfte sich in dem verhängnisvollen Jahre ein Band fester, das für die Zukunft von der allergrößten Bedeutung sein sollte. Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung im Jahre 1801 hatte Kaiser Alexander I. von Rußland eine Zusammenkunft vorgeschlagen, die im folgenden Jahre in Memel stattfand. Der hier geschlossene

Freundschaftsbund hat, wie Schiemann treffend sagt, „mehr als alles Übrige die europäische Politik in der ersten Hälfte" des 19. Jahrhunderts „und darüber hinaus bestimmt. Aber er beruhte in seinen Anfängen auf einer merkwürdigen Verbindung persönlicher Sympathien und gleicher Neigungen mit einem politischen Mißverständnis. Beide Teile dachten an ein preußisch-russisches Bündnis, nur sollte es dem einen zur Wahrung seiner Neutralität, dem anderen als ein Werkzeug zu militärischem und politischem Ruhm dienen. Über Friedrich Wilhelms Meinung konnte kein Zweifel bestehen, Alexanders Ziele blieben dem neuen Freunde verhüllt durch den Nebel jener »Neva-Sentimentalität«, die den eigentlichen Kern seines Wesens verhüllte." 1805 hatte der Zar in Potsdam einen Vertrag mit dem Könige geschlossen. Trotz allen Enttäuschungen durch des letzteren zaghafte Politik hatte sich in Alexander, nachdem er von Österreich verlassen war, die Überzeugung von der Unentbehrlichkeit des preußischen Bündnisses befestigt; er sah, wie er dem Könige am 25. Januar 1806 schrieb, in der Befestigung der Bande, die ihn an jenen knüpften, „seine ganze Hoffnung inmitten des Unglücks, das über Europa gekommen ist". Aber auch Friedrich Wilhelm kam es zugut, daß Napoleon selbst ihn von jeder Illusion über seine Politik befreit hatte. Die angebotene „Freundschaft" hätte sich doch niemals zu einer gleichberechtigten Interessengemeinschaft gestaltet, und wenn Napoleon damals ganz aufrichtig den preußischen Staat erhalten und sich gut mit ihm stellen wollte, so war es doch nur, um ihn seinen Plänen dienstbar zu machen. Der König fing an, sich von der Notwendigkeit einer entschiedenen Abkehr von Frankreich und der engen Anlehnung an Rußland zu überzeugen. „Jetzt erst beginnen", wie Bailleu sagt, „persönliche Beziehungen und politische Verbindung in wirklich fruchtbarer Wechselwirkung sich zu durchdringen; das gegenseitige persönliche und staatliche Verhältnis tritt in eine neue Entwickelungsphase, die mit dem engen Zusammenschluß während der Freiheitskriege ihren Höhepunkt erreicht. Für das Jahr 1806 zeigt sich die beginnende Wandlung in der freigewollten persönlichen Anteilnahme des Königs an dem preußisch-russischen Geheimvertrage von 1806, ebenso in dem von Zeit zu Zeit immer wieder auftauchenden Plane, der den eigensten politischen Gedanken des Königs in sich schließt, in dem Plane, den übermächtigen Gegner durch anscheinende stille Resignation in Sicherheit zu wiegen und unter Sammlung aller Kräfte in heimlicher Rüstung eine umfassende und erdrückende Koalition gegen Napoleon vorzubereiten."

2. Auerstedt.

Die Lage vor dem Kriege 1806.

Die Kriegsgefahr blieb eine dauernde; denn die französische Armee räumte nicht Deutschland; unter Napoleons Protektorat konstituierte sich aus Staaten, die sich vom Reiche lossagten, der Rheinbund; am 6. August legte Kaiser Franz seine Würde nieder, und somit hörte auch formell der Bestand des heiligen römischen Reichs deutscher Nation auf. Der König sah, wie er am 8. August dem Kaiser Alexander schrieb, voraus, daß Napoleon seinen Frieden mit England machen und Preußen um Hannover bringen werde, und auch, daß die Konsequenz seine Vernichtung im Kriege sein werde. Er bat daher den Zaren, trotz des mit Frankreich geschlossenen Friedens seine Armee noch einige Zeit an der preußischen Grenze zu lassen, „um den letzten unabhängig gebliebenen Staaten die Hand zu bieten.... Ich fühle täglich mehr, was alles das Geschick für mich getan hat, als es uns persönlich näherte". In einem noch in demselben Monat geschriebenen Briefe bezeichnete der König als sein einziges Interesse, Norddeutschland zu retten, zu dessen Verbündung den Grund zu legen er im Begriffe sei. Die Lage erschien ihm mit Recht so bedrohlich, daß er schon am 9. August eine Mobilmachung und Versammlung eines großen Teiles seiner Armee in verschiedenen Gruppen, die allerdings in der ganzen Monarchie verteilt waren, anordnete; Ostpreußen blieb davon unberührt, obwohl nach einer Äußerung der Königin der König ursprünglich auch die Heranziehung der Truppen aus dem Osten beabsichtigt hat, von seiner Umgebung aber davon abgebracht worden ist. Einige Festungen wurden armiert. Wie im Jahre vorher wurde eifrig über Operationspläne beraten. Die politische Lage war ungemein unklar; man drohte Frankreich durch Truppenversammlungen, aber versicherte seine friedlichen Absichten; man verlangte die Zurückziehung der französischen Truppen aus Deutschland und die Zustimmung zur Bildung eines Norddeutschen Bundes, aber man machte nicht die ganze Armee zur Unterstützung dieser Ansprüche mobil; man wünschte Rußlands Hilfe, stellte aber keine bestimmte Forderung in bezug auf die Hilfeleistung; man wollte sich mit England vertragen, aber nicht auf Hannover verzichten. Entschiedenere Naturen fühlten wohl, auf welch abschüssiger Bahn sich Preußen befand, und es kam zu einem bisher unerhörten Schritt: des Königs Brüder und die Prinzen Louis Ferdinand und August, des Königs Schwager Oranien, der Minister Freiherr vom Stein und drei Generale, unter denen sich Rüchel befand, legten dem Könige am 2. September eine vom Ge-

Mobilmachung.

Denkschrift der Prinzen.

schichtschreiber Johannes v. Müller verfaßte Denkschrift vor, in der sie die Entfernung der unseligen politischen Berater, namentlich Haugwitz' verlangten. Der König war empört und schickte die Prinzen zur Armee.

Operationsplan.

Für die Heeresbewegungen, die, ohne daß von einer Seite der Krieg erklärt war, begannen, sollte ein vom Oberst v. Kleist und Major v. Rauch bearbeiteter und vom Könige am 8. September genehmigter Plan maßgebend sein, nachdem der einfache und zweckentsprechende Vorschlag des Herzogs von Braunschweig, die ganze Armee mit Ausnahme des in Westfalen zu belassenden Korps Blüchers, bei Naumburg zu versammeln, nicht angenommen worden war. Die verstärkte Hauptarmee sollte nach Naumburg rücken; eine Armee unter Hohenlohe zum Schutz von Dresden und zur Vereinigung mit den Sachsen nach Zwickau; ein Korps unter Rüchel, durch einen Teil von Blüchers Truppen verstärkt, und mit den Hessen vereint, offensiv in der Richtung auf Bamberg, Würzburg oder Frankfurt gegen die Flanke oder den Rücken eines gegen Sachsen vordringenden Feindes vorgehen; Blücher mit einem kleinen Korps in Westfalen, Wesel und Holland weiter beobachten; Graf Kalckreuth mit seinem Korps von der pommerschen Grenze über Berlin nach Leipzig zur Unterstützung der Hauptarmee rücken; Herzog Eugen von Württemberg mit einem bei Küstrin zu versammelnden Reservekorps auf Torgau. Eine nachdrückliche Offensive nach beendeter Versammlung war in Aussicht genommen. Die Bewegungen begannen unter verschiedenen Änderungen, der Kurfürst von Hessen, der nicht ahnte, daß seine Tage schon gezählt waren — Napoleon hatte ihn den „Marschall Preußens" genannt und schon über die Vergebung seiner Länder beraten —, protestierte gegen den Durchmarsch, und die Überklugheit des konfusen Generalquartiermeisterleutnants Obersten v. Massenbach wußte den Fürsten Hohenlohe zu einem selbständigen Operationsentwurfe zu bewegen, der zwar abgewiesen wurde, aber doch eine Verzögerung zur Folge hatte.

Der Oberbefehl.

Oberbefehlshaber der preußischen Armee wurde der Herzog von Braunschweig trotz aller trüben Erfahrungen von 1792. Wir erkennen das geringe Vertrauen, das er selbst in den Ausgang des Krieges setzte, am besten daraus, daß er sein eigenes Kontingent zu Hause ließ, wir wissen aber auch, wie hoch ihn der König schätzte. Aber nicht allein in dieser Wahl folgte er dem Beispiele seines Vaters, sondern auch darin, daß er sich, was allerdings für einen Hohenzollernfürsten selbstverständlich war, zum Heere begab und — sich

Eingriffe in das Kommando vorbehielt. Diese schon einmal so übel bewährte Maßnahme wurde noch dadurch verschlimmert, daß der König sich mit einem beträchtlichen Stabe von höheren Offizieren umgab, deren Rat er hörte, und zwar, nach Clausewitz: der alte Feldmarschall v. Möllendorff, die Generale v. Phull und v. Zastrow, der vortragende Generaladjutant Oberst v. Kleist, Major v. Rauch vom Generalstabe und die Diplomaten Graf Haugwitz und Lucchesini. Zastrow wurde aber erst am Abend spät vor der Schlacht von Auerstedt zum Könige berufen und hat vorher „an keinem Geschäfte teilgehabt", ist auch „mit deren Einleitung vorher nicht bekannt gewesen". General v. Köckritz kam als Berater auf operativem Gebiet nicht in Frage, und die verschiedenen Flügeladjutanten haben, wie sie später übereinstimmend berichteten, nichts von den Operationen, ja nicht einmal die Kriegsgliederung erfahren. Da der Herzog die Verantwortung nicht liebte und sich gern mit den unverantwortlichen „Ratgebern" in des Königs unmittelbarer Umgebung besprach, so wurde das Kommandoverhältnis außerordentlich unklar. Oberst v. Scharnhorst, der Generalquartiermeisterleutnant des Herzogs, hat sich in einem Briefe geäußert, er wisse nicht mehr, „ob man das Hauptquartier königlich oder herzoglich nennen solle". Am zutreffendsten hätte man es als permanenten Kriegsrat bezeichnen können. Die unter diesen Verhältnissen stattfindenden Wandlungen des Operationsplanes von einem Offensivgedanken zu dem unbestimmten Etwas, das schließlich zur Ausführung kam, nennt Clausewitz mit Recht eine „Krankheitsgeschichte". Ein besonderer Unstern wollte es, daß derjenige, der eigentlich berufen war, die Operationsentwürfe zur Entscheidung des Feldherrn zu bringen, der alte Generalquartiermeister v. Geusau, in seiner Wirksamkeit als Chef des Generalstabes in unserem heutigen Sinne eine Null war; er blieb in untergeordneter Verwaltungstätigkeit in Berlin.

Hardenberg faßt in seinen „eigenhändigen Memoiren" das Urteil über das Hauptquartier zusammen: „Hätte der König bei seiner Person einen talentvollen, energischen Mann gehabt, der das Kriegshandwerk verstand, hätte er diesem ganz vertraut, so konnte die Maschinerie doch im ganzen erhalten werden, aber wer waren die, welche den König umgaben? Der General v. Köckritz, der Oberst v. Kleist, beide gar nicht geschickt hierzu. Der General v. Zastrow wurde ihnen bei dem Anfange des Krieges zugeordnet; auch er hatte nie militärische Talente gezeigt, Tätigkeit in Geschäften, daran fehlte es ihm nicht, aber zu einem solchen Posten besaß er die Eigenschaften gar nicht. ...

Kaum mag ich den 83jährigen Feldmarschall Möllendorff nennen; er hätte zu Hause bleiben oder wie Schwerin sterben sollen."

Am 23. September traf der König bei der vom Herzog unmittelbar kommandierten Hauptarmee in Naumburg ein. Der bayerische Staatsmann Montgelas behauptet, Friedrich Wilhelm habe sich mit dem Gedanken zur Armee begeben, „er werde eine Schlacht verlieren und hieraus den Vorwand zum Abschluß des Friedens entnehmen können, indem hiernach auch die Ungläubigsten von der Unmöglichkeit des Widerstandes überzeugt sein würden". Sicherlich war der König friedliebend, aber diese Auffassung seiner Denkungsart ist völlig ungereimt und verkennt sein ausgesprochenes Gefühl für seine Regentenpflicht und die Würde seines Staates. Physischer und moralischer Mut haben ihm nie gefehlt, und da ihm nichts ferner lag als die Phrase, so wird man seine wahre Gesinnung in dem erkennen müssen, was er am 9. September an den Zaren schrieb: „Napoleon hat es mir inzwischen leicht gemacht; denn er ist nicht nur in keine Erörterung über meine Rüstungen eingetreten, sondern er hat selbst seinen Ministern verboten, sich darüber nach irgendeiner Richtung auszulassen. Ich bin es demnach, wie es scheint, der die Initiative zu entscheidenden Eröffnungen ergreifen muß. Meine Truppen marschieren von allen Seiten, um den Augenblick wahrzunehmen." Der König erscheint hier geradezu als Optimist. Der König geht zur Hauptarmee.

Aber niemand ließ sich weniger imponieren als Napoleon. Schon am 5. September hatte er eine Erkundung der Straßen von Bamberg nach Berlin und des Landstrichs, in dem dann tatsächlich der erste Zusammenstoß erfolgte, und die Beschaffung von Karten in Deutschland angeordnet. Seine vielen Einzelfragen beweisen, wie genau er über die Geographie Deutschlands unterrichtet war. Am 9. stellte er die Operationslinie für den Fall eines Krieges fest, und tags darauf kritisierte er die preußischen Heeresbewegungen mit der Bemerkung, die Preußen hätten den Kopf verloren und wollten eine Lektion haben, aber noch baute er auf ihre Unschlüssigkeit und erklärte am 12. dem Könige seine Friedfertigkeit und Freundschaft. „Ich bleibe unerschütterlich in meinen Banden des Bündnisses mit Ihnen." Er spielte die Rolle des Bedrohten, machte mobil und forderte am 21. September die Rheinbundfürsten zur Gestellung ihrer Kontingente auf. Er reiste dann nach Mainz ab und plante, seine gesamten Streitkräfte — 160 000 Mann — unter Entblößung des Raumes zwischen Bamberg und dem Rhein auf dem rechten Flügel zu vereinen und das Herz der preußischen Monarchie zu bedrohen. Napoleon.

Preußischer Operationsplan.

Im preußischen Hauptquartier wurde man anfänglich durch unrichtige Nachrichten über eine Zersplitterung der französischen Armee in weitläufiger Unterkunft — zwischen Amberg und der Sieg — getäuscht und beschloß, sie in der Mitte zu durchbrechen und auf den Flügeln mit schwächeren Korps zu demonstrieren. Napoleon setzte diese Absicht voraus; denn am 7. Oktober schrieb er den Königen von Bayern und Württemberg, die Preußen wollten offenbar die Verbindung seiner aus Frankreich nachrückenden Streitkräfte hindern. Gleichzeitig bezeichnete er des Königs ihm an diesem Tage zugegangenes Schreiben als „eine aus den englischen Zeitungen abgeschriebene Rhapsodie von 20 Seiten". Die preußischerseits getroffenen Maßregeln entsprachen indessen der ersten Vorbedingung zum geplanten Durchbruch, der Versammlung einer entscheidenden Übermacht, keineswegs. Der König hatte die Verantwortung für den Operationsplan übernommen und am 1. Oktober Napoleon ein Ultimatum zustellen lassen, in dem der eventuelle Beginn der Feindseligkeiten für den 8. Oktober angekündigt wurde; das militärische Hauptquartier erfuhr hiervon zunächst noch nichts. Wie sehr der König allgemein als Oberbefehlshaber angesehen wurde, geht aus einer Stelle eines von Clausewitz am 19. Dezember 1808 für die Zeitschrift „Minerva" geschriebenen Aufsatzes hervor: „Der König führte den Oberbefehl über die drei Korps, worin die Armee damals geteilt war." Als er erfuhr, daß die Franzosen sich bei Bamberg versammelten, fiel der Plan zusammen. Der Thüringer Wald konnte nunmehr nicht ohne die Gefahr einer Umgehung in der linken Flanke überschritten werden. Die Armee machte daher Halt.

Wie der König die Lage ansah und sich die weiteren Operationen dachte, geht aus einem aus Erfurt am 7. Oktober an Rüchel abgesandten Schreiben hervor:

„Obgleich es anfänglich mein Vorhaben war, mit der Hauptarmee und dem Korps unter dem Fürsten von Hohenlohe den Thüringer Wald in mehreren Kolonnen vereinigt zu passieren, um den am Main befindlichen französischen Armeen entgegenzugehen und ihnen ein entscheidendes Treffen zu liefern, so bestimmen mich dennoch mehrere wichtige Gründe, dieses Vorhaben für jetzt noch aufzugeben. Es stimmen auch alle Nachrichten dahin überein, daß die in großer Anzahl bereits am Main versammelten französischen Armeen sich sämtlich rechts konzentrieren und einen Angriff durch das Baireuthische und Bambergische gegen Sachsen und den linken Flügel der hier versammelten kombinierten Armeen auszuführen im Begriff stehen. Unter diesen Um-

ständen würde das Vordringen durch den Thüringer Wald ebenso unzweckmäßig als gefährlich sein, weshalb ich beschlossen habe, die Armee zwischen Gotha, Erfurt und Weimar in eine solche konzentrische Stellung zu bringen, daß man die Truppen in einem Tage versammeln kann. Ich habe dabei den Grundsatz angenommen, dem uns auf dem linken Flügel umgehenden Feind mit beiden Armeen vereinigt entgegenzugehen und selbigen anzugreifen; wobei sich aber unmöglich die Zeit, wann, und die Gegend, wo dieses stattfinden dürfte, im voraus bestimmen läßt. Während dieser Bewegung links bleibt jedoch nichts anderes übrig, als unseren rechten Flügel, nämlich das unter Euren Befehlen stehende Korps so lange zu refusieren, bis nach einem auf dem linken Flügel geschehenen Schlage der vorgedachte Flügel wieder degagiert werden könnte, welches umgekehrt der Fall sein würde, wenn des Feindes ganze Macht sich plötzlich links, also gegen Euch und die Hessen wenden sollte, in welcher doppelten Voraussetzung die Versammlung der vereinigten Armeen bei Erfurt und Gegend auf jeden Fall sehr zweckmäßig und anpassend sein wird. ..."

Soweit war alles einfach und klar gedacht — es war noch im Sinne Scharnhorsts —, nur im Schlußsatz wird aus der Offensive, aus einer Bereitstellung heraus bereits ein künstliches Manöver, das dann in der Fortsetzung recht langatmig und kleinlich ausgesponnen wird — man erkennt, wie Massenbachscher Geist einen gesunden Gedanken erstickt.

Am 9. Oktober befand sich die Hauptarmee bei Erfurt, die Armee Hohenlohes am linken Saaleufer bei Jena und General Grawert bei Orlamünde, die Avantgarde unter dem Prinzen Louis Ferdinand bei Rudolstadt und Saalfeld. Zwischen Saale und Elster befanden sich die Sachsen, vor ihnen die Detachements Boguslawski und Tauentzien. Auf dem rechten Flügel der Hauptarmee stand das Korps Rüchel bei Gotha und weit abgezweigt Blücher bei Eisenach mit dem Detachement Winning bei Vacha und der Herzog von Sachsen-Weimar mit der bisherigen Avantgarde der Hauptarmee zwischen Meiningen und Schmalkalden. Die preußische Armee am 9. Okt.

So war die Armee von 105 000 Mann etwa auf 130 km auseinandergezogen.

Demgegenüber rückte Napoleon in drei Kolonnen vor, mit zwei Korps zwischen Baireuth und Plauen, mit zwei Korps und zwei Kavalleriekorps auf der Straße Bamberg—Gera, das vorderste Korps jenseits Schleiz, und mit zwei Korps auf der Straße Bamberg-Koburg-Saalfeld, im ganzen etwa 160 000, mindestens aber 150 000 Vormarsch Napoleons.

Mann. Auf die Nachricht von diesem Anmarsch wurde am 9. Oktober in einem Kriegsrat beschlossen, daß die Hauptarmee am folgenden Tage nach Blankenhain, ihre Reserven bis Weimar vorrücken, Hohenlohe aber seine Truppen bei Orlamünde und Kahla versammeln solle.



Skizze 5. **Die Kriegslage am 9. Oktober 1806.**

Gefecht bei Saalfeld.

Am 10. Oktober ereilte den Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld das Geschick; die von ihm geführte Avantgarde wurde durch das französische V. Korps unter Marschall Lannes zersprengt, er selbst fand den Heldentod. Die ihm von Hohenlohe zuteil gewordenen An-

weisungen entbehrten der Klarheit. Der Prinz entschloß sich zur Offensive. Als sie mißglückte, gab er in vollster Ruhe die Befehle zum Abzuge und setzte sich zu dessen Deckung persönlich an die Spitze der Kavallerie. Wie er gelobt, setzte er das Leben daran und überlebte den unglücklichen Kampf nicht. Die Armee verlor den Helden, von dem sie alles erhofft hatte. Befremdend kühl wirkt dagegen die erste offizielle Erwähnung der Katastrophe.

Der Tod des Prinzen Louis Ferdinand.

„Der Generalleutnant Prinz Ludwig von Preußen", schrieb der König am 11. Oktober (im Konzept irrtümlich vom 10. datiert) an Rüchel, „hat gestern das Unglück gehabt, in einer Aktion gegen die Franzosen zu bleiben, und da derselbe die Parole bei sich getragen hat, so ist es notwendig geworden, sie für diesen Monat zu ändern. Ich habe sie also fürs erste auf vier Tage festgesetzt. ..."

Napoleon frohlockte: „Der Tod des Prinzen Louis scheint eine Strafe des Himmels zu sein; denn er ist der wahre Urheber des Krieges."

Als am 10. im Hauptquartier des Prinzen Louis Ferdinand Meldung vom Abend vorher über den Anmarsch des Feindes auf Saalfeld einging und auch sein Vorrücken über Schleiz bekannt wurde, wo Tauentzien vor ihm zurückgewichen war, bestand noch die Absicht eines Vorgehens über die Saale zum Angriff. Die Mitteilung des Königs hierüber erreichte den Prinzen nicht mehr. Die völlige Unsicherheit und Verwirrung, die am 10. abends im Hauptquartier herrschte, wird durch eine Erzählung Boyens, damals Hauptmann im Generalstabe, gekennzeichnet: „Es war bei vielem Hin- und Herreiten spät Abend und dunkel geworden. Die Umgebung des Herzogs hatte sich in sein Quartier begeben, wo stets für den Unterhalt in fürstlicher Weise gesorgt war. Es war ein langer Tisch gedeckt, der Herzog heute jedoch in seinem Nebenzimmer geblieben. Wir waren eben im Begriff, unsere Zungen zu befriedigen, als sich die Tür öffnete und der König mit einigen seines Gefolges schnell durch nach dem Zimmer des Herzogs ging. Es wurde nun bei dem Herzog beratschlagt, Scharnhorst und einige andere, die bei Tische saßen, auch hinzugerufen, und bei diesem Hin- und Hergehen versäumte man, die Tür des Konferenzzimmers zuzumachen. Das war, so klein der Umstand auch erscheinen mag, ein wirkliches Unglück; denn nun war die Beratung eigentlich bald allgemein, und fast jeder fühlte sich berufen, in diesem offenkundig gewordenen Zustande der Ratlosigkeit seine Meinung zum besten zu geben. Es ist unglaublich, wie schnell dabei für diesen Moment die Schranken der Militärhierarchie schwankten; die Sache war wahrhaft

trostlos, und da ich sie nicht für ohne Einfluß auf die kommenden Begebenheiten halte, so hat es mir nicht überflüssig erschienen, sie als Warnungstafel zu erzählen."

Gegen 9 Uhr abends war, nachdem man längst Geschützfeuer gehört hatte, die Nachricht von der Katastrophe von Saalfeld eingetroffen; der König hatte sie selbst der Königin überbracht. Gleichzeitig erfuhr man, daß die Übergänge über die obere Saale bereits in Feindes Hand waren. Das Hauptquartier war unmittelbar gefährdet; es wurde Generalmarsch geschlagen, um Truppen zu seinem Schutze bereitzustellen. Die Königin reiste am Morgen des 11. nach Weimar ab. Der König folgte mit dem Hauptquartier am Nachmittage.

Versammlung bei Weimar und Jena.

Am 11. setzte die französische Armee den Marsch in der Richtung auf Gera fort. Die Absicht eines Vorstoßes in ihre Flanke über die Saale war aber im preußischen Hauptquartier bereits aufgegeben; es handelte sich nur noch um eine Versammlung der Hauptarmee bei Weimar und der Armee Hohenlohes bei Jena mit Anlehnung ihres linken Flügels an die Saale. Die Bildung einer neuen Avantgarde aus 4 Bataillonen, 25 Eskadrons und einer leichten Batterie unter Blüchers Kommando wurde angeordnet. Ihre Vorposten sollten mit denen Hohenlohes und Rüchels, der sich nebst den bisherigen Truppen Blüchers Weimar näherte, Verbindung halten. Die Wiederheranziehung des Herzogs von Weimar war schon vorher befohlen worden. Auf des Königs Befehl sollte die Armee behufs erhöhter Bereitschaft lagern. Die Ausführung dieser Anordnungen nahm viel Zeit in Anspruch und wurde erst am 12. beendet. Auch an diesem Tage befand sich der Herzog von Weimar noch jenseits des Thüringer Waldes.

Das Hohenlohesche Lager.

Der König erschien im Hohenloheschen Lager bei Weimar, wo er mit den lebhaftesten Klagen über mangelnde Verpflegung empfangen wurde; auch die Sachsen hatten schon lange gehungert. Der König versprach Abhilfe, und sie erfolgte nun unter großen Schwierigkeiten. Der Mangel an Fürsorge seitens der Verwaltung und die Unfähigkeit der in Friedensanschauungen befangenen Truppenführer, sich selbst zu helfen, überstieg alle Begriffe. Wie es in dieser Beziehung im Lager der Hauptarmee bei Weimar aussah, schildert ein zuverlässiger Beobachter, Major v. Hake, Adjutant des Prinzen Heinrich, in anschaulicher Weise. Brennholz lag bereit, wurde aber erst am Abend ausgegeben, als die Leute anfingen, in einem nahen Park Holz zu fällen. Die dem Befehle gemäß zum Einkauf von Schlachtvieh und Lebensmitteln abgeschickten Leute brachten das Geld zurück, weil nichts vor=

handen war. Der König hatte befohlen, daß vor dem Abmarsch am nächsten Tage Branntwein ausgegeben werden solle; im Magazin zu Weimar fehlte es auch nicht daran, aber, da nur große Fässer vorhanden waren, wurden die Leute zurückgeschickt, um kleinere Fässer oder Feldflaschen zu holen — an den Ausweg, die großen Fässer auf Wagen nach dem Lager zu befördern, dachte niemand.

Kriegslage am 12. Okt.

Die Spitze der rechten französischen Kolonne erreichte am 12. Oktober Gera, die der mittleren näherte sich Naumburg, die der linken machte halbwegs zwischen Kahla und Jena Halt. Im preußischen Hauptquartier wußte man aber nur gewiß, daß der Feind Hohenlohe „en force“ gegenüberstand und daß ein Detachement von unbekannter Stärke über Gera bis Zeitz vorgerückt sei und einige Hohenlohesche Trains fortgenommen habe. Man nahm daher an, daß er behufs Umgehung der linken Flanke sich über Zeitz auf Leipzig dirigieren werde. „Diese Nachricht bestätigte sich“, wie der König selbst berichtet, „bis zur Gewißheit in der Nacht vom 12. zum 13. Oktober.“

Geplante Erkundung gegen Naumburg.

Es hatte sich nämlich das Gerücht verbreitet, daß Naumburg schon in den Händen der Franzosen sei, auch ein Trainoffizier meldete dies; um hierüber Gewißheit zu erlangen, befahl der Herzog am Abend des 12. dem Major v. Rauch vom Generalstabe, „mit einem Kavalleriedetachement von 300 Pferden über Auerstedt nach Naumburg zu gehen, um die dortige Gegend und den Feind zu rekognoszieren; es sollte dies Kommando aus 200 Pferden vom Regiment Königin-Dragoner und aus 100 Pferden von den beiden Kürassierregimentern Leibregiment und Karabiniers bestehen, welche in der Gegend von Ober- und Nieder-Roßla pp. kantonierten. Se. Majestät der König“, berichtet Rauch, „instruierten mich beim Abgehen nochmals persönlich und fügten noch ausdrücklich hinzu: »daß ich mich in kein ernsthaftes oder nachteiliges Gefecht einlassen, sondern nur darauf Bedacht nehmen sollte, so schleunig als möglich sichere Nachrichten vom Feinde einzuziehen und zu überbringen«.“ Als Rauch eben abmarschieren wollte, überbrachte eine Ordonnanz eine Schreibtafel mit dem Befehl des Herzogs, „unverzüglich nach Weimar zurückzukehren und das Detachement wieder auseinander gehen zu lassen“. Die so notwendige Erkundung unterblieb, weil „glaubwürdige Männer“ erzählt hatten, Naumburg sei noch unbesetzt; dies war auch richtig gewesen, die Besetzung erfolgte aber sehr bald darauf, und um 11 Uhr abends traf die Nachricht davon ein.

Beschluß zum Abmarsch gegen die Unstrut.

„Man beschloß hierauf“, berichtet der König, „sogleich mit der Hauptarmee aufzubrechen, die Unstrut zu passieren, womöglich über die Saale bei Weißenfels oder Merseburg zu kommen,

den Feind aufzusuchen und ihm Bataille zu liefern. Fürst Hohenlohe sollte fürs erste noch stehen bleiben, Rüchel in die Stelle der Hauptarmee rücken, der Herzog von Weimar mit der Avantgarde aber schleunigst zu diesem stoßen." Der Entschluß, sich gegen die Umgehung zu wenden, war gewiß sachgemäß, aber die Teilung in drei weit getrennte Massen trug den Keim des Verderbens in sich. Indessen, auch dieser nach vielem Beraten und nach den gewohnheitsmäßig umständlichen Besprechungen des Herzogs mit verschiedenen Persönlichkeiten gefaßte Entschluß kam nicht rechtzeitig zur Ausführung, obwohl nach Scharnhorsts Zeugnis der König des Herzogs Vorschlag nicht nur angenommen, sondern Beschleunigung angeordnet hatte. Erst am 13. morgens 10½ Uhr wurde befohlen:

Marschbefehl für den 13. Oktober.

„Die Armee wird eine retrograde Bewegung machen, teils, um sich mit dem [mit dem Reservekorps im Anmarsch auf Halle begriffenen] Herzog Eugen von Württemberg zu vereinigen und teils, um den Rücken wieder frei zu gewinnen.

Zu diesem Zweck bricht die [3.] Division Schmettau sogleich auf und marschiert nach Kösen. Ist dieser Paß nicht stark besetzt, so soll der General Graf Schmettau denselben erobern. Sollte er aber so stark besetzt sein, daß dieser Zweck nicht zu erreichen ist, so soll die 3. Division bloß jenen Paß maskieren, damit die übrige Armee hinter selbigem weg nach der Unstrut marschieren kann. Bei Oberndorf wird das Dragonerregiment der Königin [von der Reserve] zur Division stoßen, auch wird sie durch die Weimarschen Jäger [von der Blücherschen Avantgarde] verstärkt werden. Die übrigen Divisionen [2. Wartensleben und 1. Prinz Oranien] und die Reservearmee [Kalckreuth] brechen eine Stunde später auf. Der Fürst von Hohenlohe bleibt vorderhand noch stehen, damit der Feind von unserer Bewegung nichts erfährt."

Hohenlohe ging außerdem durch Oberst v. Massenbach des Herzogs „gemessenstes Verbot gegen einen Angriff auf Weimar" zu.

Rüchel hatte vom Herzog den Befehl erhalten, sich „auf die Höhen bei Weimar, die von des Königs Armee entblößt wurden, zu postieren und Weimar mit zu besetzen", Verbindung mit dem Herzog von Weimar zu erhalten und ihm bei dem ihm befohlenen Rückmarsch zur Aufnahme zu dienen. „Dies war der Hauptbefehl, dem der Herzog annoch die zweite Bedeutung hinzufügte: Es sei denn, daß mir von Sr. Majestät dem Könige oder von ihm selbst anderweitige Verhaltungsbefehle zugesendet würden."

Beginn des Abmarsches.

Um 11½ Uhr [der König sagt abweichend von den anderen Angaben 8 Uhr] begann der Vormarsch. Das späte Antreten und

ein durch Gewehrfeuer, das man aus der Richtung von Apolda hörte, bewirkter Aufenthalt veranlaßte, daß die Division Schmettau erst 5½ Uhr abends jenseits Auerstedt anlangte, der Rest der Hauptarmee aber erst in voller Dunkelheit ins Biwak kam. Die Spitzen der Reserve trafen erst um 10 Uhr ein. Die aus leichten Truppen unter Blücher neugebildete Avantgarde folgte als Arrieregarde nach, und die nunmehr als Avantgarde fungierende Division Schmettau hatte an Reiterei nichts vor sich, als das ihr zugeteilte Regiment Königin-Dragoner, das aus einigen hundert Pferden einen Vortrupp gebildet hatte, nebst der reitenden Batterie Graumann. Zu einer weitergehenden Aufklärung ist diese Kavallerie indessen nicht gebraucht worden; das einzige, was hierfür geschah, ging von der Kavallerie der letzten Division des Gros aus, weil diese ein Mann führte, der immer Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hatte, des Königs Bruder, Prinz Wilhelm. Dieser hatte schon am frühen Morgen eine Patrouille nach Auerstedt geschickt; als er dies um 6 Uhr morgens dem Divisionskommandeur, Prinzen von Oranien, meldete, verlangte dieser die Absendung einer zweiten. Der Führer der letzteren, Leutnant v. Böhmer von den Karabiniers, traf bei Auerstedt auf französische Chasseurs und kehrte mit einem Gefangenen wieder, der aussagte, daß Marschall Davout sich tags vorher mit 16000 Mann Naumburgs bemächtigt habe, drei Chasseurregimenter seien bei Kösen über die Saale gegangen und Infanterie am 13. gefolgt. Schmettau fügte der Meldung an den Herzog hinzu: „und ich werde sie bald begegnen. Während des Marsches haben wir unaufhörliches Schießen rechter Hand von uns gehört, jedoch keine Kanonenschüsse; der Kaiser Napoleon soll gestern abend in Naumburg angekommen sein". Unbegreiflicherweise geschah nichts zur weiteren Aufklärung, auch nichts zur Ausführung des Befehls, den Paß von Kösen zu maskieren, falls er stark besetzt sei. Der während des Marsches gehörte, anscheinend aus der Richtung von Dornburg kommende Kanonendonner scheint nicht sonderlich beunruhigt zu haben, da Hohenlohe den Befehl hatte, „diesen Posten durchaus zu behaupten". Der Herzog begnügte sich mit einer persönlichen „sorgfältigen Rekognoszierung auf der Höhe jenseits Auerstedt bis Eckartsberga", wobei er natürlich nichts vom Feinde entdeckte, und mit der Besetzung des Schlosses Eckartsberga mit einem Bataillon.

Mangelhafte Aufklärung.

Alles das spricht für eine außerordentliche Sorglosigkeit. Wenn aber Prinz Oranien von seinem Gedächtnis nicht getrogen wurde, als er zwei Jahre später an die Untersuchungskommission berichtete, nach Eintreffen der Böhmerschen Meldung habe ihm des Königs General-

adjutant v. Kleist gesagt, der Herzog sei dadurch zur Beschleunigung des Marsches veranlaßt worden und halte sich bereit, noch am Abend engagiert zu werden, „da die Absicht Sr. Majestät des Königs sei, ihn [den Feind] sobald als möglich anzugreifen", — so war es nicht Sorglosigkeit, sondern einfache Unfähigkeit, zu handeln, die nun beim Oberfeldherrn ihr Höchstmaß erreicht hatte. Der König war jedenfalls nicht sorglos, aber er stand noch immer im Banne der überschätzten Feldherrngröße des Herzogs und seiner eigenen strengen Auffassung, die ihm ein Eingreifen in den jenem einmal übertragenen Oberbefehl erschwerte. Für seine Gemütsstimmung ist eine Aufzeichnung der Königin Luise ungemein kennzeichnend*):

Begegnung mit der Königin Luise.

„Ich reiste [am 13. Oktober] um 2 Uhr von Weimar ab und fuhr im Feldwagen des Königs mit der 2. Division; zu meiner Rechten hatte ich das Kürassierregiment v. Reitzenstein. Als ich fast Auerstedt erreicht hatte und vor mir das Schloß Eckartsberga sah, kam der Herzog von Braunschweig, der mit dem König soeben den Kolonnen gefolgt war, mit sehr trauriger Miene an meinen Wagen (der König ritt vorüber, man sah ihm an, daß er innerlich sehr beschäftigt war, traurig und sorgenvoll) und sagte mir mit sehr bestimmtem Ausdruck (das einzige Mal, daß ich ihn seine Meinung positiv und mit Energie in demselben Augenblick, in dem gehandelt werden mußte, aussprechen gehört habe): »Was machen Sie hier, Madame? Um Gottes willen, was wollen Sie hier tun?« Ich sagte ihm: »Der König glaubt, daß ich nirgends sicherer bin als hier und im Rücken der Armee, da der Weg nach Berlin schon nicht mehr sicher ist, weil sich französische Jäger zu Pferde in Arnstadt befinden.« »Aber mein Gott«, sagte er, »sehen Euer Majestät das Schloß Eckartsberga vor sich? Dort sind die Franzosen, sie sind uns gegenüber und in Naumburg, und wir müssen hier morgen eine entscheidende und blutige Affaire haben. Sie können nicht hier bleiben, das ist völlig unmöglich.« »Ich werde es dem Könige sagen und er wird entscheiden«, sagte ich ihm, »aber welchen Weg muß ich einschlagen?« »Sie müssen über den Harz, über Blankenburg, Braunschweig und Magdeburg nach Berlin gehen. Schließlich wird Ihnen der General Rüchel in Weimar, wo Sie die Nacht über bleiben werden, die Reiseroute machen.« Hierauf ließ ich den König bitten, an den Wagen zu kommen, ich erzählte ihm, was der Herzog mir soeben gesagt hatte, und daß er glaube, daß ich in

*) Von Bailleu in der „Deutschen Rundschau", Jahrgang XXVI, Bd. I, S. 387, nach dem französischen Original mitgeteilt.

der größten Gefahr sei. Darauf sagte mir der König: »Wenn das so ist, so reisen Sie ab.« Er gab mir die Hand, ohne etwas vorbringen zu können, und ich stieg aus seinem Wagen auf der Chaussee aus und begab mich in den meinigen, mitten unter Infanterie, Kavallerie, Geschützen, Bagagen und Kriegsmaterial. Begleitet von einem Offizier und acht Kürassieren, nahm ich traurig den Weg nach Weimar, den ich wenige Stunden vorher verlassen hatte, ohne an der Trennung zu zweifeln, die mich erwartete."

Es war wahrscheinlich, nachdem Leutnant v. Böhmer die Besetzung von Naumburg durch den Feind bestätigt hatte; der Herzog wird schwerlich den Feind schon in Eckartsberga gewähnt, vielmehr nur auf diesen deutlich sichtbaren Ort hingewiesen haben, um der hohen Frau die Gefahr drastisch vor die Augen zu führen. Vielleicht war er auch durch eine Meldung Kalckreuths beeinflußt; 3 Uhr nachmittags hatte diesem der Magistrat einer kleinen Stadt, er glaubt Eckartsberga, mitgeteilt, daß das Korps Davout die Saale überschritten habe und daß seine Streifparteien bis an jene Stadt kämen; der Herzog aber hatte gemeint, der Magistrat irre, es sei nichts herüber. Der König war in Gedanken versunken, er sah nur das kommende Unheil, und, völlig abwesend, ritt er an der hohen Frau, die er über alles liebte, vorüber, ohne sie zu begrüßen, ohne sich klar zu werden, welcher Gefahr sie entgegeneilte. Er war keiner Worte mächtig, aber der Augenblick haftete in seinem Gedächtnis; in einem am Tage nach der Schlacht bei Auerstedt an die Königin gerichteten Briefe erwähnt er die Gegend, „wo ich Dir zum letzten Mal die Hand drückte". Rüchel erzählt über sein Zusammentreffen mit der Königin am 13. abends in seinem Bericht an die Untersuchungskommission: „Ich begab mich persönlich nach Weimar in die Stadt, wo ich hörte, daß die Königin Majestät mit Suite angekommen wären.... Bei der wachsenden Gefahr bat ich die Königin Majestät inständigst, nun abzureisen, um sich nicht in eine, bei den größten Vorsichtsmaßregeln dennoch nicht zu berechnende Verlegenheit zu versetzen. Ihro Majestät nahmen meinen Vorschlag gnädigst an, und ich entwarf nach der bei mir habenden Karte Allerhöchst Dero Reiseroute und Quartiere über Mühlhausen, die Chaussee von Seesen, Braunschweig und Magdeburg nach Berlin, auf dem Weimarer Schlosse in den Zimmern Ihro Majestät der regierenden Königin. Dieses hat zu der sonderbaren Äußerung des Kaisers Napoleon Veranlassung gegeben, ich hätte mit der Königin von Preußen, dieser so bescheidenen als edeln Fürstin, die, stets mit Würde handelnd, nie aus ihrem Geleise getreten ist,

die Pläne zu den Kriegsoperationen reguliert. — Sapienti sat! — ... Gegen Anbruch des Tages fehlten noch die nötigen Pferde für die Königin Majestät, weil die Armee alles zum Marsch gebraucht hatte. Ich ließ Haussuchung nach Pferden halten und ersetzte die fehlenden durch meine eigenen. Ich ließ die Königin auf die ersten Stationen durch ein Kavalleriekommando zur eigenen Sicherheit begleiten."

Die Nacht zum 14. Okt.

In der Nacht zum 14. Oktober lagerte die Hauptarmee, abgesehen von der bis in die Nähe von Gernstadt mit Vorposten an diesen Ort gelangten Avantgardendivision Schmettau, südlich von Auerstedt, die Reserve bei Rannstedt. Rüchel stand bei Weimar mit der Front nach Süden; der Herzog von Weimar, den er aufnehmen sollte, hatte erst Ilmenau erreicht. Die Armee Hohenlohes befand sich nördlich von Jena, nachdem die Stadt und der rechte Talrand dem Feinde nach kurzem Gefecht der Avantgarde preisgegeben worden war.

Hohenlohe.

Die Absicht Hohenlohes, die Franzosen wieder in das Tal zurückzuwerfen, unterblieb infolge des erwähnten Verbots eines Angriffs. Unmittelbar vor Hohenlohes Front befand sich Napoleon mit seiner linken Flügelkolonne, während die rechte in der Richtung auf Jena links einschwenkte. Die mittlere Kolonne war vorausgeeilt, das Korps Davout hatte Naumburg besetzt, dahinter auf der Straße von Zeitz befand sich das Korps Bernadotte. Wie wenig man hierüber im preußischen Hauptquartier in Auerstedt unterrichtet war, haben wir gesehen.

Unordnung in den Biwaks.

In der Nacht waren die Biwaks in der Dunkelheit nicht ohne Unordnung bezogen worden und der Hunger trieb die Mannschaften zu Exzessen; das Dorf Auerstedt wurde ausgeplündert und die Flügeladjutanten des Königs und andere Offiziere bemühten sich vergebens, dem Unwesen Einhalt zu tun.

Stärke und Einteilung der Hauptarmee.

Die Einteilung und Stärke der preußischen Hauptarmee war (in der Reihenfolge der Marschordnung) folgende:

Avantgarde. 3. Division, Graf Schmettau, mit den Brigaden v. Alvensleben und v. Schimonsky, die Kavallerie unter v. Irwing und v. Bünting. — 10 Bat., 20 Esk., 3 Battr. = 10 100 Mann.

Gros. 2. Division, Graf Wartensleben, mit den Brigaden v. Wedell und v. Renouard und der Kavallerie unter v. Quitzow. — 10 Bat., 10 Esk., 4 Battr. = 9100 M.

1. Division, Gnlt. Prinz Oranien, mit den Infanteriebrigaden Prinz Heinrich von Preußen und v. Lützow und der Kavallerie

unter Prinz Wilhelm von Preußen. — 10 Bat., 10 Esk., 3 Battr. = 9100 M.

Reserve. Graf Kalckreuth.

2. Reservedivision, v. Arnim mit den Brigaden v. Malschitzky und v. Zenge. — 10 Bat., 2 Battr.

1. Reservedivision, Grf. Kunheim mit den Brigaden v. Pletz und v. Hirschfeld (Garden). — 8 Bat., 2 Battr.

Kavallerie. — 15 Esk., 1 Battr.

15 700 M.

Arrieregarde. v. Oswald. — 4 Bat. (darunter das weimarische), 25 Esk., 1 Battr.

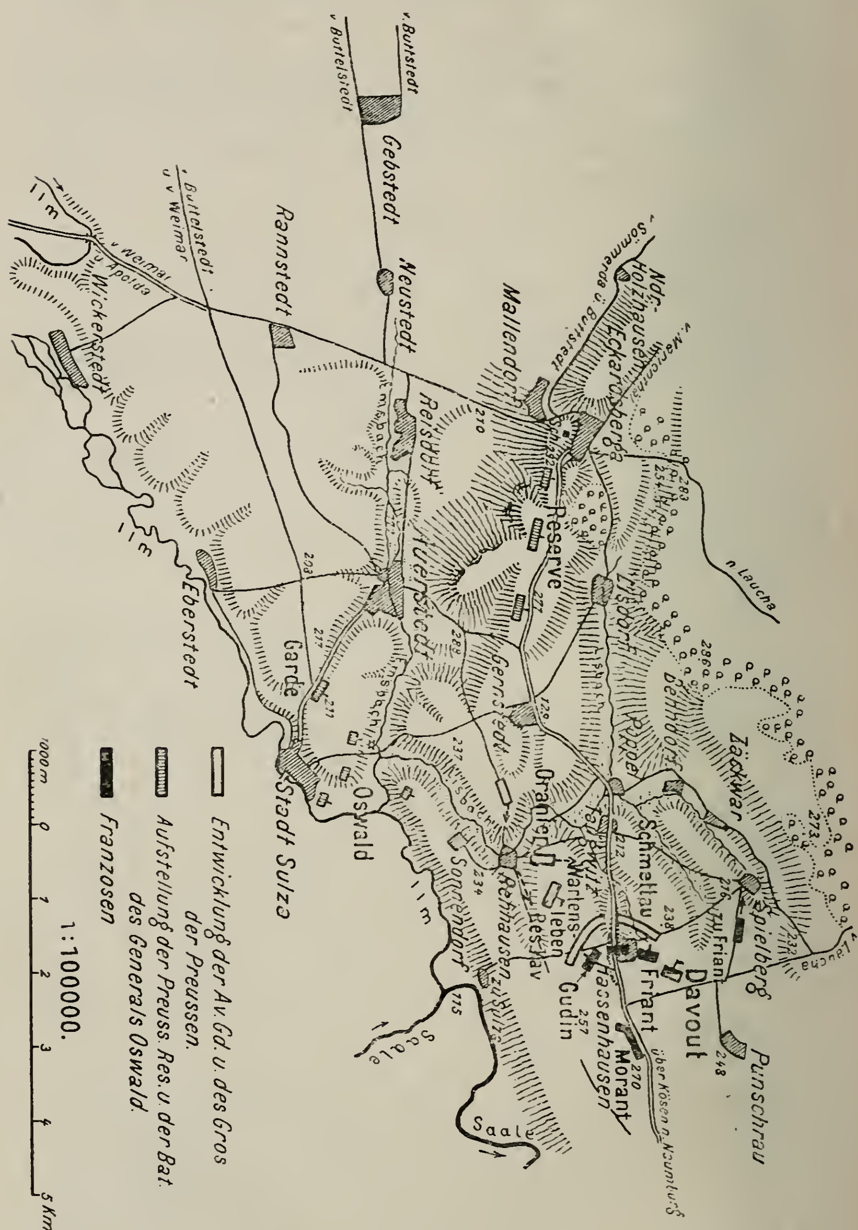
Gesamtstärke: 52 Bat., 80 Esk., 16 Battr. = 44 000 Mann (nach des Königs Berechnung — Lettow berechnet 50 000) mit 136 Geschützen und 94 Bataillonsgeschützen.

Befehlsausgabe am 14. Oktober früh.

Den 14. Oktober 6 Uhr früh wurden die Divisionskommandeure und der Kommandeur der Reserve, Graf Kalckreuth, nach dem Hauptquartier in Auerstedt berufen, und des Herzogs Befehl wurde in dessen und des Königs Gegenwart vom Generaladjutanten des Königs, Oberst v. Kleist, diktiert:

„Die 3. Division marschiert die Straße, welche nach Kösen führt, die 2. und 1. folgen ihr, und wenn die 3. bei Fränkenau Front gegen den Paß von Kösen macht, so gehen die 2. und 1. hinter ihr weg auf Freiburg hinter die Unstrut, bis auf die Höhe, der Mandel genannt. Diese Divisionen marschieren hinter der Unstrut herauf, daß der rechte Flügel gegen Freiburg, der linke gegen Markröhlitz zu stehen kommt, Front nach der Saale. An der Tete marschieren die Arbeiter. Die ganze Reserve marschiert über Eckartsberga und Laucha und wendet sich, nachdem sie die Unstrut passiert ist, gegen Freiburg. Es wird ihr in der Gegend von Bassenberge eine Stellung angewiesen werden; sämtliche Packpferde der drei Divisionen folgen der 1., die der Reserve folgen der Reserve; die Hohenloheschen Pontons gehen von Buttstedt auf Laucha."

Die Absicht war noch immer, wie man nach des Königs Aufzeichnung in der Nacht vom 12. zum 13. beschlossen hatte, „die Unstrut zu passieren, womöglich über die Saale bei Weißenfels oder Merseburg zu kommen, den Feind aufzusuchen und ihm Bataille zu liefern", aber in diesem Befehl war, wie Kalckreuth in seinem Bericht an die Untersuchungskommission zutreffend bemerkt, „mit keiner Silbe von einem Angriff die Rede". Major v. Schöler vom Generalstabe meinte, das Treffen bei Auerstedt sei „keineswegs das Resultat einer



Skizze 6. **Die Schlacht von Auerstedt den 14. Oktober 1806.**

vorangegangenen Überlegung, sondern einer das Wichtigste dem Zufall überlassenden Passivität gewesen, indem der kommandierende Feldherr in der Disposition zum Marsch des 14. Oktober 1806 weder des Feindes erwähnte, noch in die Anordnung des Marsches selbst irgendeine Rücksicht auf diesen wahrzunehmen ist". Des Herzogs Passivität war nicht auf den König übergegangen; das Herannahen der Schlacht hatte ihn aufgerüttelt, und er verlangte nach einem Manne, der ihm Klarheit über die Kriegslage verschaffte; in seiner unmittelbaren Umgebung suchte er ihn nicht; der Mann, auf den er baute, derselbe, der einst das gedemütigte Preußen wieder zum Siege führen sollte, mußte vom Ende der Marschkolonne hergeholt werden, — es war Blücher.

Er folgte mit den ihm neuerdings unterstellten leichten Truppen, die bisher die Vorposten gebildet hatten, dem Linksabmarsch nach rückwärts als Arrieregarde und erhielt schon am 13. nachmittags durch einen Ordonnanzoffizier den Befehl, seine Truppen zu verlassen und sich am nächsten Morgen beim Könige zu melden. Er wies seine Truppen an, ihm so schleunig wie möglich zu folgen, und eilte nach Auerstedt voraus; als er dort in der Dunkelheit ankam, fand er den Weg durch den Ort durch Artillerie und Bagage völlig verfahren. Da der König bereits schlief, wartete er den Morgen in einer Scheune ab und schickte einen Offizier mit dem Befehl zu seinen Truppen, alles daranzusetzen, um an der Marschkolonne vorbeizukommen. Am 14. morgens traf er den König schon zu Pferde vorwärts Auerstedt an der Spitze der Division Schmettau, die 5½ Uhr angetreten war, und meldete sich. Der König sagte: „Es sollen einige Regimenter feindliche Kavallerie das Defilee bei Kösen passiert haben; diese müssen zurückgeworfen werden. Der Herzog von Braunschweig wird Sie näher instruieren." Das bezog sich also noch auf die Böhmersche Meldung vom Tage vorher, auf die der Herzog bisher nichts veranlaßt hatte. Da Blüchers eigene Kavallerie noch nicht heran und auch nach Stunden vielleicht noch nicht zu erwarten war, wies der Herzog, der noch hinzufügte, es solle schon mehr Kavallerie das Defilee von Kösen passiert haben, ihn an, mit einem Teile des Dragonerregiments Königin und dem Kürassierregiment Heising vorzureiten. Da diese Truppenteile zur Division des Generalleutnants Grafen Schmettau gehörten, waren noch Schwierigkeiten, die dieser machte, zu überwinden. Dann ritt Blücher im dicken Nebel über Rehausen vor und stieß auf französische Kavallerie, die, ohne seinen Angriff abzuwarten, zurückwich; darauf wurde Infanterie und Artillerie sichtbar, es waren Teile

Blücher.

Blüchers unglücklicher Kavallerieangriff.

der Division Gudin vom Korps Davout. Blücher ließ dem Herzog melden, der Feind stände in Schlachtordnung, er überflügle ihn, und bat wiederholt um Unterstützung. Als er keine Antwort erhielt — an den König ist die Meldung zum mindesten nicht rechtzeitig gelangt — und bemerkte, daß die unsern von Hassenhausen auffahrende reitende Batterie Graumann, die sich an diesem Tage schon einmal im Nebel verirrt hatte, genommen wurde, ritt er an, um die Infanterie in der Flanke anzugreifen. Er bekam feindliches und — preußisches Kartätschenfeuer (von der Batterie Meerkatz), der Angriff mißglückte, sein Pferd wurde erschossen (— der brave Trompeter Feige gab ihm sein Pferd —), und die in voller Auflösung fliehende Kavallerie war nicht mehr zu halten. Ohne Truppen kam Blücher zum Könige zurück und meldete, daß die Kavallerie nicht ihre Schuldigkeit getan habe. „Der König fragte: welche Regimenter?" Blücher „nannte sie, und der König sagte: ich weiß es schon, sie haben es mir nicht besser gemacht".

Vertreiben des bei Poppel erscheinenten Feindes.

Inzwischen war der König an der Spitze der Marschkolonne geblieben und hatte von einem Bauern auf Befragen erfahren, daß bis vor kurzem ein feindlicher Kavallerieposten auf der Straße gestanden habe. Während dieser Unterhaltung fielen aus der Nähe Gewehrschüsse, und man bemerkte, daß links von der Straße das Dorf Poppel*) und ein kleines Gehölz von französischen Tirailleurs besetzt war. Auf des Königs Befehl mußten die Flügeladjutanten v. Jagow und v. Bronikowsky die Schützen der zwei nächsten Bataillone dagegen entwickeln, die, vom Grenadierbataillon v. Schack gefolgt, den Feind vertrieben und ungefähr gleichzeitig mit der Marschkolonne das ansteigende Gelände von Hassenhausen erreichten. Währenddem hatte der König den Befehl zum Vorgehen der noch rückwärts in der Marschkolonne befindlichen Kavallerie gegeben, um den Aufmarsch der Infanterie zu decken. Die Division Wartensleben erhielt nach dem Bericht ihres Kommandeurs diesen Befehl, nachdem sie Auerstedt passiert hatte. Die Regimenter und Eskadrons wurden vereinzelt eingesetzt, wie sie ankamen, und litten sehr durch das Geschützfeuer.

Der König entschließt sich zum weiteren Vormarsch.

Der König hatte, noch vor Eingang der Meldung Blüchers, durch Gefangene erfahren, „daß der Feind mit einer ansehnlichen, aber sehr verschieden angegebenen Stärke bereits diesseits der Saale stehe".

---

*) Der König spricht in seiner Niederschrift von „Linderbach". Einen Ort dieses Namens gibt es nicht. Wahrscheinlich ist es eine Verwechslung mit dem am „Lisbach" liegenden Dorfe Poppel.

Dem Herzog schien das Vorrücken im Nebel unter so ungewissen Verhältnissen sehr bedenklich, er ließ daher Halt machen und schickte seinen Generalquartiermeisterleutnant (Chef des Generalstabes), den Oberst v. Scharnhorst, zum Erkunden vor; dieser machte dieselben Wahrnehmungen wie Blücher, vermochte aber gleichfalls die Stärke nicht festzustellen. Nun gaben die der Avantgarde zugerufenen Worte eines 83jährigen Greises den Ausschlag. Es war der in der Umgebung des Königs befindliche Feldmarschall v. Möllendorff, der den großen König schon während des 1. Schlesischen Krieges als Page begleitet und sich im Siebenjährigen Kriege sehr ausgezeichnet hatte. Er entsann sich der Antwort, mit der Schwerin des Königs Sorge über den verfrühten Angriff der Avantgarde bei Prag zu beschwichtigen suchte: „Frische Eier, gute Eier!" Dieser Zuruf hätte hier eine Warnung sein sollen, der König aber empfand nur den Zauber der anfeuernden Worte des alten Mannes, in dem die glorreiche friderizianische Zeit verkörpert erschien, und entschloß sich zum schnellen Vormarsch, um Blücher zu unterstützen. Leider war es hierzu zu spät. Das konnte er nicht wissen, und überdies war es grundsätzlich richtig, bei diesem ausgesprochenen Begegnungsgefecht alles zu tun, um dem Gegner in der Entwickelung zuvorzukommen. Gelang dies, so winkte ein großer Erfolg, da der Gegner ein Defilee unmittelbar hinter sich hatte. Indessen fehlten zwei Voraussetzungen, einmal die genügende Kenntnis vom Gegner, um übersehen zu können, ob es überhaupt möglich sein werde, die Überlegenheit rechtzeitig zu entfalten, und dann eine Anordnung des Marsches, die dies erleichterte.

Der König leitet den Aufmarsch der Division Schmettau.

Da der König die Verantwortung für den Entschluß übernommen hatte, fühlte er sich verpflichtet, das möglichste für die Ausführung zu tun, und leitete persönlich den Aufmarsch der Division Schmettau. Das an der Spitze der Division marschierende Regiment Alvensleben ließ er „auf einer sanften Anhöhe links der Chaussee" entwickeln und eine zwölfpfündige Batterie dort auffahren. Hinter und neben diesem so geschaffenen Stützpunkt formierte sich allmählich die in Sektionen aus dem Dorfe Taugwitz herauskommende Division in zwei Treffen „mit nicht sonderlicher Ordnung". Der König ließ nun „Marsch schlagen und vom rechten [nach anderen Berichten vom linken] Flügel en échelon avancieren, um womöglich die verlorenen Kanonen [der Batterien Graumann und Meerkatz] wieder zu bekommen" und einige aus Hassenhausen hervorbrechende feindliche Bataillone zu werfen; der Flügeladjutant, Major v. Bronikowsky, mußte die Befehle überbringen.

Einsetzen der Division Wartensleben.

Inzwischen war auch die Division Wartensleben, die sich nur mit Mühe durch die verfahrenen Straßen von Auerstedt durchgearbeitet hatte und deren Abstand durch Vorziehen der Kavallerie noch vergrößert worden war, in beschleunigtem Tempo in Anmarsch. Dreimal wurde ihr der Befehl — bald in des Königs, bald in des Herzogs Namen — zum Heranrücken und zum Angriff überbracht, ohne daß sie im Nebel irgend etwas vom Gegner wahrzunehmen vermochte. Da der Aufmarsch auf einer Höhe rechts von der Division Schmettau erfolgen sollte und ein Teil der Division schon Gernstedt durchschritten hatte, bogen die Bataillone und Batterien rechts von der Straße ab und gingen über den sumpfigen Grund des Lisbachs, in dem mehrere Bataillonskanonen stecken blieben, und mit dem rechten Flügel durch Rehhausen vor. Die abgesandten Offiziere haben nach Ausweis der Berichte denen, die die Anweisung erhielten, die Befehle offenbar nicht schematisch, sondern sinngemäß ausgerichtet und alles Denkbare getan, um den Aufmarsch zu beschleunigen; so ritt Leutnant v. Bülow, Adjutant des Generals v. Zastrow, der dem Divisionskommandeur den ersten Angriffsbefehl gebracht hatte, noch direkt zum General v. Renouard, dem Kommandeur der in der Marschordnung letzten Brigade, die er mit der Spitze an Gernstedt traf, und richtete, wie Renouard selbst berichtet, den Befehl des Königs aus, mit der „Brigade von dem bisher verfolgten Wege rechts auszubiegen, hinter dem Dorfe Gernstedt, dasselbe zwar links lassend, wegzumarschieren, sobald als es das Terrain erlaube, aufzumarschieren und den Feind, wo man ihn träfe, anzugreifen". Die Frage Renouards über die Stellung des Feindes wußte Bülow „zurzeit noch nicht zu beantworten", auch Wartensleben wurde erst durch den dritten Befehlsüberbringer, den diensttuenden Capitaine des Guides, Leutnant v. Witzleben, auf Befragen ein Baum einer Höhe als Marschrichtungspunkt gegeben.

Der Herzog eilte der Division Wartensleben entgegen, „um ihr eine zweckmäßigere und vorsichtigere Stellung zu wählen, um hierdurch das fehlerhafte Engagement, soviel tunlich, zu sichern". Der König, der dies erzählt, erkennt hiermit gewissermaßen seine Maßnahmen zur Entwickelung der Division Schmettau als übereilt an.

Der König bei der Division Wartensleben.

Das Vorgehen der Division Wartensleben erfolgte nicht wesentlich später als das der Division Schmettau. Der König ritt nun auch zur ersteren, er wollte überall selbst zum Rechten sehen. Er war bereits im lebhaften Geschützfeuer gewesen und fand die Truppen hier schon im Gewehrfeuer. Er mußte, nachdem sein Pferd, ein polnischer Schimmel, eine Gewehrkugel in die Brust erhalten hatte, ein

Pferd des Generals v. Zastrow besteigen und suchte nun den Herzog auf — er fand ihn schwer verwundet, des Augenlichts beraubt, von zwei Grenadieren des Bataillons Hanstein gestützt, an einen Erdabsatz gelehnt. „Sowie der Herzog blessiert war", berichtet der König, „hörte die eigentliche Führung des Ganzen gänzlich auf, weil niemand, sich des Kommandos anzunehmen, imstande war, oder vielmehr, weil ein jeder der Hauptanführer bereits den Kopf verloren hatte." Zu der letzten Kategorie durfte sich Friedrich Wilhelm selbst nicht zählen. Wer so kühl und scharf zu beobachten vermochte, wie sein Bericht erweist, dem saß der Kopf noch auf dem rechten Fleck; aber in seiner übertriebenen Bescheidenheit hat er sich wohl nicht zu denen gerechnet, die „sich des Kommandos anzunehmen, imstande waren". Er konnte es in der Tat und besaß das Vertrauen der Armee. Als er noch im dichten Nebel die Reihen des Regiments Schimonsky von der Division Schmettau entlang ritt, und hinter ihm eine Kanonenkugel mitten in die Glieder schlug, rief Kapitän v. Lindenfels: „Seht den König, er scheut keine Gefahr, wo es die Ehre der Armee gilt", worauf Offiziere und Soldaten ihm zujubelten: „Ja, Herr Hauptmann, wagt der König sein Leben, so wollen wir es auch." Wir werden noch sehen, wie auch in anderen Fällen seine Gegenwart auf die Mannschaften einwirkte. Es ist richtig, daß er den Oberbefehl nicht durch einen besonderen Akt übernommen oder einem anderen übergeben hat, wie die Geschichtschreiber es ihm bisher vorgeworfen haben und wie man nach seinem eigenen Geständnis annehmen möchte. In Wahrheit aber führte er den Oberbefehl, und dazu bedurfte es gar keiner besonderen Mitteilung an die Unterführer, da die Befehle des Königs ohnehin maßgebend und längst ein großer Teil der Befehle als die seinigen ergangen war. Ein Kommandowechsel vollzieht sich in der Schlacht nicht wie auf dem Exerzierplatz; daß die Armee sich in einer langen auseinandergerissenen Marschkolonne befand, war noch eine besondere Erschwernis. Über die Lage war der König ebensogut und ebensoschlecht unterrichtet wie der Herzog, und viele Meldungen waren auch bisher schon an ihn ergangen. Wenn er jetzt Befehle sandte, so wußte jeder, daß sie von ihm kamen und unbedingt maßgebend waren. Eine Schlacht aber läßt sich nicht leiten ohne die dazu bestimmten und geeigneten Organe, am wenigsten, wenn ein Teil der Truppen, wie hier, bereits ins Wanken gerät, der andere noch weit entfernt ist. Nun fehlte die Spitze des zur Leitung bestimmten Organes, der Chef des Generalstabes; der Herzog hatte seinen „Generalquartiermeisterleutnant" Scharnhorst gewissermaßen von seiner Seite

Des Herzogs Verwundung.

Die Frage des Oberbefehls.

verbannt, indem er ihn nach dem linken Flügel der Division Schmettau schickte, um dort zum Rechten zu sehen, und ihn für alles verantwortlich machte, was dort vorging. Das kam dem Übertragen eines Kommandos auf jenem Flügel gleich, — und der Tod Schmettaus machte nachher die Anwesenheit eines energischen und klar blickenden Mannes unentbehrlich, aber es war nichts weniger als der Platz für den Chef des Generalstabes. Des Herzogs erster Adjutant, Oberst v. Kleist, hatte mit jenem das Schlachtfeld verlassen. Dem alten Feldmarschall Möllendorff war die Gefechtsleitung der beiden entwickelten Divisionen übertragen worden, und dem so viel besprochenen großen Stabe des Königs fehlte es durchaus an Orientierung, weil, wie seine Mitglieder bezeugen, die operativen Arbeiten ausschließlich vom Generalstabe und der Adjutantur des Herzogs ausgeführt worden waren. Ein Teil der Flügeladjutanten des Königs war außerdem mit Aufträgen entsandt worden. Wie aus ihren eigenen Berichten hervorgeht, faßten sie ihre Aufgabe dahin auf, nach Kräften überall helfend einzuschreiten und geradezu Befehle zu geben, anstatt so schnell wie möglich wieder zu ihres Herrn Verfügung zu sein. Die Sache war also gar nicht so einfach, wie die Kritiker im allgemeinen vermeinen. Trotzdem tat der König, was in seinen Kräften stand, um das Gefecht in dem Sinne, wie es begonnen, fortzuführen. Auch sein Platz, wie der des Herzogs, ist getadelt worden, und doch war es im allgemeinen der richtige, wenn man sich vergegenwärtigt, daß es sich um ein Begegnungsgefecht handelte, bei dem nichts wichtiger ist, als daß der Führer sich vorn befindet, sieht und bestimmt, wie die Avantgarde sich grundsätzlich zu verhalten hat, und das war geschehen, — allerdings in fehlerhafter Weise, — es war wörtlich ein Vorstoß in den Nebel der Ungewißheit.

Des Königs Eingreifen an verschiedenen Stellen.

Sicherlich wäre der König besser an einem Fleck geblieben, anstatt umherzureiten und überall zu helfen. Die Erklärung liegt wohl in dem Gefühl der notwendigen Zurückhaltung im großen, solange der Herzog noch den Oberbefehl führte; auch hierin hatte es an Konsequenz gefehlt, aber das war die unheilvolle Folge jenes Dualismus der Kommandogewalt. Außerdem wird des Königs hochgradiger Sinn für peinliche Ordnung im kleinen mitgewirkt haben. Wenn er dieser Neigung hier nachgab, so lag darin allerdings grundsätzlich eine Gefährdung des für den Feldherrn unerläßlichen Überblicks über die Gesamtlage, indessen ist es nicht nachweislich, daß in diesem Falle in der Tat hierdurch ein Schaden entstanden ist. Der König erzählt selbst in dem am Tage nach der Schlacht an die Königin gerichteten Briefe, daß er bei seinem Ritt zur Division Wartensleben, noch bevor

sein Pferd erschossen wurde, das 2. Bataillon Prinz Heinrich fliehend traf; er „hieb mit dem Degen in die Flüchtigen, aber umsonst". In der Küstriner Niederschrift wird diese Episode etwas ausführlicher geschildert. Leider hat der König nicht gesehen, wie das Bataillon, in dem einzelne polnische Kantonisten sich indiszipliniert zeigten, sehr bald neu formiert und wieder vorgeführt wurde. Dann hat der König sich auch persönlich um das Sammeln der zurückgeworfenen Kavallerie Blüchers bemüht. Der Flügeladjutant v. Jagow fand ihn bald nach der Flucht der Reste der Batterie Graumann „beschäftigt, einen Teil der Dragoner vom Regiment der Königin wieder zum Angriff zu formieren. Als diese wieder vorgegangen waren, wurde der Herzog von Braunschweig verwundet herbeigeführt". Auch der Generalstabsmajor v. Rauch berichtet, daß der König auf dem Wege zur Division Wartensleben jenes Regiment zu sammeln und persönlich wieder gegen den Feind zu führen bemüht war, „bei welcher Gelegenheit das Pferd des Königs blessiert, das Gefecht aber demohngeachtet nicht hergestellt wurde". Hierauf bezieht sich offenbar des Königs Antwort an Blücher: „sie haben es mir nicht besser gemacht".

Marschall Davout, der sich, ebenso wie der preußische Feldherr, an der Spitze seiner Avantgarde befand, hatte zuerst die Division Gudin in und bei Hassenhausen entwickelt. Um 9 Uhr, etwa zu gleicher Zeit, als die preußische Division Schmettau zum Angriff antrat, verlängerten die Division Friant und eine Kavalleriebrigade den rechten Flügel, wodurch die Franzosen, wie sie selbst zugegeben haben, auf kurze Zeit die Überlegenheit erlangten. Davout begann nun bald eine Umfassung des preußischen linken Flügels einzuleiten, wodurch ein Teil der preußischen Kavallerie Gelegenheit zu erfolgreichem Eingreifen erhielt. Die Schlacht stand für die Preußen günstig, die durch Vorbiegen des rechten Flügels der Division Wartensleben das Dorf Hassenhausen in einem Bogen umfaßt hatten. Nun traf aber auch die Division Morand im Laufschritt ein, besetzte das schon aufgegebene Dorf Hassenhausen erneut und ging darüber hinaus gegen den preußischen rechten Flügel vor. Die Lage für die Preußen wurde kritisch, da die Division Oranien noch nicht heran war und nur vereinzelte Kavallerie, die sich von hinten durchgearbeitet hatte, und eine Batterie als Verstärkung auf dem rechten Flügel eintrafen. Dadurch wurde es unmöglich, die bedeutende kavalleristische Überlegenheit auszunutzen. Den den verschiedensten Verbänden angehörigen Reitergeschwadern fehlte der Führer. Blücher irrte umher, um Kavallerie zu sammeln und sein eigenes Regiment zu suchen. Inzwischen attackierte Prinz Wil-

Davout.

Vereinzeltes Eintreffen der preuß. Kavallerie.

helm von Preußen mit einem Bataillon dieses Regiments (nicht mit einem „Kavalleriekorps“, wie das Journal des französischen III. Armeekorps erzählt) — er wurde verwundet und das Pferd wurde ihm unter dem Leibe erschossen. Die unzusammenhängenden Angriffe mußten erfolglos bleiben, und die Kavallerie wurde schließlich über Sonnendorf und den Emsbach zurückgezogen.

Division Oranien.

Der König hatte die Absicht, „die 1. Division (Prinz von Oranien) rechts der 2. zu formieren, um womöglich den rechten Flügel an die Saale zu appuyieren und gegen die feindliche linke Flanke zu demonstrieren, während ein Teil der Reserve zur Unterstützung des Angriffs bestimmt, mit dem andern die rechte Seite des Feindes en échec gehalten und womöglich zurückgedrängt werden sollte, da er von dieser Seite unseren linken Flügel zu umgehen Anstalt machte“. Der Nebel hatte sich schon früher zerteilt und wieder zusammengezogen; der Zeitpunkt, wann es ganz hell wurde, ist nicht festzustellen.

Die Division Oranien war (nach dem Bericht ihres Führers) gleichfalls um 6 Uhr aus dem Biwak aufgebrochen, hatte ebenso, wie die Division Wartensleben, die größten Schwierigkeiten beim Marsch durch Auerstedt gefunden und war dann noch durch die sich nach vorwärts durchdrängende leichte Kavallerie Blüchers, jetzt unter General v. Oswald, aufgehalten worden. Der König war sehr besorgt um das rechtzeitige Eintreffen der Division und sandte gleich nach der Verwundung des Herzogs mehrere Offiziere, darunter den Flügeladjutanten Major v. Bronikowsky, zu ihr ab, während er dem Major v. Rauch vom Generalstabe auftrug, nach Ausführung einer Erkundung des Geländes auf dem rechten Flügel, zu der er sich erboten hatte, dort zu bleiben und zu sehen, „was dort etwa zu tun sein möchte“. Wartensleben stand längst im Gefecht; der König ritt der 1. Division entgegen und war, wie Oranien selbst berichtet, „sehr ungehalten, daß solche nicht eher herangerückt war“. Die Absicht, die gesamten Truppen Oraniens zur Verlängerung des rechten Flügels zu verwenden, erwies sich nicht mehr als ausführbar, zumal die Marschkolonne auseinandergekommen war und die Bataillone vereinzelt ankamen. Da gleichzeitig die Entwickelung auf französischer Seite rasch fortschritt und von den eigenen Reserven noch nichts zu sehen war, blieb nichts übrig, als die ankommenden Truppen einzusetzen, wo Not war. Als endlich die Tetenbrigade Prinz Heinrich Auerstedt durchschritten hatte, wurde sie daher „hinter Rehhausen herum“ zur Verstärkung des dauernd durch Umgehung bedrohten linken Flügels verwandt, die andere Brigade Lützow auf dem rechten. „Die Leute waren voller guten Willen und

Mutes", berichtet der König, „und bekräftigten es durch lautes und allgemeines Zurufen; nur formierten sich die Bataillone in vollem Laufen bergan, da sie abgekommen waren, wodurch die Leute sehr erhitzt und fast atemlos an den Feind herankamen." Als das Infanterieregiment Graf Wartensleben (bei der letzten Brigade der Division Oranien) Auerstedt durchschritten hatte und ins feindliche Geschützfeuer kam, erschien der König, und das Regiment rief unter dem Geschützfeuer ein „Vivat!". Der König blieb während des dann folgenden Avancierens vor der Front, und wenn die Leute nach dem Überwinden von örtlichen Schwierigkeiten ins Laufen kamen, rief er wiederholt „ruhig, ruhig!", sprach mit dem Kommandeur und ritt die Front entlang nach dem rechten Flügel zu.

Zeitweise gelang es den eingesetzten Kräften, die Lage zu bessern, aber gegen Mittag begann die rückgängige Bewegung. Einzelne Bataillone, die sich verschossen hatten, fingen an, in dem durchschnittenen Gelände unbemerkt abzuziehen. Beginn der rückgängigen Bewegung.

Da die Reserven noch immer nicht zur Stelle waren, so mußte der König den Gedanken aufgeben, durch ihr Einsetzen bei Hassenhausen doch noch einen Erfolg zu erringen, den Feind über Kösen zurückzuwerfen und den Marsch der Disposition gemäß auf Freiburg fortzusetzen. Er rechnete aber wenigstens auf ein Eintreffen der Reserven so zeitig, daß sie die wankende vordere Linie aufzunehmen vermochten. Hierzu war der vom alten Schlosse Eckartsberga bis südlich von Gernstedt sich hinziehende Höhenzug die gegebene Stellung. Sie lag links gestaffelt zur natürlichen Rückzugsrichtung des Gros, bot wenigstens teilweise gutes Schußfeld, war geeignet, gegen die dauernd angestrebte Umgehung des Feindes einen Damm zu bilden, und lag in der den Reserven durch die Disposition angewiesenen Marschrichtung. Der König erteilte daher dem General v. Zastrow den Befehl, „die Reserven auf dem Eckartsberge zu placieren, um zum Replis der übrigen Truppen zu dienen". Die Reserven.

Schon früher, „noch ehe die Sache sich zu unserem Nachteil entschieden hatte", hatte der König dem General v. Rüchel bei Weimar auf seine Meldung, daß er bereit sei, sich nach allen Seiten zu bewegen, über die Lage unterrichten und ihm sagen lassen, wie er „es gern sehen würde, wenn er nach Möglichkeit und, wenn er keinen Feind vor sich hätte, uns zum Soutiens heranrücken möchte". Rüchel erhielt diese Anweisung, im Begriff, bei Kapellendorf ins Gefecht zu treten, um den im Kampfe gegen Napoleon schon in übelster Lage befindlichen Fürsten Hohenlohe zu unterstützen. Rüchel hatte dem Rüchel.

Überbringer Rittmeister Dorville (Adjutant Möllendorffs) in seiner originellen Ausdrucksweise geantwortet: „Legen Sie mich Sr. Majestät zu Füßen und sagen Sie dem Könige: herzlich gern wollte ich zu Seiner Hilfe womöglich fliegen, aber mit aller Bestimmtheit wäre dort die Aktion schon entschieden, wenn ich bei dieser großen Entfernung erst dorthin abmarschieren würde, hier aber wäre ich nahe an dem Feind, allwo der Fürst von Hohenlohe meinen Beistand dringend verlangt hätte; folglich habe es den Anschein, Sr. Königlichen Majestät vielleicht durch eine glückliche Aktion allhier mehr zu nützen, als durch einen bloßen Marsch dorthin." Rüchel hatte recht, auch nicht einmal seine Antwort ist zur Zeit gekommen, aber auch um Hohenlohe zu retten, kam er zu spät und erlag selbst dem großen Gegner.

Kalckreuth. Wo waren nun die Reserven geblieben? Sie hatten östlich von Rannstedt, südlich der Straße von Auerstedt, biwakiert und machten sich am 14. früh marschbereit. Kalckreuth hatte Mühe, die Truppen im Nebel zu ordnen. Obwohl er die große Schwierigkeit, seine Truppen durch das verstopfte Defilee von Auerstedt zu führen, voraussah, dachte er nicht daran, einen anderen Übergang über den unbedeutenden Emsbach zu suchen oder auf dem nächsten Wege an Reisdorf vorbei sein schon in der Disposition angegebenes nächstes Marschziel Eckartsberga zu erreichen. In seinem 1808 der Untersuchungskommission vorgelegten Bericht meint er sogar, die Verspätung der Infanterie ginge ihn nichts an; die Versperrung der Straßen in Auerstedt war ihm eine genügende Entlastung, und doch lag es weder im Sinne noch im Wortlaut des Befehls, über diesen Ort zu marschieren. Der gesamte Bericht charakterisiert ihn als einen in Formen erstarrten Mann ohne Initiative, der immer nur den Befehl eines Höheren abwartet. Das ist bezeichnend für die in jener Zeit herrschende Auffassung; denn Kalckreuth war keineswegs unfähig, und als er dann ganz selbständig und, ohne sich auf jemand berufen zu können, Danzig verteidigte, erwies er sich als ein tapferer und entschlossener, mit dem Wesen der Festungsverteidigung vertrauter General und hat sich und seinen Truppen Ruhm erworben. Hier zeigte er sich wenigstens in bezug auf die Kavallerie anfangs weitsichtiger als in bezug auf die anderen Truppen; er ließ sie durch seine Adjutanten durchs Wasser führen und ordnete sie vorwärts etwa in Höhe der Spitze der Division Wartensleben, obwohl von vorn noch kein Gefecht zu hören war. Indessen scheint er auch dies sehr methodisch und langsam betrieben zu haben; denn als die Kavallerie sich im Schritt in Marsch

setzte, war bereits seit einiger Zeit von Hassenhausen her heftiges Geschützfeuer vernehmbar. Anstatt nun die Gangart zu verstärken, ließ Kalckreuth, obwohl ihn sein „Erfahrungsgefühl schon überzeugte, daß es eine starke Aktion werden würde", noch eine Änderung im Anzug vornehmen („die großen Röcke ausziehen"). Als er sich dann — wieder im Schritt — in Marsch setzte, kam ein Befehl vom König, „wer fertig wäre, möchte machen, daß er vorkäme". Endlich setzte sich nun Kalckreuth mit seiner Kavallerie in Trab und blieb in dieser Gangart bis zum Aufmarsch südlich von Taugwitz und Poppel. Auf eine Bitte um Befehl ließ der König zurücksagen, er brauche ihn augenblicklich nicht, er möge dort halten bleiben. Als Kalckreuth nun, um sich zu orientieren, sich auf eine Höhe hinter der Aufstellung seiner Reiter begab und durch zurückgesandte Adjutanten auf Beschleunigung des Marsches seiner Infanterie einzuwirken suchte, traf er den König, der ihn nach seiner Meinung fragte. Kalckreuth meint, es sei gegen 11 Uhr vormittags gewesen; wahrscheinlich war es der Augenblick, in dem der König infolge des schlechten Standes des Gefechts beim Gros sich nach der für die Aufstellung der Reserven ausgewählten Stelle begab. Allenfalls könnte es schon früher gewesen sein, als der König der Division Oranien entgegenritt. Kalckreuth spricht zwar vom Anmarsch der Division Wartensleben, irrt hierin aber unbedingt. Erst 1½ bis 2 Stunden, nachdem die Division Oranien in die Gefechtslinie eingerückt war, kam die an der Spitze der Reserve marschierende 2. Reservedivision Arnim, die 9 Uhr morgens den Befehl erhalten hatte, zur Unterstützung vorzugehen, aus Auerstedt heraus, gefolgt von der Brigade Pletz der 1. Reservedivision Kunheim. Die Verspätung hatte man durch vieles Laufen in dem hügeligen und durchschnittenen Gelände gutzumachen versucht. Dadurch waren die Leute außer Atem gekommen, und um sie wieder marschfähig zu machen, wurde zunächst nördlich des Auerstedter Grundes aufmarschiert, wodurch erneut Zeit verloren ging. Diese Truppen ließ nun der König auf dem erwähnten Höhenzuge eine Aufnahmestellung nehmen. Eine größere Masse Artillerie trat auf dem linken Flügel erfolgreich in Wirksamkeit. Dorthin, wo die beste Übersicht war, begab sich auch der König und verblieb bis gegen 3 Uhr nachmittags beim alten Schloß von Eckartsberga. Kalckreuth hielt sich in seiner Nähe, ohne selbständig irgend etwas anzuordnen. Hier ist es gewesen, wo Blücher endlich den König fand, ein Reiterführer ohne Reiter. Nach der schon erzählten Unterredung wollte er seine Husaren suchen, der König schickte ihm noch einen Flügeladjutanten nach und ließ ihm sagen, er

Aufnahmestellung der Reserven.

Blüchers Vorschlag, die Schlacht wiederherzustellen.

könne mit der Kavallerie tun, was er wolle. Blücher stieß auf das zu Kalckreuths Reservekavallerie gehörige, noch intakte Regiment Gendarmes, und sofort stieg in dem Unermüdlichen der Gedanke auf, den Angriff zu erneuern. Er bat den König, die zurückgehende Infanterie des Gros bei der Reserve wieder formieren zu lassen und das Gefecht wieder zu beginnen, es sei noch nicht verloren. Der König schien auch einverstanden, und während der Feind nun mit starken Kräften anrückte und die preußische Artillerie ihn auf Blüchers Befehl mit einem erfolgreichen Feuer empfing, setzte sich der alte Reitergeneral an die Spitze der Gendarmes, die vor Begier brannten, einzuhauen, und die Karabiniers stellten sich als 2. Treffen bereit, — da brachte ein Offizier den Befehl des Königs, „nichts mehr zu unternehmen"; auch die Reserve fing an abzuziehen. Hätte der König, der jetzt des Feindes Stärke überschätzte, wie er sie anfangs unterschätzt hatte, „die Lage seines Gegners gekannt, wie wir sie jetzt kennen", schreibt Clausewitz, „so würde er wohl nicht einen Augenblick angestanden haben, die Reserven gegen ihn zu brauchen, und dann hätte es mit einem Wunder zugehen müssen, wenn er nicht auf diesem Punkt einen glänzenden Sieg erfochten hätte". Es war, als wenn den König mit Blücher sein guter Genius verlassen hätte; — aber was war vorgefallen, daß des Königs Entschlußkraft gelähmt wurde? Der Eindruck des immer erneuten Umgehungsversuches des französischen rechten Flügels und das fortgesetzte Weichen des eigenen Gros war es nicht allein; demgegenüber hätte Friedrich Wilhelm als General wohl seine Ruhe behalten, aber es ereignete sich etwas, das die Verantwortung des Landesvaters in Anspruch nahm. Napoleon trat als Versucher an ihn heran und raunte ihm zu, er könne das Blut seiner Landeskinder sparen; Friedrich Wilhelm wußte nicht, daß seine andere Armee bereits geschlagen war; das Bild eines ehrenvollen Friedens tauchte vor ihm auf — er erlag der Versuchung und befahl den Abzug, in der Hoffnung, seine Hauptarmee mit geringen Opfern zurückführen und mit den intakten Streitkräften Hohenlohes und Rüchels vereinigen zu können, immer noch bereit, erneut zu schlagen, wenn die Verhandlungen scheitern sollten. Eine merkwürdige Verwickelung hatte dies herbeigeführt. Im Laufe des vorhergehenden Tages war der französische Flügeladjutant und Kammerherr v. Montesquiou mit einem Schreiben Napoleons an den König bei Hohenlohe eingetroffen, nachdem er sich verirrt und, da er keinen Trompeter bei sich hatte, von den Vorposten gefangen genommen war. Unbegreiflicherweise hielt Hohenlohe eine sofortige Weiterbeförderung des Schriftstückes

Der König verzichtet auf Erneuerung des Angriffs.

Napoleons Brief.

nicht für nötig und erst jetzt auf der Höhe von Eckartsberga übergab ein Offizier dem Könige den Brief. Dieser, aus dem Lager von Gera, den 12. Oktober datiert, begann in insolenter Weise, indem er des Königs ihm erst am 7. Oktober zugegangenes Schreiben vom 25. September ein „Pamphlet“ nannte und ihm zu verstehen gab, daß er ein Spielball in den Händen ehrgeiziger Ratgeber sei. „Ew. Majestät werden besiegt sein“, schrieb er, und weiter: „Sie sind imstande, Ihre Untertanen vor den Verwüstungen und dem Unheil des Krieges zu retten. Kaum begonnen, können Sie ihn beendigen und Sie werden ein Werk tun, für das Ihnen Europa Dank wissen wird. Wenn Sie auf die Wütenden hören, die vor vierzehn Jahren Paris erobern wollten und die Sie heute in einen Krieg verwickelt haben und gleich darauf in gleichfalls unfaßbare Angriffspläne, so werden Sie Ihrem Volke ein Übel zufügen, das der Rest Ihres Lebens nicht zu heilen imstande sein wird. Sire, ich habe nichts zu gewinnen gegen Ew. Majestät. Ich will nichts und ich habe nichts von Ihnen gewollt. Der gegenwärtige Krieg ist ein unpolitischer Krieg. ... Falls Sie in mir nicht mehr einen Verbündeten wiederfinden, so werden Sie doch einen Mann finden, der bestrebt ist, nur für die Politik meiner Völker unerläßliche Kriege zu führen und kein Blut in einem Streit mit Souveränen zu vergießen, die keinen Gegensatz in der Industrie, im Handel und in der Politik mit mir haben *). Ich bitte Ew. Majestät, in diesem Briefe nur den von mir gehegten Wunsch zu sehen, Menschenblut zu schonen und einer Nation, die geographisch der meinigen nicht feindlich sein könnte, das Gefühl bitterer Reue zu ersparen, sich zu sehr Augenblicksempfindungen hingegeben zu haben, die mit solcher Leichtigkeit zwischen Völkern entstehen und sich wieder beruhigen. ...“

Der König hätte seinen Gegner so weit kennen sollen, um diese Worte richtig zu bewerten und zu erwägen, daß die zu vermeidende Schlacht nun schon geschlagen war. Aber sie beschwerten das Gewissen des Landesvaters, und die Erwähnung von 1792 mußte ihm alles Elend in Erinnerung bringen, das er auf dem jammervollen Rückzuge durch die Champagne miterlebt hat. Jener Zug zur Befreiung des gefangenen französischen Königs war mißglückt gegen ein schlechtes Revolutionsheer; jetzt stand er dem unheimlichen Manne gegenüber, der sich schon als der kühnste, größte und glücklichste Feldherr der Gegenwart bewährt und der jenes Heer zu einem großartigen Kriegs-

*) Hiermit wurde indirekt England als Frankreichs einziger natürlicher Feind bezeichnet

werkzeug umgeschaffen hatte, und — dieser Mann reichte ihm die Friedenspalme. War es nicht vermessen, die Hand, die sie bot, zurückzuweisen und sein Volk unerhörten Leiden auszusetzen? Napoleon hatte den rechten Fleck zu treffen gewußt, und das Schicksal hatte es gewollt, daß dies Angebot zu unheilvollerer Stunde für den Empfänger eintraf, als Napoleon selbst es hatte ahnen können. Der König verkannte gerade in seiner jetzigen Verfassung ganz das Diabolische des Briefes, auch daß er unter einer nicht mehr zutreffenden Voraussetzung geschrieben, und daß der Würfel schon gefallen war. Er glaubte wirklich noch an die Möglichkeit des Friedens, sonst hätte er nicht am folgenden Tage jenes Schreiben mit einem Waffenstillstandsvorschlage beantwortet. Sicherlich war er schon damals auf der Höhe von Eckartsberga hierzu entschlossen oder solcher Lösung zum mindesten sehr geneigt. Als er daher vor der Frage stand, ob die Reserven (deren Rest, die Garden, rechts rückwärts zwischen Auerstedt und Sulza Stellung genommen hatte) zum Gegenstoß vorzuführen oder lediglich defensiv zur Deckung des Rückzuges zu verwenden seien, wählte er das letztere. Zum Unglück war in diesem Augenblick niemand bei ihm, der geeignet gewesen wäre, ihn zu stützen und zu der anderen Entscheidung zu bewegen, — weder Scharnhorst, noch Blücher, noch Möllendorff, der den Impuls zur vorzeitigen Einleitung der Schlacht gegeben hatte. Es ist auffallend, daß die gewaltige Einwirkung dieses Briefes bisher nicht genügend gewürdigt worden ist. Vielleicht liegt es daran, daß man annahm, er sei nicht in diesem Augenblick, in dem der entscheidende Entschluß gefaßt werden mußte, sondern früher eingetroffen. Hardenberg spricht von 9 Uhr morgens, er berichtet aber nur von Hörensagen. Der König selbst aber sagt in seiner Küstriner Aufzeichnung: „In dieser Zeit [Aufstellung der 2. Reservedivision und der Artillerie auf dem Eckartsberge] war es ohngefähr, wo ich ... den bewußten Brief vom Kaiser Napoleon erhielt." Daß es gerade der Zeitpunkt zwischen der Zustimmung zu Blüchers Vorschlag und der Zurücknahme derselben war, ist eine Annahme, die psychologisch die einfachste Erklärung gibt.

Verstoß des Prinzen August.

Wie sehr der König dem Gedanken zur Offensive immer noch zugänglich war, geht daraus hervor, daß er sogar auf die Anregung eines jüngeren Offiziers einging. Der Adjutant des Prinzen Heinrich, Major v. Hake, hatte nämlich, als dessen Brigade auf dem linken Flügel der Schlachtlinie sich entwickelte, Scharnhorst getroffen und, da dieser seinen Platz dort nicht verlassen konnte, es unternommen, die dort so nötige weitere Unterstützung herbeizuschaffen. Im Zurück-

reiten veranlaßte er zwei Bataillone zum Vorgehen und ritt, als er an der Chaussee auf einige, verschiedenen Verbänden angehörige Grenadierbataillone traf, zum König, um seine Wahrnehmungen zu melden und um das Eingreifen jener Bataillone zu bitten, da „mit diesen vereint, der linke Flügel vorzudringen imstande sein würde". Der König war einverstanden und, die Linie der Reserven herunterreitend, befahl er dem seinem Grenadierbataillon vorausgeeilten Prinzen August von Preußen, mit vier Bataillonen die am Feinde befindlichen Truppen zu unterstützen — das war leider nur eine halbe Maßregel. Der Vorstoß war anfangs erfolgreich, aber, da die vordere Linie schon wich, erhielt der Prinz vom Feldmarschall Möllendorff wiederholt den Befehl zum Rückzuge. Als die Division Schmettau sich nicht mehr zu halten vermochte und zurückging, traf auch Scharnhorst, der sein Pferd dem Prinzen August abgetreten und mit einem Gewehr in der Hand den Rückzug fortgesetzt hatte, beim König ein, zu spät, um noch im guten Sinne wirken zu können. Überdies war er verwundet und von der dauernden vergeblichen Anstrengung schwer erschöpft; der König befahl ihm daher, sich zunächst in Auerstedt verbinden zu lassen. Das erste Mal hatte anscheinend Abneigung seines Generals ihn von der entscheidenden Stelle entfernt, jetzt das menschliche Gefühl seines Königs. Als er zurückkehrte, hatten auch die Reserven bereits den Rückzug begonnen. Der König nahm an, daß Hohenlohe und Rüchel noch bei Kapellendorf und Weimar ständen; auch Scharnhorst war dies „um so wahrscheinlicher", da er „wußte, daß der Fürst den Befehl hatte, sich nicht links umgehen und von dem Herzog abschneiden zu lassen". Dem König schien es daher am zweckmäßigsten, die Armee in der Gegend des Ettersberges zu vereinigen, „um von da aus das Weitere anordnen zu können"; es lag also auch eine gemeinsame Offensive am nächsten Morgen noch immer im Bereich der möglichen Entschlüsse. Zunächst ließ er gegen 2¼ Uhr nachmittags durch Scharnhorst (es muß also, wenn Kalckreuth sich in dieser Angabe nicht irrt, noch bevor Scharnhorst sich zum Verbinden entfernte, gewesen sein) Kalckreuth als dem ältesten General das Kommando übergeben, worauf dieser sich sogleich meldete. Den Truppenteilen der Division Schmettau folgten diejenigen der beiden anderen Divisionen, ohne daß sich feststellen läßt, wer die Befehle zu ihrem Rückzuge gegeben hat. In der Front wurde der Feind durch Artilleriefeuer in angemessener Entfernung gehalten, und als die Franzosen ihre Maßnahmen zur Umfassung des linken Flügels fortsetzten, wurde die Stellung bei Eckartsberga noch verstärkt, während auf dem rechten Flügel die Brigade

Scharnhorst.

Plan der Vereinigung der Armee am Ettersberge.

Rückzug.

Pletz näher an die Division Arnim herangezogen wurde. Kalckreuth wollte mit den zurückgehenden Grenadierbataillonen des Prinzen August eine zurückgebogene Flanke gegen Auerstedt bilden; durch seine Anordnungen entstanden Hin- und Hermärsche und unnötige Verluste. Gegen 4 Uhr nachmittags ließ der König Kalckreuth durch einen Ordonnanzoffizier befehlen, er möge „seine Retraite machen, als wenn er allein da kommandierte". Kalckreuth ließ unverzüglich „mit Sektions abmarschieren. Die Leute waren so entkräftet, so müde, daß sie kaum ihre Rotten halten konnten". Der Rückzug der Reserven erfolgte über Auerstedt und wurde dadurch erleichtert, daß die ganz intakte Brigade Hirschfeld (vier Bataillone Garde) nebst einer Batterie und den herangekommenen leichten Bataillonen der Blücherschen Arrieregarde unter General Oswald, sowie etwas Kavallerie östlich von Auerstedt und nördlich von Sulza (es ist nicht zu ermitteln, auf wessen Befehl) Aufstellung genommen hatten. Der Feind verfolgte nur bis auf die Höhen nördlich Auerstedt, wo er Artillerie auffahren ließ und den Ort in Brand schoß. Davout hat später Kalckreuth gesagt, „die Retraite wäre in so respektabler Ordnung gemacht worden, daß er sich nicht getraut, solche brave Leute verfolgen zu lassen, sondern sich mit Okkupierung des Eckartsberges begnügt habe". Kalckreuth erhielt auch vom Könige anerkennende Worte. Die Reserven waren noch in Ordnung, nicht so die Divisionen des Gros, die sich hinter ihnen nicht wieder formierten.

Der König hatte, nach Zastrows Angabe, ursprünglich die Absicht gehabt, die Truppen über Buttstedt nach Sömmerda marschieren zu lassen und auch Hohenlohe, Rüchel und den Herzog von Weimar dorthin heranzuziehen. Mit der Leitung des Abzuges der Reserven über Auerstedt, die infolge des in dieser Richtung erfolgten, nicht mehr aufzuhaltenden Rückzuges des Gros zur Notwendigkeit geworden war, mußte jener Gedanke aufgegeben werden, und als der König jenseits Auerstedt einem Teil der Reserven zum letzten Male Aufstellung zu nehmen befahl und die Besetzung jenes Ortes selbst durch ein Bataillon anordnete, ließ er gegen 6½ Uhr abends den Generalen und Kommandeuren durch den General v. Zastrow einen Befehl diktieren:

Letzte Aufnahmestellung.

Befehl für den Rückzug nach Weimar.

„Die Direktion des Marsches geht nach Weimar. Die Reservedivisionen machen die Arrieregarde unter dem General von der Kavallerie Grafen v. Kalckreuth, die übrigen Regimenter und, was nicht dazu gehört, werden sich, soviel wie möglich, zusammenhängen auf der Weimarschen Chaussee, ohne daß sie gerade ihre Ordre de bataille genau befolgen. Jenseits Weimar setzen sich die Truppen längs der

Chaussee gegen den Ettersberg [im Bericht des Obersten v. Lützow heißt es irrtümlich „Eckartsberg“]. Alles links abmarschiert.“

Der Feldmarschall Möllendorff war zur Stelle, und außer der Reserve hat zum mindesten Prinz Oranien diesen Befehl erhalten und weitergegeben. Jedenfalls geschah alles mögliche zu seiner Verbreitung; der Flügeladjutant v. Bronikowsky mußte den diktierten Befehl „an die Ordonnanzoffiziere mit sorgfältiger Instruktion, an welche Generals er überbracht werden sollte, ausgeben“. Den in der Nähe befindlichen Truppenteilen teilte der König noch persönlich die Rückzugsrichtung mit. Gleichzeitig wurden auf seinen Befehl durch Zastrow zwei Offiziere mit dem von ihm in die Schreibtafel diktierten Befehl an Hohenlohe und Rüchel abgesandt, mit ihren Korps nach dem Ettersberge bei Weimar behufs Wiederversammlung der Armee zu rücken; die betreffenden Offiziere mußten umkehren, weil sie in der Gegend von Apolda auf den Feind stießen.

Der König reitet voraus, um die Truppen zu sammeln.

Der König beschloß nun, schleunig vorauszureiten, um von Weimar aus die nötigen Anordnungen treffen zu können. Auch nach der heute bei uns als richtig anerkannten Auffassung gehört bei einem Rückzuge der Führer nicht zur Arrieregarde, sondern er hat sich dahin zu begeben, wo er die zurückgehenden Truppen zu sammeln gedenkt, um sie dort zu empfangen und über sie zu verfügen. Der König, der noch kurze Zeit bei der Kolonne geblieben war, nahm von der Höhe von Oberroßla, als schon ein erheblicher Teil von ihr das tiefe Ilmdefilee bei Mattstedt durchschritten hatte, im Grunde hinter Apolda Truppen wahr, die bald als Feind festgestellt wurden. Er ließ daher die ganze Kolonne im Defilee Kontermarsch machen und befahl dem Feldmarschall Möllendorff, die Truppen auf dem linken Ilmufer gegen Weimar zu führen. Hauptmann v. Tiedemann vom Generalstabe hatte mit der Karte in der Hand Artern (Sömmerda) für den Rückzug in Vorschlag gebracht, der König aber, der ja ursprünglich selbst an diese Richtung gedacht haben soll, entschied sich, in der Annahme, daß dort schon der Feind sei, für Weimar. Man darf nicht vergessen, daß er Hohenlohes Niederlage noch nicht ahnte und daß Davouts andauerndes Streben, seinen linken Flügel zu umfassen, jene Annahme rechtfertigte. An der Spitze der Reste von Heising-Kürassieren und Irwing-Dragonern ritt er nun voraus und kam in der Dunkelheit dicht an französischen Wachtfeuern vorbei; in seiner unmittelbarsten Nähe wurden einige französische Chasseurs gefangen genommen. In der Schlacht haben wir den König stets da gesehen, wo Not war, eigener Gefahr achtete er nicht, und selbst sein Gegner berichtet, daß

Übergang auf das linke Ilmufer.

Des Königs nächtlicher Ritt.

er sich immer da befunden habe, wo das Handgemenge am stärksten war, am kennzeichnendsten für seine heroische Haltung bleibt aber, was Blücher erzählt. Als dieser auf jene 200 bis 300 Reiter stieß und erfuhr, daß der König dabei sei, ritt er zu ihm heran. Der König „war sehr gnädig" (man darf nicht vergessen, daß Blüchers unvorbereiteter Angriff zu Beginn der Schlacht den ersten Anlaß zu schweren Verlusten und zur Unordnung gegeben hatte) „und sagte mit großer Ruhe: wir sind in einer übeln Lage, es kann davon herkommen, daß wir uns durchschlagen müssen. ... Ich ritt bald voran und bald beim Könige und hatte die Offiziere seines Gefolges aufgefordert, sich bei dem ersten Schuß, der vorne fiel, mit mir in den Feind zu stürzen, um die geheiligte Person des Königs zu sichern. Hätte der König die Schlacht gewonnen gehabt, so wäre er mir wahrlich nicht ehrwürdiger gewesen als in dieser Nacht". Durch die Aussagen der Gefangenen und durch Wachtfeuer, die man in großer Zahl sah, wurde es klar, daß Weimar schon im Besitze des Feindes war. Der König wendete sich daher zunächst etwas rechts auf einem Wege, den der Flügeladjutant Major v. Chasot erkundete, in der Absicht, Erfurt zu erreichen und sich nötigenfalls mit der Kavallerie durchzuschlagen; dann aber nahm er die Richtung auf Sömmerda, nachdem man sich überzeugt hatte, daß kein anderer Weg mehr frei sei. Auch Major v. dem Knesebeck befand sich in des Königs Umgebung, Müfflings Behauptung aber, daß er sein Retter gewesen sei, fehlt die Begründung. Erst hinter Buttelstedt erfuhr man Bestimmtes über die Niederlage Hohenlohes und Rüchels; dort traf man auf eine große Menge lagernder Bagage von allen Heeresteilen. Unterwegs hatten sich dem König verschiedene Truppenteile angeschlossen, waren aber in der Dunkelheit wieder abgekommen. Allen Truppen, die hinter Buttelstedt und bei Markvippach angetroffen wurden, wurde Sömmerda als Marschziel angewiesen, auch an Möllendorff und die ihm unterstellten Truppen wurden Offiziere mit einem entsprechenden Befehl geschickt, er hat ihn aber nicht erhalten. Die Division Oranien und ein Teil der Kavallerie gelangten daher nach Erfurt und kapitulierten demnächst dort. Die Division Wartensleben erhielt den Befehl richtig. Während des Marsches hatte der König Kalckreuth befehlen lassen, das Dorf Roßla in der linken Flanke von Infanterie besetzen zu lassen; seine Tätigkeit ruhte nicht, obwohl Scharnhorst, der seiner Wunden wegen nicht so rasch zu folgen vermochte, nicht mehr bei ihm war.

Marschrichtung auf Sömmerda.

Nachricht von d. Niederlage der anderen Heeresteile.

Eintreffen in Sömmerda.

Am 15. Oktober 7½ Uhr morgens traf der König in Sömmerda ein; unmittelbar darauf mußte Zastrow auf seine Anordnung einen

Feldjäger nach Erfurt mit dem, um kein Schriftstück in Feindeshand gelangen zu lassen, mündlich gegebenen Befehle entsenden, allen etwa dorthin gelangten Truppen und Bagagen Sömmerda als Marschziel und Sammelpunkt anzuweisen. Es wurden verschiedene Kabinettsorders ausgefertigt, unter anderen an den Herzog von Weimar, sich baldmöglichst an die Armee heranzuziehen, und an den Herzog Eugen von Württemberg, den Marsch nach Merseburg nicht fortzusetzen, sondern die Elbe zu gewinnen. Der König empfing persönlich die anrückenden Truppenteile, sammelte und ordnete sie und traf Anordnungen. Gegen Kalckreuth, der nach ihm anlangte, war er „überaus gnädig" und übertrug ihm „das Kommando der ganzen noch bestehenden Armee"; in Anbetracht der angeknüpften Waffenstillstandsverhandlungen gab er wiederholt den Befehl, Feindseligkeiten zu vermeiden. Zu Blücher sagte der König: „Wir wollen uns Glück wünschen, daß wir so durchgekommen sind", und der Königin Luise schrieb er über „einen der unglücklichsten und traurigsten Tage seines Lebens" — ohne Anklage, sogar mit Dankgefühl für seine Truppen: „Also brav ist man denn doch im ganzen, gottlob, gewesen. Allein nicht glücklich." Kalckreuth und andere Offiziere baten den König, „die Armee zu verlassen und zurückzugehen, um im Innern des Landes die jetzt nötigen Vorkehrungen zu treffen. Er verwarf diesen Antrag mit Unwillen und sagte, er würde die Armee nicht verlassen." Blücher, der die Vorposten ausgesetzt hatte, schwieg zunächst, weil er nicht zweifelte, „daß mit diesem Schritt ein großer Teil unseres eigenen Vertrauens verloren gehen würde". Als er indessen auf dringendes Bitten der anderen sich mit schwerem Herzen ihren Vorstellungen anschloß, gab der König endlich nach; im besonderen wirkte auf diesen Entschluß die gegen Abend wiederholt eingehende Meldung, daß der Feind von Erfurt, von wo bereits preußische Flüchtlinge eingetroffen waren, im Anzuge sei. Der König ritt nun mit einer schwachen Kavalleriebedeckung, nur von wenigen Adjutanten begleitet, nach Sondershausen ab, wo er den 16. Oktober früh 3 Uhr eintraf. In Sömmerda hatte er Scharnhorst noch einen Auftrag an den General v. Wobeser gegeben, der ein Detachement des Korps Rüchel kommandierte, und die Mitteilung an Hohenlohe, daß er das Kommando der Armee, ausschließlich der Reserven, Kalckreuth übertrage. In Sondershausen fand der König bereits Hohenlohe mit einem Teile seiner Truppen vor und gab ihm persönlich die Anweisung, „die Armee bei Magdeburg zu versammeln, das Reservekorps des Herzogs Eugen von Württemberg an sich zu ziehen, Magdeburg mit einer gehörigen Besatzung zu ver-

Der König sammelt die Truppen.

Der König begibt sich nach Sondershausen.

sehen, die Residenzen gegen einen Angriff zu sichern, und, wenn dies untunlich sei, sich mit den ostpreußischen Truppen hinter der Oder zu vereinigen, da diese bereits im Marsch begriffen seien". Mit Tagesanbruch reiste der König dann weiter nach Magdeburg, um die Armee dort selbst zu sammeln; er war ohne Geld gewesen, und Hohenlohe hatte ihm das seinige gegeben. Dort empfing ihn die Nachricht, daß auch Herzog Eugen am 17. bei Halle ein unglückliches Gefecht gehabt hatte, und daß der Feind sich schon jenseits der Elbe sehen ließ, und am 18. erfuhr er, daß Napoleon einen Waffenstillstand abgelehnt hatte, und entsandte — ein unseliger Entschluß — den Marquis Lucchesini zu seinem Gegner, mit der Vollmacht, sogar Friedenspräliminarien auf Grund der Abtretung von Hannover, Baireuth und der Lande westlich der Weser zu unterzeichnen. Er verließ daher an diesem Tage, nachdem er dem Gouverneur Kleist Anweisungen erteilt hatte, Magdeburg und traf am 21. in Küstrin ein, ohne Berlin zu berühren.

Reise des Königs nach Magdeburg.

Verhalten des Königs in der Schlacht.

Bevor wir die Ereignisse weiter verfolgen, müssen wir das Verhalten des Königs in der Schlacht zusammenfassen. Zuerst führte ein anderer das Kommando, dessen Erfahrung er die eigene bessere Erkenntnis unterordnete. Die Aufklärung war völlig ungenügend, das wenige aber, was in dieser Beziehung geschah, entsprang des Königs Initiative. Von ihm ging die Beschleunigung der Heranführung der Infanterie aus; er war von der Notwendigkeit durchdrungen, im Begegnungsgefecht dem Gegner in der Entwickelung der Überlegenheit zuvorzukommen, ließ sich aber verleiten, vorzeitig die zuerst eingetroffenen Truppen einzusetzen. Die unzweckmäßige Anordnung durch den Herzog und die Indolenz des Führers der Reserve vervollständigten den so eingeleiteten Mißerfolg. Als der Oberfeldherr außer Gefecht gesetzt war, tat der König alles Denkbare, um den Aufmarsch zu beschleunigen, griff überall persönlich ein und wußte ohne Rücksicht auf das hergebrachte Schema die nächsten Wege zu finden. Das verspätete Eintreffen der Reserven und der beim Gros eingetretene Rückschlag bewogen ihn, erstere eine gut gewählte Aufnahmestellung nehmen zu lassen. Es wäre nun noch Zeit gewesen, durch offensives Einsetzen der gesamten Reserven die Schlacht herzustellen. Der König begnügte sich leider mit der halben Maßregel des Vorstoßes weniger Bataillone, nicht aus Mangel an militärischer Einsicht, sondern, weil infolge eines mitten im Schlachtgewühl empfangenen Briefes Napoleons dem Landesvater das lockende Bild der noch möglichen Wiederherstellung des Friedens vorschwebte und weil er die Hauptarmee mit den beiden noch intakt gewähnten anderen Armeen zu vereinen und dann, wenn es nicht

zum Frieden kommen sollte, mit den gesamten Kräften erneut sich zu schlagen gedachte. Außerdem überschätzte er die Stärke des Gegners, über die man trotz der weit überlegenen eigenen Kavallerie nicht ins klare gekommen war, weil die Marschdisposition diese Waffe so unglücklich eingereiht hatte, daß von vornherein jede zielbewußte Verwendung größerer Massen ausgeschlossen war. Das war der Hauptfehler in der Schlachtleitung. Die Anordnungen für den Rückzug waren wieder zweckentsprechend; die Reserve nahm eine zweite Aufnahmestellung, und der König wollte nach dem rückwärtigen Sammelpunkt vorauseilen, in der richtigen Erkenntnis, daß der Führer in solchem Falle die zurückgehenden Truppen empfangen und, wie sie ankommen, über sie disponieren muß. Dies war die ausgesprochene und auch ausgeführte Absicht des Königs; er verließ nicht das Schlachtfeld, um seine Person in Sicherheit zu bringen, wie sogar Friedrich der Große es nach seiner ersten Schlacht getan hat; er überließ auch nicht einem anderen, den Kampf zu Ende zu führen, wie jener es bei Lowositz tat. Aber der große König hatte in beiden Fällen nachträglich einen Sieg zu verzeichnen, Friedrich Wilhelm nicht einmal einen geordneten Rückzug; das Glück des Krieges war ihm nicht hold. Das Erscheinen des Feindes auf der Rückzugsstraße und die Nachricht von der auch über Hohenlohe und Rüchel hereingebrochenen Katastrophe bedingten eine zweimalige Änderung der Marschrichtung. Bei Beginn des Rückzuges hatte der König ordnungsmäßig einen Befehl diktieren lassen, nun wurden Offiziere mit den Abänderungsbefehlen abgeschickt. Die eingetretene Unordnung und die Dunkelheit bewirkten, daß viele Unterführer ohne Befehl blieben und dem Feinde in die Arme liefen. Einen großen Teil der Schuld an der einreißenden Unordnung und am mangelnden Funktionieren des Befehlsapparates schon während der Schlacht trug das Fehlen des hierfür nötigen Organs. Der König hatte viele Offiziere um sich, aber keinen organisierten Stab, und den Chef des Generalstabes hatte der Herzog künstlich entfernt. Auf die unglaubliche Unkenntnis des Geländes und den Kartenmangel als weitere Erschwerung der Schlachtleitung hat der König selbst hingewiesen. In krassem Gegensatz dazu stehen die erwähnten zielbewußten Vorbereitungen Napoleons. Hieraus und aus des Königs Neigung, jede Unordnung selbst zu beseitigen, entstand ein unruhiges Umherreiten, das die Übersicht, den Empfang von Meldungen und die Befehlsgebung erschwerte. Der König wußte genau, wo der grundsätzlich richtige Platz des Feldherrn war, — beim Beginn des Begegnungsgefechtes vorn —, dann bei der Aufnahmestellung der Re-

serven auf einem Übersichtspunkte des gefährdeten Flügels, bei der zweiten Aufnahmestellung und schließlich am rückwärtigen Versammlungspunkt, aber während des Kampfes war er zu wenig stetig und blieb nicht lange genug an demselben Punkt. Indessen es war die erste Schlacht, die der 36jährige König leitete. In seiner wiederholt erwähnten Denkschrift hat er alle Ursachen, die zur Niederlage führten, mit überraschender Klarheit dargelegt und nichts beschönigt, was ihn selbst traf, — schwere Mängel in der Organisation und der Ausbildung der Führer und der Truppe. Des Königs gesunde, von Theorien nicht angekränkelte Auffassung über die Kriegführung geht namentlich aus einer Äußerung über die strategische Lage hervor: „Sucht man den Grund in den strategischen Märschen Napoleons, so kann ich dieser Meinung nicht beipflichten; denn, wenngleich er uns strategisch umgangen hatte, so hatte er es doch nicht taktisch zu Anfang der Bataille tun können, und wäre kein Nebel gewesen, so hätte er es auch späterhin nicht tun können, obgleich diese Bewegung keinen großen Erfolg für ihn hatte. Durch sein strategisches Umgehen hatte er eigentlich nichts erreicht. Unsere Armee blieb immer konzentriert, er hatte kein Korps von dem anderen abgeschnitten, es blieb also in dieser Rücksicht partie égale, da wir mit fünf Divisionen in vollem Anmarsch gegen ihn waren. Es kam nur auf die Bataille an; diese entschied alles. Gewannen wir sie, so warfen wir ihn in die Saale oder Unstrut, seine Retraite hätte ihn viel kosten sollen, und er würde gewiß nicht viel von seinen Truppen bis an den Rhein haben bringen können.“ Und das ist, wie aus einer Nachschrift hervorgeht, niedergeschrieben, bevor der König wußte, daß er gegen einen schwächeren Feind gekämpft hatte. Denn Davout verfügte nur über etwa 30000 Mann (nach dem Journal seines Armeekorps sogar nur über 26000 Mann) und 40 Geschütze. Friedrich Wilhelms außerordentlich klarer Blick überrascht mehr als seine Verfehlungen und man versteht vollkommen, wie der Major v. der Marwitz bei einer Audienz im März 1807, bei der der König sich offen über die begangenen operativen und politischen Fehler aussprach, herausplatzen konnte: „Mein Gott, das wissen Ew. Majestät?“, worauf die trockene Antwort erfolgte: „Freilich! müßte sonderbar zugehen, wenn ich das nicht wüßte, warum wundern sich so?“ Marwitz blieb nichts übrig, als ganz ehrlich zu sagen: „Ew. Majestät befehlen, also muß ich es sagen. Ich wundere mich darüber, daß, wenn Ew. Majestät die Sache so klar eingesehen, Sie es nicht besser gemacht haben.“ Das war ein starkes Stück gegenüber einem Souverän, aber dieser zürnte nicht und

Des Königs eigenes Urteil.

meinte nur, es sei nicht zu verwundern, „wenn man sich selbst nicht für klüger hielte, als alle übrigen Menschen, wenn man so viele ältere und erfahrenere Leute um sich hätte, die doch auch schon ihren Ruhm bewährt hätten". Wieder übt der König hier eine wunderbar zutreffende Selbstkritik; indessen ist es eine solche, die man gerade bei Naturen, die sich schwer entschließen, findet.

Friedrich Wilhelm tritt uns als ein Mann von klaren und zutreffenden Auffassungen vom Kriege entgegen; allzu große Bescheidenheit, zu lange währendes Suchen nach dem Besten und Schwerfälligkeit im Entschluß sind seine Feinde, und die warmherzigen Erwägungen des Landesvaters beeinflussen den Feldherrn mitten in der Schlacht. Im übrigen aber nehmen wir hier schon wahr, wie die Schlacht befreiend auf ihn wirkt. Persönliche Gefahr kennt er nicht, wie selbst seine Gegner anerkennen, und niemals trübt sie seine ruhige Überlegung, er entschließt sich rascher, selbständiger und konsequenter als im Kriegsrat, und selbst in den kritischsten Momenten des Rückzuges verliert er nicht die Ruhe und gibt zweckmäßige Befehle. Wir haben gesehen, daß es nicht an seiner Person lag, wenn sie nur mangelhaft oder gar nicht funktionierten. Sein Verhalten bei Auerstedt bedarf keines verhüllenden Mantels, je mehr man es studiert, desto mehr überwiegen die Lichtseiten. Zusammenfassung.

3. Das Ende des Feldzuges bis zum Frieden von Tilsit.

Der König war tief niedergebeugt durch den schweren Schlag, der ihn getroffen hatte, aber er verfiel nicht in dumpfe Verzweiflung, sondern im ersten Augenblick der Ruhe — in Küstrin — tat er den ersten Schritt zum Wiedergewinn des Verlorenen: er prüfte sich selbst und schrieb jenes Selbstbekenntnis nieder, das älteste Dokument für die Geschichte der Schlacht von Auerstedt. Und als er ein wenig später erfuhr, daß nichts weniger als eine Übermacht ihm gegenübergestanden hatte, und er dies als eine Schande empfand, da ging ihm noch ein Grundübel durch den Sinn, das die eigene Tätigkeit gelähmt hatte, — der allgemeine Mangel an Initiative und Entschlossenheit. Die Erwägungen, die Friedrich Wilhelm in Küstrin anstellte, sind, wie schon Bailleu bemerkt, maßgebend gewesen für seine Stellungnahme zu den dem Kriege folgenden Reformen; sie waren von größter Bedeutung für Preußens Zukunft. Der König in Küstrin.

Gleichzeitig gedachte der König des Freundes im Osten; schon am Tage nach der Ankunft in Küstrin, am 22. Oktober, schrieb er dem Zaren: Schreiben an Kaiser Alexander.

„... Ew. Majestät wissen bereits, daß ich dem Kaiser der Franzosen eine Schlacht in der Umgegend von Auerstedt zwischen Naumburg und Weimar geliefert habe, und daß ich das Unglück hatte, sie zu verlieren. Aber, was Sie vielleicht nicht wissen und was ich Ihrer Freundschaft schuldig bin, mit dem unbegrenzten Vertrauen, welches diese mir einflößt, zu enthüllen, ist, daß von dieser tapferen und zahlreichen Armee, die durch die sehr überlegenen Kräfte des Feindes vernichtet ist, augenblicklich nur noch schwache und so aufgelöste Trümmer übrig sind, daß ich selbst außerstande bin, die Größe meines Verlustes richtig einzuschätzen. Jedenfalls ist er ungeheuer. Die Sachsen haben mich bereits verlassen und sich von meinen Truppen getrennt. Der Kurfürst von Hessen hat durchaus nicht nachgeben und auf sein Neutralitätssystem verzichten wollen, das er angenommen hatte, und alle meine Versuche sind fruchtlos geblieben. Die Franzosen müssen gestern in meine Hauptstadt eingezogen sein und, was meiner abscheulichen gegenwärtigen Lage die Krone aufsetzt, das ist die physische Unmöglichkeit, in der ich mich befinde, ihnen einen wirksamen Widerstand entgegenzusetzen, wenn sie, ihren Siegesmarsch fortsetzend, versuchen, den Übergang über die Oder zu erzwingen, hinter der ich mich jetzt für meine Person befinde, darauf angewiesen, abzuwarten, was meine Generale von den Resten meiner vernichteten Armee werden haben sammeln können, um sie gegen diesen Fluß zu führen. ..."

Diesem offenen Bekenntnis folgen Mitteilungen über die mit Napoleon erneut angeknüpften Verhandlungen.

Verteidigungsmaßregeln.

Im Interesse der Landesverteidigung ließ sich bei der augenblicklichen Unkenntnis über den weiteren Verlauf des Rückzuges der Trümmer des Heeres wenig tun. Der König zog drei in Frankfurt a. O. garnisonierende Kompagnien nach Küstrin heran, wo bereits von Berlin ein Bataillon und die Depots der Gardedukorps und des Fußjägerregiments eingetroffen waren; die zur Zerstörung vorzubereitenden Oderbrücken in Frankfurt und Schwedt sollten mit Detachements besetzt werden; die Kommandanten der schlesischen Festungen erhielten Anweisung, diese in Verteidigungszustand zu versetzen und zu berichten; die Kassen von Stettin sollten nach Danzig geschafft werden; General L'Estocq erhielt Befehl, die in der Mobilmachung begriffenen Truppen der Provinz Preußen ausschließlich eines Kavallerieregiments und zweier Batterien nicht nach der Oder abrücken zu lassen, sondern am rechten Weichselufer zu versammeln, bereit, je nach der Lage über Graudenz oder Thorn abzumarschieren. Wenige Truppenteile wurden

in Südpreußen belassen. Hohenlohe wurde die erbetene Zustimmung zum Marsch nach der Oder erteilt. Der Kommandant von Küstrin hatte am 17. Oktober den Befehl erhalten, alle Verteidigungsanstalten zu treffen; am 25. befahl der König die Verproviantierung der Festung für drei Monate. Gleichzeitig ordnete er für Schlesien die Aushebung aller tauglichen Kantonisten und ihre Versammlung in Graudenz an, wohin er schon tags vorher die Überführung aller in den schlesischen Festungen befindlichen Gewehre, Feldgeschütze und Ausrüstungsvorräte verfügt hatte. Am 27. machte er den schlesischen Kommandanten auf ihre Berichte hin „aufs neue zur unverbrüchlichen Pflicht, die Euch anvertrauten Festungen nicht in des Feindes Gewalt kommen zu lassen". Eine entsprechende Anweisung erging in noch schärferer Form am 2. November aus Schneidemühl an den Provinzialminister v. Hoym, und am 4. November ermahnte der König von Graudenz aus nochmals die Kommandanten.

Inzwischen hatte sich die heldenmütige Königin in Küstrin wieder zu ihrem Gemahl gesellt. Ihr Einfluß war im Augenblick gering. Der König war überzeugt, mit dem Beginn des Krieges einen schweren Fehler begangen zu haben. In seiner Umgebung war nicht ein Mann, der Herz und Kopf auf dem rechten Fleck gehabt hätte. Der König verlangte Frieden um jeden Preis, und am 26. Oktober, unmittelbar, bevor er Küstrin verließ, um weiter nach Osten zu reisen, beauftragte er Lucchesini und Zastrow mit der Erneuerung der Verhandlungen. Er ließ sogar Napoleon das unglaubliche Angebot machen, seine russischen Helfer wieder zurückzuschicken. Die Königin. Verhandlungen.

Napoleon zog bereits am 27. Oktober als Triumphator in Berlin ein. Da erweckte eine falsche Nachricht, die den König in Driesen traf, neue Hoffnung in ihm: Hohenlohe sollte sich mit den Trümmern des Heeres in die Gegend von Stettin gerettet haben und dort eine Armee sammeln. Sofort wandte sich der König dorthin. Erst in Stargard in Pommern erfuhr er die unmittelbar bevorstehende Kapitulation Hohenlohes im freien Felde, die am 28. Oktober wirklich erfolgte. Die Reise verwandelte sich in eine Flucht über Schneidemühl, Bromberg nach Graudenz, wo der König am 3. November eintraf. Hier erreichte ihn die Nachricht von der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien durch seine Bevollmächtigten in Charlottenburg. Napoleon hatte noch hinzugesetzt, „daß in dem endgültigen Friedensvertrage der Durchzug fremder Truppen durch Preußen verboten und für gewisse Fälle die Unterstützung Preußens zugunsten Frankreichs gegen Rußland festgesetzt werden müsse". An einer Beratung hier- Unglücksnachrichten. Der König in Graudenz. Friedenspräliminarien.

über am 6. November nahmen des Königs Brüder, die Prinzen Heinrich und Wilhelm, die Generale Graf Kalckreuth, Graf Schulenburg, v. Geusau, v. Köckritz, v. Phull und Laurens, der Oberst v. Kleist, der Kabinettsrat Beyme, der kürzlich in Graudenz eingetroffene Minister Freiherr vom Stein und die Minister v. Voß, Graf Haugwitz und v. Schrötter teil. Von Hardenberg, den die Königin gern ihrem Gemahl genähert hätte, wollte der König nichts wissen. Schließlich wurde auf Haugwitz' Vorschlag der einmütige Beschluß gefaßt, alle Forderungen anzunehmen, sogar den Beitritt zum Rheinbund anzubieten, indessen unter der Bedingung, daß dies nicht zum Angriff einer anderen Macht führe. Also wenigstens zu einem Kampfe gegen den einzigen Freund Rußland wollte man sich nicht bequemen: wenn auch der tapfere Prinz Wilhelm und selbst Stein dem erniedrigenden Votum zustimmte, wird man es verstehen, daß der König, der die schwerste Verantwortung trug, nicht zu widerstreben vermochte. Dem russischen Diplomaten Freiherrn v. Benckendorff sagte er: „Ich habe keine Armee mehr." Auch ein Aufstand in Polen war zu befürchten. Der König wollte indessen nichts unversucht lassen und bewog seinen Großoheim, den Prinzen Ferdinand, auf Napoleon einzuwirken, natürlich vergebens. Anderseits sandte er den General Phull nach Petersburg. Auf Kaiser Alexanders Hilfe hoffte er mit Bestimmtheit.

Hoffnung auf Alexander.

Dieses felsenfeste Vertrauen auf den Freund, das allerdings mehr auf rein menschlicher Empfindung als auf staatsmännischen Erwägungen beruhte, wird ihm die seinen Zeitgenossen so befremdliche und als Gleichgültigkeit ausgelegte Ruhe gegeben haben, die auch die nun eintreffenden Nachrichten vom schmachvollen Falle der Festungen Stettin, Küstrin und Spandau nicht dauernd zu stören vermochten. Dann kamen noch die Meldungen von der Übergabe Magdeburgs und von der Kapitulation Blüchers in freiem Felde, wenn auch nach tapferer Gegenwehr.

Scheinbare Gleichgültigkeit.

Als die Franzosen am 15. November auf dem linken Weichselufer, Graudenz gegenüber, erschienen, wurde die Königin nach Osterode geschickt. Der König folgte ihr am nächsten Tage. Alles, was aus dieser Zeit berichtet wird, scheint gegen ihn zu sprechen, und wenn man hört, daß er in dieser Zeit eine Elchjagd veranstalten ließ, sich mit unerheblichen Sachen beschäftigte und „von den unglücklichen Ereignissen wie von einer fremden Geschichte" sprach, so wird erklärlich, daß der Russe Benckendorff schreiben konnte: „Er hat, scheint es, noch zehn Königreiche zu verlieren; er verdient kein besseres Los." Der König ist nicht davon freizusprechen, daß sein Interesse an mili-

tärischen Äußerlichkeiten fast nie zurücktrat, aber es liegt doch nahe, daß er in diesem Falle mit künstlicher Ruhe und Sicherheit das Vertrauen der Vertreter der fremden Mächte gewinnen und seine Umgebung beruhigen wollte. Im besonderen wird man jene jagdliche Veranstaltung so ansehen müssen; — dem König war die Jagd geradezu unsympathisch, und jene Anordnung muß ihn Selbstüberwindung gekostet haben. Ist des Königs Gedankengang in der Tat so gewesen, so hat er allerdings das Gegenteil von dem erreicht, was er beabsichtigte, — er beruhigte nicht, sondern erschütterte das Vertrauen. Wir können heute noch weniger in des Königs Seele lesen, als seine Zeitgenossen, eins aber ist Tatsache: in derselben Zeit, in der man ihm stumpfe Gleichgültigkeit und Aufgehen in Nichtigkeiten vorwarf, hat er sich, wie noch eingehend berichtet werden soll, so ernst und sachgemäß mit den Maßnahmen zur Fortsetzung des Kampfes bis zum Äußersten beschäftigt, daß man mit Baillen von dem von Natur so Friedfertigen sagen muß: „Die Katastrophe, die über sein Land hereingebrochen, hatte den Soldaten in ihm getroffen und aufgerüttelt.“ Wenn nun der Historiker, der diese Periode der preußischen Geschichte mit soviel Liebe und Sachkenntnis behandelt hat, hinzufügt, die Katastrophe habe indessen „sein Wesen sonst unberührt gelassen“, so läßt sich doch erwidern, daß die unmittelbar folgende Zeit — namentlich die Tage in Osterode und Ortelsburg — doch eine Tätigkeit erkennen läßt, die nicht von einem gewöhnlichen General, sondern nur von einem „Könige“ ausgehen konnte.

Eine russische Armee von 60—70000 Mann unter Bennigsen hatte bereits gegen Ende Oktober den Vormarsch angetreten, um Preußen zu Hilfe zu eilen. Auf die Nachricht von den verlorenen Schlachten war die Bewegung ins Stocken geraten. Die Armee hatte dann aber, gemäß einer Durchmarschkonvention, die Linie Gerdauen—Lyk—Ciechowiec mit dem Hauptquartier Pultusk erreicht. Dort traf am 7. November ein Schreiben des Königs vom 6. ein, in dem er Bennigsen eine Vereinigung mit den unter Kalckreuths Kommando gestellten noch intakten preußischen Truppen, die sich zwischen Osterode und Soldau hinter der Drewenz sammeln sollten, vorschlug, um aus dieser Zentralstellung entweder den über die Weichsel gehenden Gegner zurückzuwerfen oder sich zunächst auf die im Anmarsch begriffenen russischen Verstärkungen zurückzuziehen und erst mit diesen gemeinsam die Offensive zu ergreifen. Der König erkannte ganz richtig, daß ein Strom sich nicht durch Aufstellung unmittelbar dahinter verteidigen läßt, und wollte die Weichsel nur durch leichte Truppen beobachten.

Die russische Hilfsarmee.

Bennigsen ging auf des Königs Vorschlag nicht ein, sondern rückte gemäß seines Kaisers Befehl gegen die Weichselstrecke Thorn—Warschau vor.

Der König in Osterode

Das preußische Gros sammelte sich am 16. November in Osterode, wo der König am 18. eintraf. Die in Vorpostenbrigaden eingeteilte Avantgarde unter dem General v. L'Estocq beobachtete die Weichsel.

Des Königs Operationsplan.

Kaum in Osterode eingetroffen, gab der König sich einer fieberhaften Tätigkeit hin. Zunächst entwarf er eine Art von Operationsplan:

„Bei einer Fortsetzung des Krieges mit Frankreich würde ohngefähr nach folgenden Grundsätzen zu handeln sein. Die Hauptmacht der Russen müßte sich ohngefähr da vereinigen, wo schon jetzt General v. Bennigsen steht, d. h. zwischen Chorzellen und Warschau. Letzterer Punkt muß hauptsächlich gehalten werden und hinlänglich verstärkt, um wenigstens einem feindlichen Korps von ca. 20—30 000 Mann Widerstand leisten zu können. Sobald die Armee des Generals Buxhövden von Grodno und das Korps des Generals Essen von Brzecz die Armee von Bennigsen verstärkt haben, so wird folgendermaßen zu verfahren sein. Das preußische Korps nebst einer oder 1½ Divisionen russischer Truppen müssen defensive an der niederen Weichsel, d. h. zwischen Thorn und Elbing, verfahren, während die ganze russische Hauptmacht vereint mit General Köhler die Weichsel zwischen Plock und Warschau zu passieren suchen, teils, um die entstehende Insurrektion in Südpreußen zu dämpfen, hauptsächlich aber, um den Lauf der Flüsse, d. h. der Weichsel, Warthe und Oder, zu gewinnen und diesen entlängs operieren zu können, auch womöglich die schlesischen Festungen zu entsetzen oder wieder zu erobern und zugleich in Verbindung mit Böhmen zu kommen, um hierdurch Österreich zu bewegen, zu den Waffen zu greifen und zu unserem Vorteil eine Diversion zu machen. Durch diese ganze Bewegung würde die feindliche gegen die Weichsel vorrückende Armee jederzeit in ihrer rechten Flanke bedroht und hierdurch am weiteren Vorrücken gehindert. Die an der niederen Weichsel stehenden kombinierten preußischen und russischen Truppen würden verhältnismäßig ebenfalls die Weichsel etwa bei Graudenz wieder zu passieren haben, um gemeinschaftlich mit der Hauptarmee zu wirken und um Danzig zu entsetzen und wieder zu erobern. Dieses wäre der zu befolgende Hauptplan, das nähere Detail und das weiter zu Tuende müssen die Umstände entscheiden."

Überraschend ist der nach so schwerer Niederlage, in der der größte Teil der Armee zertrümmert wurde, sich hier bekundende

Unternehmungsgeist, — der König verzagte nicht und gab seine Sache nicht verloren, aber man möchte glauben, er sei noch ganz in alten pseudostrategischen Anschauungen befangen, täusche sich über das beiderseitige Stärkeverhältnis und verkenne Napoleons Kampfweise. Daß dies nicht der Fall war, geht aus der Fortsetzung hervor:

„Nachdem ich in wenigen Worten die Grundsätze angegeben habe, nach welchen die Operationen gegen die französische Armee einzuleiten wären, gehe ich zu den Grundsätzen über, die man annehmen muß, um diese Armee mit der Hoffnung eines möglichen glücklichen Erfolges zu bekämpfen. Ich habe schon an einem anderen Orte gesagt, daß es ganz untunlich ist, bei einer inferieuren Macht, durch künstliche strategische Manöver die Oberhand zu gewinnen. Der Gegner, den wir zu bekämpfen haben, ist viel zu gewandt und abgewitzt, als daß dergleichen Dinge nicht längst ihre Wirkung gegen ihn verloren haben sollten. Man sei daher immer darauf bedacht, dem Feinde mit überlegener Macht entgegenzugehen. Solange man dieses nicht kann, so gehe man vorsichtig zu Werke und suche alle entscheidenden Gefechte zu vermeiden."

Des Königs Erkenntnis vom Wesen der Kriegführung.

König Friedrich Wilhelm war sich also bewußt, daß zurzeit die numerische Überlegenheit nicht vorhanden war, darum wollte er hinhalten, bis sie durch ein Bündnis mit Österreich unbedingt sichergestellt sein würde, — daher die befremdliche Ausdehnung bis Schlesien, „um Österreich zu bewegen, zu den Waffen zu greifen". Daß das Ziel auf dem vorgeschlagenen Wege nicht zu erreichen war, wird der König bald eingesehen haben. Das Wesentliche bleibt das Durchringen zu einfachen Grundsätzen der Kriegführung, die fortan sein eigen blieben.

Augenblicklich war das Gewicht, das Preußen mit dem Rest seines Heeres in die Wagschale warf, zu gering, als daß des Königs Operationsgedanken ausschlaggebend hätten sein können, in den späteren Kriegen jedoch werden wir erkennen, wie er seinen Einfluß in der von ihm hier vorgezeichneten Richtung geltend zu machen suchte. Auch in politischer Beziehung zeigte er sich nunmehr als ausgesprochener Feind vereinzelten Vorgehens, und im besonderen das Bündnis mit Österreich, dem er sich noch 1805 in der Hoffnung, seinem Lande Frieden zu erhalten, versagt hatte, hat er fortan dauernd im Auge behalten und von dem Augenblicke an, in dem er sich selbst wieder zum Kampfe stark genug fühlte, mit allen Kräften praktisch angestrebt. Der junge Monarch, der noch kurz vor der Schlacht bei Auerstedt nach dem Bericht seines Flügeladjutanten Grafen Henckel gesagt hat:

Bewertung des Bündnisses mit Österreich.

„Das kann nicht gut gehen; denn es ist eine unbeschreibliche Konfusion; die Herren wollen das aber nicht glauben und behaupten, ich wäre noch zu jung und verstände das nicht; ich wünsche, daß ich unrecht habe", — war gereist und gewachsen in der furchtbaren Katastrophe. Das Unglück hatte ihn nicht niedergedrückt, sondern auf eigene Füße gestellt und in seinen eigenen Augen gehoben, und darum überkam ihn eine Ruhe, die auf andere befremdend wirkte und wie Gleichgültigkeit erschien. Wer ihn noch für „zu jung" halten wollte, dem brauchte er nur vorzuweisen, was er hier niedergeschrieben hatte, blutige Lehren vom Schlachtfelde, einfach, praktisch und — ganz vorurteilsfrei modern; er hatte in der Tat von seinem großen Gegner gelernt, was so vielen berühmten Generalen nicht gelungen war. Im weiteren Verlauf der Denkschrift geht er auf taktische Einzelheiten ein. Die Leitung der Schlacht ist sein Problem, und überall knüpft er, mehr oder weniger ausgesprochen, an die Erfahrungen von Auerstedt an. Das Unglück hatte damals mit dem völligen Nachrichtenmangel und mit der Unfähigkeit, sich Aufklärung zu schaffen, begonnen; dann hatte die Entwickelung zum Gefecht versagt, weil sich alles in einer einzigen langen Marschkolonne befand und weil man für den Aufmarsch nur ein starres Schema kannte. Darum sagte der König:

Der Monarch ist gereist.

Der König als Taktiker.

„Höchst wichtig ist es, die Truppen so weit zu poussieren, als man kann, wozu die Kosaken gut zu gebrauchen sind. Außerdem aber müssen Streifparteien, durch geschickte Parteigänger geführt, nach allen Richtungen, ja selbst in den Rücken des Feindes geschickt werden, um die Kommunikationen zu verhindern, und um sichere Nachrichten zu erhalten. Ist die Armee in der Nähe des Feindes, wo man vorwärts zu gehen willens ist, so gehe man, wenn es irgend das Terrain erlaubt, in mehreren Hauptkolonnen vor, vor welchen allezeit eine Division die Avantgarde haben muß. Jede Hauptkolonne wiederum brigadeweise nebeneinander, um sie desto schneller und leichter formieren zu können, welches letztere eine der wichtigsten Sachen am Tage der Schlacht ist" [der Gedanke ist ganz modern und entspricht dem, was wir jetzt unter „Entfaltung" zum Gefecht verstehen], „und wäre wahrscheinlich die bei Auerstedt nicht verloren gegangen, wenn dieses beobachtet worden. Die Avantgarde der Armee muß alles auf das Genaueste bis auf das Geringste dem kommandierenden General melden lassen, und sich nicht durch zu rasches Vorgehen ohne Soutiens avanturieren, damit die Hauptarmee Zeit gewinne sich vorzubereiten, um ihre Stellung gehörig zu wählen, in welcher sie sich mit mög-

lichster Schnelligkeit und Ordnung, wofür die Generale und Offiziere verantwortlich zu machen sind, formiere."

Gleichzeitig auf eine andere kürzlich gleichfalls eigenhändig niedergeschriebene Denkschrift bezugnehmend, gab nun der König unter der Voraussetzung, daß „man eine gute Stellung" hat, der Defensive in ihr den Vorzug, um die schwere Artillerie ausnutzen zu können. Auch hierbei stellte er noch heute gültige Grundsätze auf: starke Reserven; verdeckt aufgestellte Flankensicherungen; verdecktes Zurückhalten der Infanterie, während des Artilleriekampfes dicht hinter der Höhenlinie einer Stellung liegend, um erst, wenn ihr Feuer wirksam werden könne, schnell einzurücken; Vorstöße auf ganz kurze Entfernungen mit dem Bajonett. Die Gedanken über den Angriff bezeichnen den Übergang von der Linien- zur Kolonnentaktik und die Würdigung des Schützengefechts unter Benutzung des Geländes. „Alles Zaudern und Zögern ist höchst gefährlich bei einem Angriff. Hat man sich dazu entschlossen, so säume man nicht, sobald man sich formiert hat. Dem Feinde rasch und kühn zu Leibe gegangen, ist der einzige Weg zum Siege. Wer dies nicht tut und sich mit Schießen viel einläßt, der kommt zu keinem Zweck, da überdies unser Infanteriefeuer weit schlechter und weniger wirksam als das feindliche ist." Dieser Satz ist bedeutsam — die Konsequenz, diesen Fehler zu bessern, konnte noch nicht gezogen werden, weil man mitten im Kriege war. Die Kavallerie soll dem Infanterieangriff folgen, um den Erfolg ungesäumt zu vollenden, aber man soll „nie en front stehende Infanterie oder Karrees mit Kavallerie" angreifen, man „verdirbt letztere hierdurch gänzlich und macht sie kampfscheu" — auch das war eine Erfahrung von Auerstedt. Von den Kavallerieführern wird verlangt, daß sie „jede sich zeigende Blöße des Feindes sogleich benutzen, da hier ein Augenblick öfters entscheidend ist". Der König hat endlich die Erfahrung gemacht, daß die Bataillonsgeschütze hinderlich waren, und ist für ihre Vereinigung in Batterien, die reitende Artillerie soll den Infanterieangriff begleiten, die schwere aus der Entfernung mitwirken. „Weitläufige Dispositionen sind vor einer Bataille nicht zu geben. Man übersieht so viel als möglich das Terrain, gibt den Divisionsgeneralen, wenn hierzu Zeit ist, die Generalidee mit wenigen Worten an, zeigt ihnen en gros das Terrain, wo sich die Armee formieren soll. Die Art des Aufmarsches bleibt ihnen überlassen; nur der schnellste ist der beste." [Das hatte der König schon bei Auerstedt für die Division Wartensleben durch Herausziehen der Teten der Brigaden aus der Marschkolonne praktisch angestrebt.] „Für

das Weitere sind sie verantwortlich zu machen. Der kommandierende General kann nicht allgegenwärtig sein; er muß stets das Ganze im Auge behalten und dieses leiten, wobei er vornehmlich die Reserven zu dirigieren hat."

Vor etwa drei Wochen hatte König Friedrich Wilhelm sich in Küstrin mit beispielloser Objektivität die Ursachen des Verlustes der Schlacht in stiller Selbstprüfung vor die Augen geführt, jetzt hatte er sich über die Mittel Klarheit verschafft, wie es in Zukunft besser zu machen sei, und von dem Augenblick an hat er redlich nach der hier vorgezeichneten Richtschnur gearbeitet. Was ihm Überzeugung geworden war, behielt er nicht für sich, formell nur wenig verändert, wurden diese Grundsätze und Lehren bereits am 23. November (also nur fünf Tage später) als „Instruktion für die Generale bei der Armee in Ostpreußen" praktisch wirksam.

Instruktion für die Generale.

Des Königs Selbstvertrauen muß durch diese Arbeit gewachsen sein. Den Mut zu ihr wird ihm die am 14. November in Graudenz eintreffende Nachricht gegeben haben, daß er sich in Kaiser Alexander nicht geirrt hatte. Ein durch Woronzow überbrachter Brief des Zaren vom 3. November kündigte außer dem Anmarsch der russischen Armee unter Bennigsen, mit dem sich der König, wie wir wissen, bereits unmittelbar in Verbindung gesetzt hatte, den einer zweiten unter Buxhöwden an und schloß mit der Aufforderung zu unlöslicher Vereinigung. Darum hatte der König sich nach Osterode wenden und den kleinmütigen Vorschlag Haugwitz' und Köckritz', nach Elbing oder Königsberg zu fliehen, zurückweisen können. Die beste Hilfe zu einem endgültigen mannhaften Entschluß ging ungewollt von Napoleon aus, der in Charlottenburg die Waffenstillstandsbedingungen noch verschärfte.

Festigung des russischen Bündnisses.

Lucchesini und Zastrow unterzeichneten trotzdem widerspruchslos. Der König berief erneut eine Konferenz, deren zweite Sitzung — ohne Prinz Wilhelm, Schulenburg und Phull, auch ohne Hardenberg, obwohl er in Königsberg weilte, — am 21. November stattfand. Der schriftliche Bericht Lucchesinis und Zastrows wurde durch eine mündliche Mitteilung des Überbringers, Majors v. Rauch, ergänzt, daß nach Andeutungen einiger wohlwollender Franzosen Napoleon beabsichtige, für den Fall der Nichtunterzeichnung des Vertrages die preußische Monarchie zu vernichten. Sieben Mitglieder der Konferenz ließen sich einschüchtern und stimmten für die Annahme der Bedingungen; Stein trat entschieden dagegen auf, nur Voß, Beyme und Köckritz traten ihm bei. Der König entschied im Sinne der Minderheit. Aus der Abstimmung Beymes und Köckritz' schloß Hardenberg, daß sie

Verwerfung des Waffenstillstandes.

bereits des Königs vorher feststehenden Entschluß kannten. Dagegen ist neuerdings angeführt worden, daß es dann der weitläufigen Beratungen nicht bedurft hätte, es entspricht indessen ganz der peinlichen Gewissenhaftigkeit Friedrich Wilhelms, daß er vor Kundgebung einer so schwerwiegenden Entscheidung noch einmal von seinen Vertrauensmännern alle Gründe dafür und dawider erörtern ließ. Er hat außerdem dem Zaren am 23. November geschrieben, er sei bereits beim Eintreffen seines durch Woronzow überbrachten Schreibens (am 14. November) zur Fortsetzung des Krieges entschlossen gewesen. Selbst, wenn man annehmen will, daß er aus Gründen der politischen Klugheit hier eine kleine Verschiebung der Zeit bewirkt hat, so spricht doch alles dafür, daß er spätestens durch jenen Brief seines kaiserlichen Freundes in seiner bisher schwankenden Haltung gefestigt wurde. Es ist doch zweifellos, daß gerade die russische Hilfe für ihn ausschlaggebend wurde, und von Osterode aus versicherte er in diesem Sinne dem Zaren: „Ich werde die Waffen gegen den erklärten Feind der Unabhängigkeit Europas nicht niederlegen, als wenn Ihre Interessen, die von nun an unauflöslicher als je mit den meinigen verknüpft sind, es Ihnen selbst wünschenswert machen" — und dann: „Ich bin unerschütterlich entschlossen, nur eine und dieselbe Politik mit Ihnen zu haben." Zweifellos hat die Maßlosigkeit der Forderungen Napoleons und der Gedanke an die dem Kurfürsten von Hessen zuteil gewordene Behandlung den König gefestigt und ihm das Aussprechen längst gefaßten Entschlusses, das ihm stets schwer wurde, erleichtert. Woronzow hat er diese Motive geradezu bekannt und ihm gesagt, er sei entschlossen, sich ganz in Rußlands Arme zu werfen. Das war keine Phrase, sondern voller, wörtlich zu nehmender Ernst. Damit war der Rest eines Gedankens an eine neutrale Stellung zwischen den Mächten, des so verhängnisvollen Ideals seiner Jugendzeit, in dem die Wurzel alles Unheils zu suchen war, aufgegeben, und der König eröffnete dem französischen Abgesandten Duroc, den er zuerst gar nicht hatte empfangen wollen, persönlich die Ablehnung des Waffenstillstandes.

Es war ein Segen gewesen, daß die Königin Luise ihren Gemahl begleitet hatte; sie war sein guter Genius. Man hat wohl gesagt, ihre Gestalt sei legendenhaft verklärt, — das mag zutreffen für ihre äußere Erscheinung. Je mehr man jedoch den Vorgängen jener Zeit im einzelnen nachgeht, desto mehr wird man sich überzeugen, wie sie mit ihrer ganzen heldenhaften und doch so echt weiblichen Seele an allem teilnahm, was des Vaterlandes Geschick betraf, wie ihre richtige

Königin Luise.

Empfindung und ihr feines Verständnis für die Männer, von denen Rettung zu erhoffen war, sie zum Vertreter mannhafter und würdiger Entscheidungen und zum Vermittler zwischen ihrem verschlossenen Gatten und den von ihm verkannten Patrioten machte.

Der König in Pultusk. Am 24. November begab sich der König nach Pultusk und übte die schwere Entsagung, dem General Bennigsen das Kommando über die preußischen Truppen zu übertragen. Er sah — durch Schaden klug gemacht — ein, daß Einheit im Kommando die erste Bedingung sei, und da man sich gegen seinen Oberbefehl sträubte, so brachte er das Opfer. Den Befehl über das preußische Korps hatte er bereits L'Estocq übertragen, während Kalckreuth das Gouvernement von Danzig übernahm.

Publikandum von Ortelsburg. Am 27. November ging der König nach Ortelsburg. Von hier erließ er am 1. Dezember das ganz aus seiner Feder stammende „Publikandum wegen Abstellung verschiedener Mißbräuche bei der Armee", die erste Anregung zu dem großen Reinigungswerk des preußischen Offizierkorps und zu den Reformen der Armee. Reise nach Königsberg. Der König, der nun nichts mehr unmittelbar mit der Heeresleitung zu tun hatte, reiste am 10. Dezember nach Königsberg. Dort kam es zu harten Auseinandersetzungen zwischen den Männern der alten und der neuen Politik. Stein schied in Unfrieden, auch Hardenberg bat um seine Entlassung, und es schien, als könne der König rückfällig werden und sich wieder einer unentschlossenen Politik zuwenden, da er den General v. Zastrow, den Mitunterzeichner des schmachvollen Charlottenburger Waffenstillstandsdokuments, mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betraute. Indessen wurde am Verhältnis zu Rußland nichts geändert. Kamensky Oberbefehlshaber. Der König warf sich vielmehr jetzt tatsächlich „ganz in Rußlands Arme", indem er dem russischen Feldmarschall Kamensky (der übrigens bereits im Januar durch Bennigsen im Kommando ersetzt wurde) nun auch ganz formell — durch Mitteilung an den Zaren vom 22. Dezember — den Oberbefehl über die preußischen Truppen übertrug.

Erlaß an Rüchel. Nirgends aber kommt der feste Entschluß, den Kampf bis zum Äußersten durchzuführen, so zum Ausdruck, wie in einem an Rüchel, der noch an seiner bei Jena erhaltenen Wunde litt, gerichteten ganz eigenhändigen Schreiben: „Ich habe von jeher in Ihnen den Mann von hohem Gefühl für Ehre und Vaterland geschätzt. Wie innigen Anteil muß ich daher nicht an Ihrer glücklich fortgehenden Genesung nehmen. Die Vorsehung hat auf eine besonders auffallende Weise Ihr Leben zu erhalten gewußt. Sollte sie es nicht absichtlich getan

haben, weil sie schon in Ihrer Person das Werkzeug ausersehen hatte, welches durch männliche Festigkeit und hohen Mut, mit Genie und Tatkraft verbunden, in kurzem als eine der Hauptpersonen im Kampfe fürs Vaterland wieder auftreten sollte, und dem die Befreiung desselben als die glänzendste Rolle, die je einem Sterblichen werden kann, zum größten Teil vorbehalten war? Ich glaube nicht zu irren, wenn ich diesem Gedanken Raum gebe. Wenigstens bin ich fest überzeugt, daß Sie in diesem großen Sinn handeln werden. Sie erhalten also von nun an die Stelle des Generalgouverneurs in Preußen, die bis zu Ihrer Wiederherstellung durch Gr. Schulenburg vorgestanden worden. Energische Maßregeln sind die einzig möglichen. Ergreifen Sie diejenigen, die dahin führen müssen, sie seien übrigens, welche sie wollen. Es steht alles ums Spiel, viel ist nicht mehr zu verlieren, alles aber wieder zu gewinnen. Große Kräfte können wir nicht mehr entbieten, allein die wenigen, die wir noch eben haben, müssen wir allerdings zusammennehmen und nichts unbeachtet lassen, was dahin führt. Ich erwarte mit Ungeduld Ihren hierüber entworfenen Plan. In einigen Tagen gedenke ich nach Königsberg zu kommen, wo ich ein paar Tage zu bleiben willens bin, und wo ich hoffentlich Gelegenheit haben werde, Ihnen mündlich die Versicherung vollkommenster Hochachtung und Wertschätzung wiederholen zu können, mit der ich jetzt bin

Wehlau, den 7. Dezember 1806.

Ihr wohlaffektionierter Freund
Friedrich Wilhelm."

Der König hielt also trotz Rüchels Unterliegen bei Kapellendorf noch an seinem vor zehn Jahren abgegebenen Urteil fest: „Unschätzbarer Mann und seltenes Genie, wenigen zu vergleichen." Zu untersuchen, woran es lag, daß die auf ihn auch jetzt gesetzten Hoffnungen sich nicht erfüllten, warum er überhaupt keine hervorragende Rolle mehr spielte und nach dem Frieden von Tilsit ganz vom Schauplatz abtrat und dem König fremd wurde, ist nicht unsere Aufgabe. Jedenfalls ist es für Rüchels Bedeutung kennzeichnend, daß unter anderen Gneisenau mit ihm in Verbindung blieb und ihm dauernd seine Verehrung bezeugte.

Schlacht bei Pultusk.

Wir müssen wieder zu den Operationen zurückkehren. Die Franzosen waren nach Polen vorgedrungen. Ihrem linken Flügel verwehrte L'Estocq Mitte November mit seinem schwachen preußischen Korps bei Thorn erfolgreich den Übergang über die Weichsel. Die Russen aber räumten Warschau, und Bennigsen befahl den Rückzug in

der Richtung auf Nowgorod am Narew. Mitte Dezember machte er aber hinter dem Wkra Halt, L'Estocq bei Bischofswerder. Der Rückzug wurde wieder fortgesetzt, aber am 26. Dezember errang Bennigsen einen Sieg über das Korps Lannes bei Pultusk. Trotzdem gingen die Russen nochmals zurück, um dann mit ihren Gesamtkräften nach Ostpreußen vorzurücken und Verbindung mit dem preußischen Korps L'Estocq zu suchen.

Schlacht bei Pr.-Eylau. Am 7. und 8. Februar 1807 versuchte Napoleon das vereinte Heer durch einen Angriff bei Preußisch-Eylau nach Osten zu drängen. Das energische Eingreifen der soeben eingetroffenen Preußen am zweiten Schlachttage entriß Napoleon den Sieg — er wäre den Verbündeten zugefallen, wenn die Russen sich dem preußischen Angriff angeschlossen hätten. Die Schlacht blieb unentschieden, der Eindruck auf Napoleon war aber doch so, daß er dem seit dem 8. Januar in Memel befindlichen Könige Verhandlungen und zwar in ganz anderem Tone als bisher anbot. Die Schlacht wirkte also doch wie ein Sieg, und so

Der König und der Zar. faßte sie auch der König auf; am 19. Februar schrieb er seinem kaiserlichen Freunde:

„... Der Sieg vom 8. Februar hat die Gefahr einstweilen beseitigt. Ich hatte Grund, zu vermuten, daß eine zweite gewonnene Schlacht sie gänzlich beseitigen würde, und ich nahm mir vor, Ihnen, Sire, dann einen meiner Offiziere zu senden, um Ihnen erneute Glückwünsche zu überbringen; aber der General Bennigsen hat den Faden seiner Operationen noch nicht wieder aufnehmen können ..."

Hieran schloß sich eine Mitteilung über den Annäherungsversuch Napoleons und die Versicheruug, daß sein Sonderinteresse das allgemeine niemals überwiegen werde. Trotz aller Lockung blieb er abermals dem Freunde treu. — Zeigt sich Friedrich Wilhelm in dem vorerwähnten Schreiben als Optimist, so gab er doch bald die dort angedeutete Hoffnung auf. In einem Briefe vom 6. März legte er dem Zaren nahe, einen Weg zum Frieden zu finden, da Napoleon einen erneuten Angriff vorbereite und anscheinend durchaus nicht mit seinen Hilfsquellen am Ende sei. Endlich am 1. April traf auch Kaiser Alexander an der preußischen Grenze ein und wurde vom Könige empfangen, worauf beide am nächsten Tage nach Memel und dann über Schippenbeil nach Bartenstein zur Armee reisten, wo sie am 18. April eintrafen. Von hier aus begannen abermals politische Verhandlungen, in denen der König gleichzeitig im Namen Rußlands und Englands einen Kongreß vorschlug, bei dem Österreich als Vermittler zu fungieren bereit war. Die Unterhandlungen scheiterten, weil in-

zwischen am 26. April die beiden Verbündeten unter sich und mit England und Schweden eine Konvention zur Beseitigung der französischen Suprematie in Europa abschlossen, zu der man auch Österreichs und anderer Staaten Beitritt erhoffte.

Kapitulation von Danzig.

Der König war also wieder zu einem Kampfe aufs Äußerste entschlossen. Da konnte sich nichts Übleres ereignen, als daß am 26. Mai Danzig, wenn auch ehrenvoll, nach ruhmreicher Verteidigung, kapitulierte. Der König hatte sich inzwischen nach Königsberg zurückbegeben, Kaiser Alexander nach Tilsit.

Die letzten Schlachten.

Am 10. Juni hatten die Russen ein rühmliches, aber unentschiedenes Gefecht bei Heilsberg, am 14. wurden sie bei Friedland geschlagen, gleichzeitig hatte L'Estocq ein ungünstiges Gefecht vor den Toren von Königsberg. Der Rückzug des zusammengeschmolzenen kleinen Restes des preußischen Heeres nach dem äußersten nördlichen Zipfel Litauens begann, und der am 9. Juli geschlossene Tilsiter Friede raubte dem Staate Friedrichs des Großen fast die Existenz. Dem Namen nach war die preußische Monarchie nicht vernichtet, wie Napoleon es im November für den Fall der Nichtannahme der entwürdigenden Charlottenburger Friedensvorschläge im Sinne gehabt haben sollte, aber, ohne sich dem Rheinbund anzugliedern, war Preußen doch in Wirklichkeit zu einem Vasallenstaat Frankreichs herabgesunken.

IV. Die Befreiungskriege.

1. Die Zeit der Vorbereitung.

Des Königs Haltung während der Katastrophe.

König Friedrich Wilhelm hatte nach dem Verlust der großen Doppelschlacht im Jahre 1806 nicht verzagt; war er früher unentschlossen gewesen, das Schwert zu ziehen, und hatte ihn unter dem Kanonendonner von Auerstedt noch die Hoffnung auf Frieden beeinflußt, so hielt er, als das Unglück über ihn mit unerhörter Gewalt hereingebrochen war, unentwegt am Bündnis mit Kaiser Alexander und an dem Gedanken fest, den Kampf bis zuletzt auszukämpfen. Das Glück war ihm nicht hold, und das verstümmelte Preußen schien für immer gedemütigt und aus der Reihe der stimmführenden Mächte gestrichen. Nicht so dachte der König; die Kraft des Mannes, der so schwer von Entschluß war, war nicht gebrochen, der überbescheidene Herrscher hatte den Mut nicht verloren, — eines lebte zu jeder Zeit in unveränderter Stärke in ihm: das Pflichtgefühl —, und unausgesetzt behielt er die Wiederherstellung seiner Macht im Auge. Schon in Küstrin hatte er sich selbst ernste Rechenschaft abgelegt und in Ortelsburg hatte er öffentlich die Beseitigung der erkannten Mißstände in Aussicht gestellt. Er hielt Wort; schon sechzehn Tage nach dem Frieden von Tilsit berief er eine Militär-Reorganisationskommission unter Scharnhorsts Vorsitz, für die er persönlich eine Anweisung entwarf. Bald folgte die Einsetzung der „Immediatkommission zur Untersuchung der Ereignisse des letzten Krieges", die im Verein mit den „Regimentstribunalen" die Säuberung des Offizierkorps von allen Elementen, die ein Verschulden traf, ins Werk setzen mußte, ein Ehrengericht und Reinigungswerk ohnegleichen, nur möglich da, wo der Monarch und die überwiegende Mehrheit seiner Offiziere von tiefstem sittlichem Ernst durchdrungen waren. Gleichzeitig wurde der Wiederaufbau des Zerstörten begonnen. Schon Ende 1806 hatte der König die Formation von Reservebataillonen in Preußen angeordnet und, wie ihm bereits vor dem Kriege eine wenigstens teilweise Volksbewaffnung vorgeschwebt hatte, so hatte er mit Beginn des Jahres

Die Immediatkommission und die Regimentstribunale.

Wiederaufbau.

1807 die Bildung von Freikorps (Krockow und Schill) als eine Tat des echten Patriotismus begrüßt und dem General v. Rüchel empfohlen, solche Selbsttätigkeit zu fördern.

Des Königs Wille für die Reorganisation war der beste. Das der „Militär-Reorganisationskommission" von ihm vorgelegte eigenhändige Schriftstück enthielt neunzehn Punkte; das war der Keim zu einem großen Teil der späteren Reformen. Indessen wurde es ihm schwer, sich von manchem Althergebrachten zu lösen, und es gelang ihm noch nicht, alle Vorurteile zu überwinden. Zu den Ideen der am 31. Juli 1807 von Scharnhorst vorgelegten Denkschrift über Landesverteidigung und Errichtung einer Nationalmiliz, vermochte er sich noch nicht zu bekennen. Es war, als werde ihm mit dem Aufhören des Krieges der Entschluß wieder schwerer und als trete das Interesse für Äußerlichkeiten allzusehr in den Vordergrund, aber die allgemeine Wehrpflicht wurde doch wenigstens angebahnt. Die Überwachung durch die Franzosen und die demütigende Bedingung, daß Preußen in den nächsten zehn Jahren nicht mehr als 42 000 Mann unter den Waffen haben durfte, erschwerten jede zweckmäßige Maßnahme. Der König mühte sich persönlich ab, innerhalb dieser engen Grenzen seine Streitkräfte zu organisieren, und aus einer Reihe von Berechnungen und Versuchen ging ein eigenhändig geschriebener Entwurf für die Einteilung der Armee und die Etatsstärke ihrer Glieder hervor, der der Reorganisationskommission zur Richtschnur dienen sollte. Durch die Kabinettsorder vom 16. November 1808 setzte er dann die Einteilung der Armee in Brigaden fest. Scharnhorst wurde erfinderisch, und das sogenannte Krümpersystem mußte eine Aushilfe bilden, um möglichst viel Mannschaften in kurzer Zeit wenigstens die Anfänge militärischer Ausbildung zuteil werden zu lassen. Man kann darüber streiten, inwieweit der König der geistige Urheber einzelner Reformen gewesen ist, oder inwieweit er sie nur — zum Teil sogar widerstrebend — gebilligt hat, — eines nur ist sicher, daß er in seinem Innern unentwegt das Endziel gehegt hat, Preußens Wiederaufrichtung. Bei allen Entscheidungen bereitete ihm seine Charakteranlage große Schwierigkeiten. Die traurigen Erfahrungen der letzten Jahre in bezug auf die Leistungsfähigkeit und selbst auf die Zuverlässigkeit bisher von ihm hochgeschätzter Männer hatten das angeborene Mißtrauen noch gesteigert.

Beschränkung der Heeresstärke.

Krümpersystem.

Des Königs Stellung zu den Reformen.

1809.

Man hat Friedrich Wilhelm hart getadelt, weil er 1809 nicht zu den Waffen griff, um Österreich beizustehen, — mit Unrecht, — Preußen war noch nicht stark genug, nur ganz allmählich konnte unter dem Druck der

Fremdherrschaft das Werkzeug zur Befreiung geschaffen werden. Österreichs Stärke war damals keineswegs so über allen Zweifel erhaben, um das Preußen Fehlende auszugleichen. Der große Gegensatz zwischen dem König von Preußen und dem deutschen Reichsfreiherrn vom Stein trat in diesem Augenblick in voller Schärfe hervor, nicht, weil jener ihn verstoßen hatte, sondern, weil Preußen Stein überhaupt nichts war, wenn es für Gesamtdeutschland nichts tun wollte. Mit der Ungerechtigkeit und Einseitigkeit, die gerade den gewaltigsten Naturen eigen ist, schrieb er nach der Schlacht von Wagram: „Preußen wird unbedauert und ohne Nachruhm untergehen, und man wird es für ein Glück halten, daß eine Macht, die durch ihren Ehrgeiz anfangs Europa erschüttert, nachher durch ihr Tripotieren beunruhigt, die keine Pflicht weder gegen sich noch gegen den europäischen Staatenbund erfüllt hat, zu sein aufhöre." Und nach Österreichs Niederlage, nach dem Wiener Frieden, schrieb er am 31. Oktober 1809: „Ein Regent ohne Willenskraft, ein Ministerium ohne Einfluß, eine Nation ohne gesetzliches Organ ihrer Meinung, was soll alles dieses für Resultate liefern? ... Und weiter nichts hat Preußen in dem langen Zeitraum vom April bis zum Oktober hervorgebracht, und weiter wird es auch nichts bis zum Augenblick seiner Auflösung hervorbringen." Stein hat sich vom erklärlichen Unmut fortreißen lassen, falsch prophezeit und gerade jetzt zu Unrecht getadelt. Die Lage war eine völlig andere als vor vier Jahren — damals war Preußen in der Lage zum Eingreifen und hätte es tun sollen.

Bündnis mit Frankreich.

Als Napoleon Rußland den Krieg erklärte, vermochte sich der König der zwingenden Gewalt nicht zu entziehen. „Wie wir heute die Entscheidung vom 24. Februar 1812 betrachten", sagt Onken, „kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß der einzige Mensch in Preußen, der in jener beispiellosen Krisis von Anfang an das Richtige gesehen, der König Friedrich Wilhelm III. selber war. Unwandelbar ist er bei der Überzeugung stehen geblieben: wenn Rußland uns nicht helfen will und Österreich uns nicht helfen kann, so ist der Anschluß an Frankreich das einzige Mittel, um uns wenigstens die Existenz zu fristen."

Mit blutendem Herzen schloß Friedrich Wilhelm das Bündnis mit Frankreich, — trotzdem bewahrte er dem Freunde Treue. Ohne tiefe Bewegung vermag man das am 31. März an Kaiser Alexander gerichtete Rechtfertigungsschreiben nicht zu lesen: „Beklagen Sie mich, Sire, aber verdammen Sie mich nicht." Die Besten fingen an, an der Wiederherstellung des Vaterlandes zu verzweifeln.

Preußen stellte den Franzosen ein Hilfskorps zu ihrem Einfall in Rußland. Auch Österreich schloß sich Frankreich an. Schon im August, also noch vor der entscheidenden Wendung zuungunsten der Franzosen, hat der König an den Fall eines Rückschlages, obwohl er ihm unwahrscheinlich war, gedacht oder doch den von anderer Seite darauf erfolgten Hinweis sich zu eigen gemacht. Er ließ das Kommando des Hilfskorps, an dessen Spitze nunmehr Yorck an Stelle des erkrankten Generals v. Grawert stand, durch den Flügeladjutanten Major v. Wrangel, der die Anregung dazu gegeben haben will, mündlich anweisen, Blutvergießen nach Möglichkeit zu vermeiden und „sich, sollten die Franzosen wirklich über die Grenze zurückgedrängt werden und die Russen folgen, von den Franzosen zu trennen und sich auf Graudenz zurückzuziehen und dort weitere Befehle abzuwarten". Nach Thimmes sorgfältigen Untersuchungen wird man dies als Tatsache anerkennen müssen. Man braucht darum aber nicht Yorcks Verdienst herabzusetzen oder gar zu verneinen, daß er durch kühnen Entschluß nicht nur seinem Könige sein Korps erhalten, sondern auch den Anstoß zum großen Befreiungswerk gegeben hat. Jener mündliche Befehl enthält nichts von einem „Abfall" — und das war Yorcks Tat. Er führte etwas ganz anderes aus als das, wozu ihn der König angewiesen hatte. Er setzte den König in die Lage, sofort Farbe zu bekennen oder ihn zu verleugnen, während das, was der König für den ihm selbst unwahrscheinlichen Fall eines französischen Rückzuges vorgesehen hatte, eine die Stellungnahme Preußens erleichternde dilatorische Behandlung der Frage ermöglichte. Die Lösung, die Yorck wählte, spitzte die moralische Verantwortung des Königs auch seinem eigenen Volke gegenüber zu, und er zog eine ganze Provinz — das Land, das der Monarchie den Namen gegeben, — in eine streng genommen revolutionäre Bewegung hinein. Es bedurfte dort nur des Anstoßes, um die gefesselten Kräfte zu lösen, die Bestrebungen begegneten sich, und man sollte nicht über die Priorität streiten, wo verschiedene dasselbe wollten und sich als ganze Männer einsetzten. Es war eine Revolution für den König. Dieser konnte sich ihr nicht in die Arme werfen, weil er zurzeit nicht frei war. Er war im Augenblick innerlich befriedigt über die Tatsache der Rettung seiner Truppen, — das hat Kaiser Wilhelm später bezeugt —, aber die Tat Yorcks war ihm nicht sympathisch und ist ihm niemals sympathisch geworden. Ernst Moritz Arndt sagt hierüber: „Königen wird das Verzeihen schwer, wenn Männer ohne sie Entschlüsse zu fassen scheinen, auch wenn diese Entschlüsse zu ihrem Ruhm und Heil ge-

Hilfskorps zur Invasion in Rußland.

Der König und die Konvention von Tauroggen.

nommen sind und durch eine äußerste Notwendigkeit entschuldigt werden wie Yorcks Verfahren.“ In diesem Falle hat aber doch noch anderes überwiegend mitgesprochen — das ist des Königs geradezu peinliche Rechtsauffassung und seine ausgesprochene Bündnistreue. Es muß ihm, seiner ganzen Charakteranlage nach, der nichts ferner lag als Hinterhaltigkeit, schon ungemein schwer geworden sein, jener verständigen Anregung Wrangels Folge zu geben, die doch nur bestimmt war, ihm im kritischen Moment eine gewisse Entscheidungsfreiheit zu gewährleisten. Ganz anders lagen die Verhältnisse jetzt, nachdem Yorck das Tischtuch zerschnitten hatte. Bei der Eigenart des Empfindens des Königs mußte die augenblickliche Genugtuung über den durch Yorcks Verhalten errungenen Vorteil zurücktreten vor der Mißbilligung seines militärischen Ungehorsams — und darüber ist er in der Tat nie hinweggekommen. Yorck war hierüber ganz im klaren. Hätte er geglaubt, in des Königs Intentionen zu handeln, so hätte er ihm nicht seinen „Kopf zu Füßen“ gelegt — das war ihm keine Phrase. Diese Erwägungen vermögen die historischen Tatsachen nicht weiter zu klären, sie werden aber zur Beurteilung beitragen. Hat Yorck nur nach des Königs Anweisung gehandelt und erlischt sein Verdienst, so fällt kein „verklärendes Licht“ auf den König (wie M. Schultze annimmt), sondern ein Schatten. Diese Auslegung seines Verhaltens schließt den Vorwurf der Undankbarkeit ein; denn trotz aller späteren äußeren Anerkennung ist er Yorck niemals wieder im Herzen freundlich gesinnt gewesen, und hierfür fehlt bei anderer Auffassung ein haltbares Motiv. Die Mißbilligung der Äußerungen Yorcks über die eigene Tat bietet allein keine genügende Erklärung. Wohl aber gibt jenes feine Rechtsgefühl Friedrich Wilhelms eine Lösung. Praktisch war es vielleicht nicht. Es hatte auch zur Folge, daß er aus der Rolle des Verbündeten nicht unmittelbar in die des Angreifers überzutreten vermochte, um die zurückflutenden französischen Heerestrümmer zu vernichten.

2. 1813.

a) Die Einleitung des Feldzuges.

Die Stunde der Befreiung.

Endlich schlug doch die Stunde der Befreiung. Ein neues Bündnis mit Rußland wurde geschlossen, Verhandlungen mit Österreich wurden eingeleitet, und am 25. Januar 1813 traf König Friedrich Wilhelm in Breslau ein. Hier, frei von unmittelbarer französischer Überwachung, erfolgten unter dauernder Fortsetzung der Rüstungen

die für das Befreiungswerk entscheidenden Erlasse: am 3. Februar die „Bekanntmachung in betreff der zu errichtenden Jägerdetachements", als Vorläufer der Königlichen Verordnung vom 9. Februar „über die Aufhebung der bisherigen Exemtionen von der Kantonpflichtigkeit für die Dauer des Krieges", und am 16. März die Übergabe der eine Kriegserklärung vertretenden Note an den französischen Gesandten. Am 20. März wurde das am 13. abgeschlossene Bündnis mit Rußland und der vom 17. datierte „Aufruf an mein Volk" veröffentlicht. Kennzeichnend für die Lage und die elementare Gewalt der alles beherrschenden Strömung war es, daß der von dem engherzigen theologischen Diplomaten Ancillon, der sich des Vertrauens des Königs erfreute, in französischer Sprache abgefaßte, der Größe des Augenblicks unwürdige erste Entwurf verworfen und durch die begeisternden Worte Hippels ersetzt wurde. Gleichzeitig mit dieser Aufforderung zum „letzten entscheidenden Kampf", der zu einem ehrenvollen Frieden oder einem ruhmvollen Untergang" führen mußte, rief der König seinem „Kriegesheere" zu: „Euer König bleibt stets mit Euch; mit Ihm der Kronprinz und die Prinzen Seines Hauses. Sie werden mit Euch kämpfen. — Sie und das ganze Volk werden kämpfen mit Euch." Das Eiserne Kreuz wurde gestiftet als eine Auszeichnung, die nach diesem Kriege nicht mehr verliehen werden sollte. Es folgt die Organisation der Landwehr und später das Landsturmedikt.

Niemals ist ein Volk freudiger dem Rufe seines Herrschers gefolgt. In der Zeit schwerer Not hatte Preußen sich auf sich selbst besonnen, das Bürgertum war von der Krankheit des Weltbürgertums genesen, der Bauer durfte sich als freier Mann fühlen, der Militärdienst war zur allgemeinen Ehrenpflicht geworden und neue Elemente fügten sich freudig in den festen Rahmen, den das durch das gewaltige Selbstgericht geläuterte und gestärkte Offizierkorps auch für das Heer der neuen Zeit bildete. Der König hatte jetzt nur die längst herrschende Spannung zu lösen, den Kräften Raum zu geben gebraucht, die er so lange zurückgehalten hatte. Die Opferfreudigkeit des preußischen Volkes in allen Schichten war ohne Grenzen und übertraf völlig die Erwartungen des Königs, der auch in diesem Augenblick seines Pessimismus nicht Herr zu werden vermochte. Als die Freiwilligen in Scharen zusammenströmten, wurde er anderen Sinnes. Was er in tönenden Worten seinem Volk und Heer zugerufen hatte, das kam, wenn er auch anderen überlassen hatte, die Form zu finden, aus seinem Herzen, und wenn er versprach, mit den Prinzen seines Hauses sich am Kampfe zu beteiligen, ist ihm das keine Redensart gewesen und

er und die Seinen haben dies Versprechen redlich eingelöst. So knüpfte sich ein neues Band zwischen Herrscherhaus und Volk durch die gemeinsame Ausübung der Pflicht.

Die Zeit vor der Kriegserklärung.

Die Zeit unmittelbar vor der offenen Stellungnahme gegen Frankreich war für den König und seine Regierung eine ungemein schwierige gewesen. Napoleons Verdacht durfte nicht vorzeitig erregt werden, und ein Friedrich Wilhelms geradem Charakter höchst unsympathisches Doppelspiel wurde unvermeidlich. Noch am 5. Januar 1813 hatte Napoleon an den König von Dänemark geschrieben: „Ich bin der guten Gesinnungen Österreichs sicher und mit dem König von Preußen kann ich nur zufrieden sein." Und nach Yorcks Abfall glaubte er, wie er am 18. Januar seinem Bruder Jerome schrieb, den Treueversicherungen des Königs. Es kam darauf an, dies Vertrauen nicht zu zerstören, gleichzeitig aber sich kriegsbereit zu machen. Vor allem mußte der Beginn von Feindseligkeiten seitens der zum Vormarsch gerüsteten Truppen, die darauf brannten, die Schmach zu tilgen, vermieden werden. Wo sich französische Besatzungen im Lande befanden, erwuchs den Rüstungen die größte Schwierigkeit, obwohl sorgfältig die Aussprache vermieden wurde, gegen wen sie gerichtet sein sollten. In Berlin widersetzten sich sogar die preußischen Behörden, dem französischen Druck nachgebend, der Organisation der freiwilligen Jäger. Die Anerkennung der großen Tat Yorcks und seine Rechtfertigung mußten verzögert werden. Am 20. Februar wies ihn der König in einem geheim zu haltenden Befehl an, unter Vermeidung von Feindseligkeiten bis an die Oder zu rücken; General v. Borstell sollte mit seiner Brigade noch bei Kolberg bleiben. Am 8. März wurde Yorck dem Oberbefehl des russischen Generals Grafen Wittgenstein unterstellt, der am 11. die Oder überschreiten werde; vorher dürfe es nicht zu feindlichen Handlungen kommen. Der König machte zu dieser Order, nachdem er sie bereits unterschrieben hatte, noch einen Zusatz:

„N. S. Wenn der Ausbruch der Feindseligkeiten auch noch über den 11. d. Mts. hinaus vermieden werden kann, so muß solches geschehen, weil es in politischer Rücksicht wichtig und wünschenswert ist. Diese Weisung müssen Sie aber geheim halten."

Borstell mußte sich wiederholten Tadel wegen eigenmächtig an England, mit dem noch kein offizielles Bündnis bestand, gerichteter Gesuche um Waffenlieferung gefallen lassen. Am 27. Februar berichtete er dem Könige aus Kolberg:

„Ich erfahre in diesem Augenblick, daß der Vizekönig mit mehreren Marschällen und 20000 Mann Berlin eingeschlossen hat und alles

dort das Ansehen der Absicht einer ernstlichen Verteidigung verrät. Ew. Majestät Entscheidung muß mir in wenigen Tagen zugehen. Ich setze mich mit 7 Bataillonen, 1 reitenden, 3 Fußbatterien und 6 Eskadrons Kavallerie in Marsch auf die Oder und erwarte in Königsberg N./M. Ihre Befehle. Dem Oberst v. Krafft übergebe ich den Befehl über die 8 Reservebataillone. Dem Kommandanten übergebe ich die Festung. Ich werde nichts Weiteres unternehmen, bis Ew. Majestät Befehle mir bestimmt in Königsberg N./M. oder früher zugegangen sein werden, flehe aber Ew. Majestät fußfällig an, lassen Sie uns los."

Der König antwortete ihm am 4. März aus Breslau: „Ich kann es keineswegs billigen, daß Sie ohne Meinen Befehl mit Ihren unterhabenden Feldtruppen bis nach Königsberg i. d. Neumark vorgerückt sind." Es möge aber dabei bleiben; Borstell habe Yorcks Anweisungen abzuwarten, unter dessen Befehle er nun gestellt sei. In der Tat war der König, so unsympathisch ihm jedes Drängen und daher auch die Dränger, wie Borstell und Gneisenau, waren, mit der an sich zweckmäßigen Maßnahme ganz zufrieden, wie aus seinen in dieser Angelegenheit noch vor diesem Bescheid an Hardenberg gerichteten eigenhändigen, für ihn so kennzeichnenden Zeilen hervorgeht:

„Daß General Borstell sich in Marsch gegen die Oder gesetzt hat und in Königsberg N./M. weitere Befehle erwartet, werden Sie aus seinem hier eingelegten Brief vernehmen, den er mir soeben durch einen Offizier, Leutnant Savigny, zuschickt. Vermutlich wird Gneisenau diesen Entschluß veranlaßt haben: hiernach werden sich sämtliche preußische und pommersche Korps zwischen Stargard und der Oder nächsten konzentriert finden. Es ist aber die allerhöchste Zeit, daß endlich Übereinstimmung in alle diese Bewegungen durch einen Oberbefehlshaber jener Korps zustande gebracht werde, damit dem Umherlaufen endlich einmal gesteuert werde. Unzweckmäßig scheint mir die Bewegung nicht, wenngleich das Korps später wieder mehr nördlich gebraucht werden sollte. Für jetzt, wenn unsere Deklaration geschehen sein wird, wird diese Konzentration wahrscheinlich eine schnellere Räumung Berlins und der Marken veranlassen.

Br. 3. März 1813. F. W."

Die russische und preußische Armee einerseits, die französische andererseits setzten sich in Bewegung. Zwischen Preußen und Russen bestand eine über das gewöhnliche Maß einer „Koalition" hinausgehende enge Verbindung. Es handelte sich nicht um das Zusammenwirken der Heere zweier Staaten, sondern, obwohl Preußen eine

Enge Verbindung der preußischen u. russischen Armee.

Rußland ebenbürtige Macht (58 865 Preußen gegenüber 63 686 Russen) der Feldarmee zuführte, wurden beide Teile zu einem Heere unter russischem Oberbefehl verschmolzen. Die beiden Herrscher waren nunmehr unzertrennlich, und so kann fortan von „König Friedrich Wilhelm III. in der Schlacht" nicht mehr gesprochen werden ohne Kaiser Alexander. Zur Bekundung ihrer unlöslichen Verbindung zogen beide zusammen am 15. März in Breslau ein, nachdem der König sich vorher einige Zeit in Berlin aufgehalten hatte.

Kaiser Alexander.

Kaiser Alexander faszinierte seine Zeitgenossen, gewann durch sein schönes stattliches Äußere, sein hoheitsvolles und gewinnendes Wesen, den Glanz seiner Beredsamkeit und die Fülle und doch ausgesprochene Intimität seiner Huldäußerungen die Menschen, imponierte ihnen und machte sie glauben, daß er in der Tat der uneigennützige Beglücker der Menschheit sei, als den er sich so gern gab. Auch die Ernsteren unter den Preußen gewann er als treuer Freund und Bundesgenosse des Königs und als das sichtlich treibende Element im Rate der Monarchen. Entsprechend hat er noch nachträglich auf die Geschichtschreibung eingewirkt, und vor dem von ihm entworfenen strahlenden Bilde tritt Friedrich Wilhelm in den Schatten. Lassen wir einem feinen und gewiß zuständigen Beobachter das Wort — Metternich, der im Jahre 1820, also noch in frischer Erinnerung an die Zeit der Napoleonischen Kriege, seine Eindrücke über den Zaren zu Papier brachte. Er stützt sich auf Napoleon, der ihm im Jahre 1810 gesagt hat:

„... Kaiser Alexander ist eine anziehende Persönlichkeit, ganz gemacht, einen eigentümlichen Zauber auf die zu üben, welche mit ihm in Berührung kommen. Wäre ich der Mann, mich bloßen Eindrücken hinzugeben, ich könnte ihm von Herzen zugetan sein. Neben so vielen Vorzügen des Geistes und so viel Bestechendem im Umgang liegt etwas in seinem Wesen, was ich nicht bezeichnen und worüber ich mich nicht besser aussprechen kann, als daß ich Ihnen sage, daß bei ihm in allen Dingen immer ein »Etwas« fehlt. Das Sonderbarste dabei ist, daß man nie voraussehen kann, was in einem gegebenen Falle oder in einer bestimmten Angelegenheit fehlen wird; denn das fehlende Stück wechselt ins Unendliche."

Und in der Tat hat sich Napoleon bei der verhängnisvollen Zusammenkunft in Tilsit im Juli 1807 dem Zauber, den Alexander ausübte, nicht ganz entzogen, um so mehr aber seiner Antipathie gegen König Friedrich Wilhelm hingegeben, dessen Befangenheit und frostiges Wesen um so auffallender hervortrat. Er ist ihm immer unsympathisch

geblieben; der König war auch zur geringsten Verstellung zu ehrlich, und Napoleon sah bei seiner Abneigung nur seine schwachen Seiten.

Metternich fügt jenem Urteil Napoleons über den Zaren hinzu, er habe dies während 13 Jahren selbst bestätigt gefunden, und faßt seine eigenen Eindrücke dahin zusammen, „daß der Charakter Alexanders eine sonderbare Mischung von männlichen Vorzügen und weiblichen Schwächen zeigte. Kaiser Alexander besaß ohne Zweifel Geist; aber sein Geist, fein und scharf, ermangelte aller Tiefe, er verirrte sich ebenso leicht infolge eines Übermaßes von Mißtrauen als durch entschiedenes Hinneigen zu falschen Theorien. Lieblingsideen gewannen in seinem Urteil immer Oberhand; er erfaßte sie wie durch plötzliche Eingebung und mit äußerster Wärme, und sie erlangten bald Übergewicht genug, um ihn zu beherrschen und ihren Urhebern die Unterjochung seines Willens leicht zu machen. ... Das Leben Alexanders hat sich abgenützt zwischen Hingebung und Enttäuschung; seine Eingebungen waren spontan und lebhaft, und — es klingt sonderbar — ihr Verlauf zeigte eine Art von Periodizität [angeblich von fünfjähriger Dauer]. ... Er war ein Mann von Wort. ... In seinem Charakter fand sich weder genug Stärke für wahren Ehrgeiz, noch genug Schwäche für bloße Eitelkeit".

Metternich weist dann noch darauf hin, daß der Kaiser als Schüler des Schweizers La Harpe lange Zeit von „falschen Vorstellungen von Liberalismus und Philanthropie" beherrscht wurde. Auch Friedrich Wilhelm war ursprünglich liberalen Ideen zugeneigt, indessen trat bald an Stelle der Völkerbeglückungstheorien, die den Jüngling beherrscht hatten, eine nüchterne bürgerliche Auffassung der Dinge im Gegensatz zur spezifisch aristokratischen, also ganz etwas anderes als die phantastischen und empfindsamen Anwandlungen des Zaren. Insofern man von einem Freisinn Friedrich Wilhelms III. reden kann, der von einem seiner Minister nicht lange nach seiner Thronbesteigung als eine Art Demokrat bezeichnet worden ist, stand er der in mancher Beziehung demokratischen Auffassung Friedrich Wilhelms I. weit näher als dem feinen philosophischen Liberalismus Friedrichs des Großen; beide Formen des königlichen Freisinns hatten übrigens nicht gehindert, daß diese beiden preußischen Herrscher selbst in der Eigenschaft als ausgesprochene und großartige Wohltäter ihres Volkes ausgeprägte Monarchen blieben. Dasselbe trifft für den Zaren zu, von dem Schiemann sagt: „Sein theoretischer Liberalismus ging mit einem tiefgewurzelten und eigensinnigen absoluten Willen Hand in Hand."

An einer anderen Stelle sagt Metternich, daß Kaiser Alexander „in dem Benehmen anderer keine Nuancen zuließ, weil er solche zu jener Zeit [1813] für sein eigenes politisches Vorgehen, das immer zwischen den entgegengesetzten Extremen hin und her schwankte, noch nicht kannte". Zweifellos hat der große Diplomat und erfahrene Weltmann sehr richtig gesehen, aber sein scharfes Urteil ist doch auch beeinflußt von dem Unmut über die häufige und oft recht konsequente Durchkreuzung seiner Politik durch den Zaren. Um diesen richtig zu würdigen, darf man nicht vergessen, daß er im Jahre 1801 im Alter von erst 23 Jahren den Thron bestiegen hatte. Den Weg dazu hatten ihm, der selbst Mitwisser der Verschwörung war, deren blutigen Ausgang er allerdings nicht voraussah, seines Vaters Mörder gebahnt, die sich noch in hohen Stellungen befanden. Ihre Existenz allein mußte den empfindsamen und unpraktisch erzogenen jungen Mann dauernd an den grausigen Vorgang erinnern und ihm nahe legen, daß eine einer mächtigen Clique nicht genehme Politik für ihn ein ähnliches Ende herbeiführen könne. Der eigene Bruder, Großfürst Konstantin, hat ihn nach der verlorenen Schlacht von Friedland daran erinnert, und in der Armee scheint dies Thema ziemlich offen erörtert worden zu sein. Man wird die schwankende Haltung eines Herrschers, der nicht aus hartem Holz geschnitzt war, unter solchen Umständen begreifen. Wenn er trotzdem den größten Einfluß auf die einzelnen Menschen und die Geschicke der Völker ausgeübt hat, und wenn das, was er erreichte, überwiegend Gutes war, so kann das nicht allein daran gelegen haben, daß die Zeitverhältnisse ihm den Weg für eine große Rolle ebneten, sondern ein ganz vortrefflicher Kern muß vorhanden gewesen sein. Nicht zum mindesten spricht dafür, daß ein so groß angelegter und so kluger Mann wie Stein noch, bevor er dem Zaren zu Dank verpflichtet war, bereits, als Alexander 1805 in Berlin erschien, um den König zu einem Bündnis gegen Frankreich zu bewegen, sich seinem Zauber nicht zu entziehen vermochte. „Er rühmte ihm", wie Max Lehmann sagt, „Sinn für echte Kultur, Beförderung von Unterricht und Sittlichkeit nach und wies den Gedanken weit ab, daß er gegen Preußen feindliche Absichten, ja überhaupt, in Europa wenigstens, Vergrößerungspläne verfolge: an der Seite eines solchen Bundesgenossen konnte man den Kampf mit dem »gefürchtetsten Mann in Europa« wohl aufnehmen." Als ihm das gewünschte Bündnis versagt blieb, hatte sich der Zar nach Österreich gewandt und durch sein impulsives und wenig überlegtes Verhalten in der Schlacht bei Austerlitz seinem Bundesgenossen zu einer Niederlage verholfen

Steins Urteil über den Zaren und den König.

und gezeigt, daß er für die Heerführung und Schlachtleitung mehr Neigung als Verständnis besaß. Und so tapfer und für seine Person furchtlos er sich gezeigt hatte, so war doch ein bedenklicher Mangel an Kaltblütigkeit und Feldherrnblick hervorgetreten. Es ist wichtig, dies hier festzustellen, um in den Kriegen, in denen er dann an der Seite von Preußens König erschien, die Handlungen und das Verdienst beider richtig zu bewerten. Merkwürdigerweise scheint Stein an seinem Helden infolge seines Verhaltens im Kriege von 1805 nicht irre geworden zu sein; um so härter urteilte er über die Veranlagung des Königs, der sich dem Werben des Zaren versagt hatte, in einem Briefe an Vincke vom 30. Januar 1806:

„Hätte eine große moralische und intellektuelle Kraft unseren Staat geleitet, so würde sie die Koalition, ehe sie den Stoß, der sie bei Austerlitz traf, erlitten, zu dem großen Zweck der Befreiung Europas von der französischen Übermacht geleitet und nach ihm wieder aufgerichtet haben. Diese Kraft fehlte. Ich kann dem, dem sie die Natur versagte, so wenig Vorwürfe machen, als Sie mich anklagen können, nicht Newton zu sein: ich erkenne hierin den Willen der Vorsehung, und es bleibt nichts übrig als Glaube und Ergebung."

Gewiß hatte Stein recht, wenn er aussprach, daß Preußen 1805 den richtigen Augenblick versäumt hatte, den König aber unterschätzte er. Der Erfolg gegen Napoleon wäre übrigens 1805 auch für einen Dreibund nur dann gesichert gewesen, wenn ein Feldherr an der Spitze der verbündeten Heere gestanden hätte, — der Zar hatte sich als solcher nicht bewährt.

Mit scharfem politischem Blick erkannte Metternich schon frühzeitig den außerordentlichen Einfluß Kaiser Alexanders auf den König. Schon damals hat er ausgesprochen, daß nur ein Mann — Alexander — imstande sei, Preußen mit Österreich zum Waffenbunde zu vereinigen. „Es scheint ausgemacht, daß der preußische Hof nur in Petersburg erobert werden kann." Aber Metternich verkennt abermals den König und seine Motive, wenn er zur Erläuterung sagt, er fürchte Frankreich und Rußland und Furcht sei die einzige Empfindung, der er nachgebe.

Die Freundschaft zwischen den beiden Monarchen.

Es wurde bereits erwähnt, daß gerade die Niederlage von Austerlitz und die rasche Trennung Österreichs dem Zaren die Notwendigkeit des preußischen Bündnisses nahe legte, nachdem er noch vor kurzem den Plänen des Polen Czartoryski zur Zerstörung Preußens sein Ohr geliehen hatte. Am 25. Januar 1806, also zu derselben Zeit, als Stein an seinem Könige verzweifelte, schrieb diesem Kaiser Alexander:

„Die Gefühle, welche es [des Königs Schreiben v. 7. Januar] mir zum Ausdruck bringt, und die neuen Zusicherungen, die ich soeben empfangen habe, sind mir dadurch noch unentbehrlicher geworden, daß ich das Bedürfnis empfinde, die Bande immer enger zu schließen, die mich mit Ihnen, Sire, verbinden, und die meine ganze Hoffnung ausmachen inmitten der Unglücksfälle, die Europa schwächen."

Von nun an verdichtete sich immer mehr jene so merkwürdige und folgenreiche Freundschaft der beiden Monarchen aus einer etwas schwärmerischen, idealen Neigung zu einem festen, auf den Bedürfnissen der Völker beruhenden Bunde, dessen inneres Band weder der Übergang preußischer Landesteile an Rußland nach dem Frieden von Tilsit, noch der aufgezwungene Krieg des Jahres 1812 zu zerreißen vermochten. Der genaueste Kenner dieser Beziehungen, Paul Bailleu, sagt hierüber:

„Mit der Niederlage von Friedland und den Abmachungen von Tilsit zerriß das Band der alten Verträge, aber über alle Traktate hinweg wurde der Anschluß Preußens an Rußland, Friedrich Wilhelms an Alexander nur noch enger. Es war das nicht bloß ein durch die Bedrängnisse des Augenblicks auferlegtes politisches Gebot, es war auch der wahrhaftige Ausdruck eines ganz persönlichen Empfindens, wenn König Friedrich Wilhelm bald nach Tilsit ausrief: »Nein, von Alexander lasse ich nicht«."

Königin Luise.

Das Persönliche wurde also durch das Überwiegen der politischen Gesichtspunkte — denn 1807 beginnt die „Napoleonische Periode" in der Regierung Alexanders — nicht verwischt, und darum war es auch keineswegs gleichgültig, daß eine Frau — die Königin Luise —, deren Sinn erst in der Zeit der Not des Vaterlandes der Staatskunst zugewandt wurde, in edler Begeisterung bemüht war, jenen Freundschaftsbund zu festigen. Ihr schon im Sommer 1810 erfolgter Tod war einer der schwersten Schläge für den König. Das Volk beweinte und verehrte sie als Märtyrerin, und die Erinnerung an sie hat bei der späteren Erhebung mitgewirkt, als sei die Verklärte noch am Leben.

Die Krisis 1809.

Im Jahre 1809 siegte dann zu Preußens Glück Alexanders Haltung über Friedrich Wilhelms wenigstens zeitweise Neigung, sich Österreich — diesmal zur ungünstigen Stunde — anzuschließen, und als die vom Könige so heiß gewünschte allgemeine Koalition in der Folge nicht zustande kam, der Bruch zwischen Rußland und Frankreich unvermeidlich wurde und Preußen 1812, in harter Zwangslage, seinem ärgsten Feinde Gefolgschaft leisten mußte, da schloß der Zar seine letzten nicht von

Die Freundschaft überdauert den offiziellen Bruch 1812.

Bitterkeit freien Auslassungen über die politische Lage mit den Worten:

„Verzeihen Sie einer Freundschaft, die sich für Ihre Person nicht verleugnen wird, diese freimütige Aussprache. Es bleibt mir nichts übrig, als das Verhängnis der Umstände zu beklagen und, im Vertrauen auf die göttliche Gerechtigkeit, mit Festigkeit und Ausdauer meine Pflichten zu erfüllen. Seien Sie überzeugt, Sire, daß meine Freundschaft für Sie nur mit meinem Leben endigen wird.“

Der König erwiderte mit einer sachlichen Rechtfertigung seines Verhaltens, weniger pathetisch, aber tief bewegt. „Er versagt sich nicht, leise daran zu erinnern“, sagt Bailleu, „wie auch der Kaiser einer Zwangslage einst erlegen sei; dann aber erhebt sich sein Blick von der Gegenwart über die ganze Weite ihrer Beziehungen in Vergangenheit und Zukunft: »Wir wollen nie vergessen, daß wir verbunden sind und eines Tages wieder Verbündete sein müssen«“. Der in diesem Briefe enthaltenen Versicherung, daß man sich in diesem Kriege nicht mehr, als unvermeidlich, schädigen wolle, ist, wie wir bereits wissen, eine entsprechende Anweisung an den Kommandeur des preußischen Hilfskorps gefolgt. Den Zaren hinderten indessen seine Freundschaftsversicherungen nicht, im Februar 1813 mit dem österreichischen Gesandten kaltblütig über eine Zerstückelung Preußens zu sprechen und im Vertrage von Åbo sich von Schweden die Weichselgrenze gewährleisten zu lassen.

Nach der Konvention von Tauroggen war Preußens Stellungnahme entschieden, und es handelte sich nur noch um die Wahl des Zeitpunktes für des Königs offenes Auftreten gegen Napoleon; zunächst mußte er sich seiner Gewalt entziehen und darum war er nach Breslau gegangen. Das Bündnis mit Rußland war geschlossen und seine Konsequenzen wurden durch die Tat gezogen; die Freundschaft der Monarchen hatte nicht vermocht, die Scheidewand, die die Politik errichtete, umzustoßen, aber sie war jetzt ein mächtiger Gehilfe und bewirkte, daß kein das gemeinsame Werk beeinträchtigender Stachel zurückblieb. Die Freundschaft wird wieder aktiv.

Die dem Könige zu Anfang dadurch auferlegte Zurückhaltung, daß er nicht freier Herr in seinem Lande war, und die somit den Russen, die sich überdies seit Jahresfrist im Kriege mit Frankreich befanden, zufallende Initiative erleichterten die Übertragung des gemeinsamen Oberbefehls an Rußland. Der Zar selbst wird trotz allen Selbstbewußtseins seine Mißerfolge von 1805 nicht vergessen haben; Der Oberbefehl 1813.

jedenfalls war es ein Glück, daß er den Oberbefehl nicht formell übernahm, wenn er sich auch vielfacher, mitunter unglücklicher Eingriffe nicht zu enthalten vermochte. Bewährte er auch durchaus keinen „sehr klaren strategischen Blick", wie neuerdings wieder behauptet worden ist, so bleibt ihm doch das große Verdienst, fast andauernd eine energische Kriegführung angestrebt zu haben. Oberbefehlshaber wurde zunächst der völlig überlebte und für solchen Posten ungeeignete russische General Kutusow, der überdies bald erkrankte. Durch die beiden folgenden Feldzüge sollte sich dies Prädominieren der Russen als Leitgedanke hindurchziehen. Der König war von einer unübertrefflichen Loyalität und ordnete alle Kommandoangelegenheiten nur nach Übereinkommen mit dem Zaren. Er mutete seine eigene, zum Teil in seiner Natur begründete, entsagende Zurückhaltung auch seinen kühnen und unternehmenden Generalen zu, die schwer darunter litten, während gleichzeitig die Sache geschädigt wurde. Die Folge von alledem war, daß die Operationen in ziemlich unklarer und zaghafter Weise begannen, nachdem Scharnhorst in Kalisch vergebens seine energischere Auffassung durchzusetzen versucht hatte. Auch der König selbst war am 2. April in Kalisch erschienen und festlich empfangen worden; Kaiser Alexander ritt ihm entgegen. Die in Parade stehenden Garden und Grenadiere wiesen eine befremdlich geringe Stärke der einzelnen Truppenteile auf, und der greise Kutusow vermochte nicht zu Pferde zu steigen. Trotz dieses ungünstigen Eindruckes wurde der König überzeugt, daß dieser Heeresteil nun endlich aufbrechen werde. Unglücklicherweise befand sich Scharnhorst, obwohl der König Vertrauen zu ihm hatte, nicht in seinem Stabe, er hatte, da es ein besonderes preußisches Oberkommando über die drei Korps Blücher, Yorck und Bülow und die Brigade Borstell nicht gab, nur die bescheidene Stellung eines Generalquartiermeisters (Generalstabschefs) bei ersterem inne, für den bisherigen Kriegsminister und Organisator eine nicht zu verkennende Zurücksetzung. Zum Vortrag über die Operationen beim Könige war der Generaladjutant, Generalmajor v. dem Knesebeck berufen, ein gründlich gebildeter Offizier, aber befangen in einer überlebten strategischen Gelehrsamkeit, Anhänger einer „methodischen" Kriegführung, die mehr von geographischen und mathematischen Ideen geleitet wurde, als vom gesunden Menschenverstand. Aus den Napoleonischen Kriegen hatte er trotz eifrigen Studiums nichts zu lernen vermocht; offenbar waren dadurch aber seine übertriebene Vorsicht und sein ausgesprochener Pessimismus bestärkt worden. Man kann sich einen übleren Berater des selbst schwarz sehenden und sich so schwer

Die Kalischer „Verabredungen über die Operationen".

Knesebeck.

entschließenden Königs nicht denken, und stets wirkte es wohltätig auf ihn, wenn jener aus irgendeinem Grunde abwesend war. Unter Umständen kann ein augenscheinlich schlechter Rat die Folge haben, den Unentschlossenen zu heilsamer Opposition zu reizen, Knesebeck aber hatte überhaupt keine eigentliche Ansicht. Sein Gehirn pflegte nur künstliche, seelenlose Gebilde zu erzeugen, und wenn er nicht ohne Geschick die innere Meinung seines Herrn erraten hatte, stand er nicht an, sie sofort in ein gelehrtes System zu bringen, das dem von ihm ursprünglich aufgestellten entgegengesetzt sein konnte. Der Gedanke, daß das gesinnungslos sei, kam ihm nicht. Knesebeck fühlte sich außerdem als Diplomat und wurde auch wiederholt mit diplomatischen Aufträgen betraut. Er wollte lieber „negoziiren" als schlagen. In der Tat ward er auch zum Diplomaten ungeeignet und erregte das Mißtrauen der verbündeten Höfe, wie Hardenberg am 7. August 1813 an den König berichtete. Sein hieran geknüpfter Vorschlag, jenen von der Person des Königs zu entfernen, blieb leider erfolglos.

Knesebecks Verhältnis zu Scharnhorst muß hier näher beleuchtet werden, um darzulegen, wie beschränkt das Maß des Einflusses war, den letzterer auf den König auszuüben vermochte. Knesebeck u. Scharnhorst.

Als Knesebeck seine Stellung als königlicher Generaladjutant antrat, suchte er ohne Verzug die Zügel in die Hand zu bekommen. In seinem Nachlaß findet sich der Entwurf eines Schreibens an den Kriegsminister, General v. Hake, in dem er nicht mehr und nicht weniger als „regelmäßige Einsicht in die Berichte der Gesandten, in das Nachrichtenbureau und alles, was dazu gehört, und in die Verordnungen, die mit den militärischen Angelegenheiten mittelbar oder unmittelbar in Bezug stehen, ehe selbige die Sanktion des Königs erhalten", verlangt. Außerdem wollte er Hake täglich, „ehe" dieser zum Könige ging, seine „Ansicht vorlegen". Er wünschte also, alle Organisations- und Operationsangelegenheiten zu beeinflussen, und mutete dem Kriegsminister zu, diesen Einfluß anzuerkennen. Der Entwurf eines zweiten an den König gerichteten Schreibens enthält Anträge, die ihm die Allmacht sichern sollten. Falls der König „Nutzen von ihm ziehen" wolle, sei dies „nur auf die Weise möglich", daß er ihm ein Arbeitszimmer in „Ew. Majestät Wohnung" anweise und ihn „regelmäßig den Vorträgen des Kanzlers beiwohnen" lasse; außerdem verlangte er alle Gesandtschaftsberichte baldmöglichst einzusehen, die Sachen des Nachrichtenbureaus und alle „im Projekt seienden Verordnungen", um dem Kanzler und dem Könige seine Ansicht darüber sagen zu können; auch alle die Armeen und den Feind betreffenden

Berichte wollte er haben, um Vorschläge über die Operationen zu machen. Es ist das ein Grad von Dreistigkeit, wie er nur mit vollendeter Unfähigkeit verknüpft zu sein pflegt. Es läßt sich nicht ermitteln, daß die betreffenden Schreiben wirklich ausgefertigt worden sind. Wahrscheinlich ist es nicht der Fall. Dann ist Knesebeck doch noch ein gewisser Begriff davon gekommen, was er seinem Souverän zumutete. Jedenfalls enthüllen die Entwürfe seinen Gedankengang. Die in seinem (in „Eine diplomatische Trilogie" veröffentlichten) Schreiben vom 26. März 1812 kundgegebene Bescheidenheit bewährte sich hier nicht. Seine damalige Zurückhaltung soll ihm übrigens, als durch die Umstände gerechtfertigt, keineswegs zum Vorwurf gemacht werden. Dabei war Knesebeck gegen Scharnhorst, dessen Freund zu sein er vorgab, unehrlich; denn im Widerspruch zu jenen Anforderungen versicherte er diesem, der sich über seine Einmischung in die Operationen beklagt hatte, in einem Schreiben aus Berlin vom 28. März 1813, daß er zum Könige nicht ein Wort über die Operationen gesprochen, sondern immer auf Scharnhorst verwiesen habe; Scharnhorst möge, damit die „Einheit" nicht gestört werde, nach Berlin kommen. „Ich fühle zwar", fährt er fort, „was ich sein könnte, ich kann mich aber (und gottlob, es wird mir wegen der guten Sache nicht schwer) auch subordinieren und werde gegen Sie und den Kanzler es gern tun. Bauen Sie doch nur auf mein Gemüt. Meine Stellung soll Ihnen nicht schädlich sein, sie soll Ihnen nützlich sein, sobald ich nur nicht als Sündenbock oder ein bloßer Figurant sein soll, beides tue ich nicht. Ich habe zu viel Kraft in mir. Kommen Sie nur her. Ihr Freund mehr wie vor." Der arglose Scharnhorst antwortete ihm am 30. März aus Dresden völlig beruhigt: „zuvörderst Friede, Liebe und Freundschaft", Knesebeck aber fuhr fort, sich auf den Entsagenden aufzuspielen, und in einem Schreiben vom 1. April meinte er, er sei „jedem im Wege"; wenn von Politik die Rede sei, sei der Kanzler eifersüchtig, wenn von Operationen, Scharnhorst, wenn von Kriegsvorbereitungen, Hake; er schweige daher. „Ist das die größte Tugend eines Generaladjutanten, so übe ich sie im vollsten Maße." Er versprach Scharnhorst, seine Gedanken mitzuteilen, solange er Generalquartiermeister sei, indessen bereits mit dem Vorbehalt, daß seine Stellung ihm das „nicht immer" erlauben werde. Daran schloß sich die Gegenforderung: „Damit ich also mit Ihnen nicht im Widerspruch bei dem Monarchen erscheine, so ist es durchaus nötig, daß Sie mich au courant mit Ihren Ideen erhalten. ... Wenn Ihre Ideen nicht ganz gegen meine Überzeugung sind, — und das können sie

nicht, dazu denken wir über den Krieg zu gleichförmig, — so betrachten Sie mich als Ihren Adjutanten, den Sie beim Könige haben, um Ihre Gedanken durchzusetzen, ich werde immer demgemäß handeln; — und da, wo meine Ansicht von der Ihrigen abweicht, werde ich sie Ihnen offen und ehrlich sagen."

Anscheinend einigten sich nun Knesebeck und Scharnhorst tatsächlich über die Operationen; letzterer, dessen Aufrichtigkeit über jeden Zweifel erhaben war, konstatiert dies wenigstens, aber es gibt doch zu denken, daß in dem folgenden Schriftwechsel Knesebeck zwar seine eigene Auffassung ausführlich darlegt, bis zum 28. April aber nicht ein Wort über des Königs Ansicht mitteilt.

Gneisenau sagte in einem am 23. April an Hardenberg gerichteten Briefe von dem von Scharnhorst Knesebeck übersandten Feldzugsplan, er umfasse alle Bedingungen und gebe bei aller Kühnheit den sichersten Erfolg, einen Erfolg, der auf die ganze Dauer des Krieges entscheide; er sei dem Feinde unerwartet und darauf berechnet, ihn zur Verzweiflung zu bringen; diejenigen, die eine gemeine oder eine verschrobene Ansicht des Krieges hätten, würden ihn freilich verwerfen, aber dies sei gerade sein Vorzug. Daran knüpfte er eine humoristische Betrachtung über die bisherige Kriegführung: „Die Feinde gehen furchtsam zu Werke; wir auch. Dies erinnert mich an den Mohren und an Papageno in der Zauberflöte. Jeder kommt von einer anderen Seite; beide erblicken sich zum ersten Male, jeder weicht zurück und beide singen: das ist der Teufel sicherlich." Scharnhorst und die Operationen.

In Kalisch hatte Scharnhorst seinerzeit mit Mühe einige Zugeständnisse erlangt, die Russen aber ließen Verzögerungen eintreten und die russische Hauptarmee blieb weit hinter den über Berlin gegen die mittlere Elbe (Wittgenstein und Yorck) bzw. durch die Lausitz auf Dresden (Blücher) marschierenden Heeresabteilungen zurück. Schließlich folgte sie Blücher, und am 23. April gelang es dem russischen General v. Toll, den Kaiser Alexander für die Vereinigung der verbündeten Streitkräfte um Altenburg zu gewinnen. Scharnhorst hielt indessen eine Versammlung nur dann für angezeigt, wenn man bereits den Feind vor sich habe und „wenn der Schlag nahe ist". Scharnhorsts eigener Vorschlag war gewesen, „im Falle man nicht mit der großen Armee über die Elbe gehen wollte, auf den Vizekönig von Italien [der den linken Flügel der Franzosen bildete] zu fallen und die [feindliche] große Armee in die linke Flanke zu nehmen". Dies sollte durch einen allerdings befremdlichen Marsch um den Harz herum gegen die Eisenacher Straße geschehen. Scharnhorst und Gneisenau, der diesem

Gedanken zustimmte, unterschätzten die numerische Stärke der französischen Streitkräfte, und der von Gneisenau als genial gerühmte Operationsgedanke trug den Charakter einer fast verzweifelten Aushilfe, weil man vergebens auf das Herankommen der russischen Hauptarmee zum Schlagen mit vereinten Kräften wartete. Letzteres strebte Scharnhorst grundsätzlich an. Was er nun als Notbehelf vorschlug, hat er selbst als sehr gefährlich bezeichnet.

Kriegslage Ende April. Ein glückliches Gefecht bei Möckern östlich von Magdeburg hatte als guter Anfang die Geister der Verbündeten belebt. Spandau war in ihre Gewalt gelangt; gegen das von den Franzosen besetzte Wittenberg hatten bisher vergebliche Versuche stattgefunden. In Sachsen hatten nach einigen unerheblichen Zusammenstößen der Vortruppen die beiderseitigen Heere sich einander so genähert, daß eine Entscheidungsschlacht nahe bevorstand.

Von dem verbündeten Heere befanden sich in Sachsen:

Die Armeeabteilung des Grafen Wittgenstein.

Avantgarde, Generalleutnant v. Kleist mit der preußischen Brigade v. Steinmetz und der russischen Abteilung des Generals v. Roth . . . . . . 5600 Mann mit 38 Geschützen.

Das preußische Korps v. Yorck mit den Brigaden v. Hünerbein und v. Horn, der Kavallerie v. Corswandt und der Artillerie v. Schmidt . . . . . 8800 Mann mit 44 Geschützen.

Das russische Korps v. Berg . 7950 " " 61 "

Kosaken . . . . 2000 "

Das russische Korps des Generalleutnants Baron v. Wintzingerode.

II. Infanteriekorps, Herzog Eugen von Württemberg . 7000 Mann.

Kavallerie unter Lanskoy . . . . 3300 "

Artillerie unter Nikitin . . . 1100 Mann mit 72 Geschützen.

Das preußische Korps des Generals der Kavallerie v. Blücher mit den Brigaden v. Röder, v. Klüx und v. Zieten, der Reservekavallerie v. Dolffs und der Reserveartillerie v. Braun . . . . 25110 Mann mit 84 Geschützen.

Die russische Hauptarmee, General der Kavallerie Graf Tormassow mit dem Grenadierkorps Konownitzin, dem Garde-Infanteriekorps Lawrow, dem 3. Kürassierkorps Fürst Galitzin V. und der Reserveartillerie Euler . 16800 Mann mit 136 Geschützen.

Das russische Korps des Generals der Infanterie Miloradowitsch mit starker Kavallerie und Kosaken 11559 Mann mit 96 Geschützen.

Von diesen rund 97 000 Mann mit 565 Geschützen waren, nach Abrechnung der etwa 9000 Kosaken, fast die Hälfte Preußen. Napoleons Armee war — abgesehen von der Artillerie — fast doppelt so stark, nämlich:

Die Armee des Vizekönigs Eugen von Italien mit der Gardedivision Roguet, V. Armeekorps Lauriston, XI. Armeekorps Macdonald, Division Durutte, I. Kavalleriekorps Latour-Maubourg . . . . 49 215 Mann mit 121 Geschützen.

Unmittelbar unter dem Kaiser die Garde (ausschl. Division Roguet) Mortier, III. Armeekorps Ney, VI. Marmont, IV. Bertrand (einschließlich einer italienischen Division) 99 395 Mann mit 215 Geschützen.

Das sind ohne die nachrückenden Truppen — Württemberger und das XII. Armeekorps Oudinot — rund 149 000 Mann mit 336 Geschützen.



Skizze 7. **Die Kriegslage in Sachsen den 25. April 1813 abends.**

Die bei Baireuth stehenden Bayern sind hier ebensowenig in Rechnung gezogen wie die einander an der Elbe gegenüberstehenden Truppen einschließlich Bülow, der von Köthen in der Richtung auf Halle vorrückte.

Österreich u. Sachsen. Es war noch nicht gelungen, Österreich, obwohl es sich von Frankreich getrennt hatte, zum Beitritt zum Bündnis zu vermögen, und hinter einem Vertrage mit Österreich verschanzte sich Sachsen, um nicht Farbe zu bekennen. Seine Truppen befanden sich in Torgau, und der in Prag befindliche König hatte befohlen, diese Festung „sowohl gegen die Verbündeten, als gegen die Franzosen zu halten". Um so wichtiger war eine Versammlung aller Kräfte der Verbündeten, um wenigstens an einem Punkte die Überlegenheit zu haben. Dazu hätte es in erster Linie einer zweifelsfreien Regelung des Oberbefehls bedurft. Kutusows zunehmende Krankheit, der er am 28. April erliegen sollte, bot hierzu die Gelegenheit. Wittgenstein erschien als Angehöriger einer deutschen Dynastenfamilie hierfür besonders geeignet und galt längst für seinen Nachfolger. Die volle Befähigung für eine so verantwortliche Stelle hatte er nicht, und zunächst stand ihm — abgesehen von seiner eigenen Armeeabteilung — nur die Verfügung über die Truppen des jüngeren Wintzingerode zu. Der ältere Blücher, der nie eine Verantwortung scheute, aber niemals seine Person über die Sache stellte, würdigte den hohen Wert der Einheit des Kommandos und bot in großherziger Entsagung Wittgenstein an, seinem Befehl zu folgen. Die russische Hauptarmee und das Korps Miloradowitsch blieben indessen mit Rücksicht auf das höhere Dienstalter ihrer Befehlshaber dem kaiserlichen Hauptquartier unterstellt, eine ebenso zarte wie schädliche Rücksicht, die Blücher gegenüber nicht für nötig gehalten wurde. Wittgensteins Aufgabe blieb also beschränkt und unklar. Es hätte ganz besonderer Energie bedurft, um trotzdem etwas zu leisten, und die besaß Wittgenstein trotz mancher trefflicher Eigenschaften nicht. Auch sein Stabschef d'Auvray war nicht imstande zu ergänzen, was jenem fehlte; infolgedessen trat der jugendliche Generalquartiermeister Diebitsch mehr in den Vordergrund. Der ganze Zustand aber legte mehr denn je die Armeeführung in die Hände des Zaren, der kein Feldherr war. Sein Stabschef Fürst Wolkonsky war militärisch nur gering befähigt und hat sich nie über den Standpunkt eines gewissenhaften Kanzleichefs erhoben. Dadurch gewann auch an dieser höchsten leitenden Stelle ein dem Range nach zweiter Berater, der Generalquartiermeister v. Toll, den maßgebenden Einfluß.

Neue Regelung des Oberbefehls.

Toll bestand konsequent — im Namen des Kaisers — auf einer Versammlung bei Altenburg. Kennzeichnend für die Unklarheit des Befehlsverhältnisses war es, daß hierfür weder ein Befehl noch eine Direktive gegeben wurde, sondern daß Toll zu Wittgenstein und Blücher reisen mußte, um sie von der Notwendigkeit der Wahl dieses Versammlungspunktes zu überzeugen. Wittgenstein und Diebitsch aber waren für eine Versammlung zwischen Leipzig und Wurzen, weil sie auf die Sicherung der weiteren Rüstungen in Preußen besonderen Wert legten. Wittgenstein faßte den in einem für den 27. April bestimmten Befehl ausgesprochenen Entschluß, in Verbindung mit Blücher und Wintzingerode Napoleon, falls dieser seinen Vormarsch von Naumburg über Weißenfels fortsetzen sollte, bei Leipzig eine Schlacht anzubieten, also, ohne die Hauptarmee abzuwarten, und entgegen der Ansicht des Kaisers. Zu kühn war diese Absicht nicht; man muß immer im Auge behalten, daß Napoleon nach der Zertrümmerung der großen Armee in Rußland nur über ein neuformiertes Rekrutenheer verfügte, dessen Truppen, abgesehen von einzelnen Formationen, mit denjenigen, mit denen er die Welt erobert hatte, nicht verglichen werden konnten. Im Falle des Verlustes der Schlacht wollte Wittgenstein nach der oberen Elbe zurückgehen, während Bülow die vor Magdeburg und Wittenberg stehenden Truppen zum Schutze Berlins zusammenziehen sollte. Man ist versucht, bei dieser ausgesprochenen Fürsorge für Preußen, der gegenüber sogar die allgemeinen operativen Rücksichten in den Hintergrund traten, an einen von preußischer Seite geübten Einfluß zu denken. Nichts weist indessen auf eine Einwirkung des Königs hin, der, um nicht die Kreise des Kaisers zu stören, sich in dieser Zeit gänzlich zurückgehalten zu haben scheint, und Scharnhorst hatte zwar in seiner erwähnten Denkschrift „über die nächsten Operationen" gleichfalls den Fall einer Schlacht „in den Ebenen von Leipzig" ins Auge gefaßt, indessen doch nur im Sinne einer Offensive gegen die damals noch isolierte Armee des Vizekönigs Eugen. Gneisenau hatte den Plan Scharnhorsts am 25. April in einem Briefe an Hardenberg als „wirklich genial" bezeichnet; er wußte aber, daß er in der Praxis nicht in Frage kommen würde, und daher konnte er in demselben Schriftstück sagen:

Versammlungspunkt.

Geplante Schlacht.

„Ich denke, wir sind am Vorabend großer Begebenheiten, und da wird Tapferkeit entscheiden, wo die Intelligenz mangelt."

An demselben Tage traf Napoleon in Erfurt ein. Diese Nachricht erreichte das Hauptquartier in Dresden am 27., gerade als Toll von Wittgenstein und Blücher zurückkehrte. Tags vorher hatte

Tolls Eingreifen.

er in Altenburg die Hauptarmee zum Vorgehen zu bewegen versucht, da die Nachrichten über das Heranrücken Napoleons mit seiner ganzen Macht keinen Zweifel mehr ließen. Er fand seinen Kaiser in Dresden nicht vor, der ganz vergessen zu haben schien, daß er den Oberbefehl führte und für gut fand, seine Schwester, die Großfürstin Katharina, in Teplitz zu besuchen, — sehr kennzeichnend für seine Unberechenbarkeit. Toll sandte Eilboten zu ihm, zögerte indessen nicht, selbständig Befehle auszufertigen, die der unselbständige und zurzeit kranke Wolkonsky unterschreiben mußte; die Hauptarmee sollte am 28. von Dresden aufbrechen und in drei Märschen am 30. die Gegend von Altenburg erreichen. Gleichzeitig erließ Wittgenstein eine überaus lange Instruktion an seine Korpsführer, in der er zwar verschiedene Fälle erörterte, aber doch dabei blieb, sich Napoleon zwischen Leipzig und Wurzen vorzulegen.

Instruktion Wittgensteins.

Lage am 28. April.

Alle Bewegungen der Heeresteile erfolgten langsam, die Unentschlossenheit der obersten Leitung war unverkennbar. Man gab sich aber doch den Anschein des festen Willens zum Entscheidungskampfe, und in einem wahrscheinlich von Boyen verfaßten Briefe Wolkonskys an Scharnhorst, vom 28. April abends, sagt der russische Generalstabschef, es solle ihn freuen, wenn der Feind nach der Wiedervereinigung der Armeen eine Gelegenheit zur Schlacht böte. Napoleon war in der Tat zur Offensive bereit, aber die verbündete Armee befand sich noch in einer Breitenausdehnung von etwa 110 Kilometern (ohne das Korps Bülow mitzurechnen), von Halle über Merseburg, Lützen und Altenburg bis Chemnitz; die Tiefe betrug etwa drei Tagemärsche. Auf dem rechten Flügel der Verbündeten kam es an demselben Tage bereits zu unmittelbarer Berührung, und Kleist schlug bei Halle einen Angriff des Korps Lauriston ab. Einen bezeichnenden Gegensatz zu dieser Verzettelung und Unentschlossenheit bilden Napoleons an diesem Tage gegebene Befehle, die alle auf Versammlung hinauslaufen. An Eugen ließ er am 28. April schreiben:

„Es drängt mich zu hören, daß Sie in Merseburg sind und daß die Vereinigung erfolgt ist. Sie wissen, daß es mein Grundsatz ist, in Masse zu debouchieren; in Masse will ich daher die Saale mit 300 000 Mann überschreiten."

Und an Ney:

„Ich glaube, Leipzig ist der Punkt, den wir zuerst erreichen müssen. Der Vizekönig könnte aus Merseburg debouchieren. ... Die Hauptsache ist in diesem Augenblick die Vereinigung."

Blücher.

Die Frage des Oberbefehls wurde den Monarchen in dieser

Lage doch bedenklich, und das Ergebnis war, daß der entsagende König auch dem kühnsten seiner Paladine Entsagung zumutete. Am 28. April, noch bevor man des Oberfeldherrn Tod erfahren hatte, schrieb Knesebeck an Scharnhorst: „Der König [es ist das erste Mal, daß Knesebeck einen Auftrag von ihm an Scharnhorst ausrichtet] wird, um die durch Kutusows Krankheit erschütterte Einheit des Kommandos zum wenigsten vorn zu ersetzen, Blücher auffordern, sein schon an Graf Wittgenstein getanes Anerbieten, unter seinen Befehlen zu stehen, an ihn zu wiederholen." Blüchers prächtige Antwort gehört hierher, um zu zeigen, über wie edle Kräfte der König verfügte, wenn er sie nur gebrauchen wollte:

„Ew. Kgl. Majestät geruhen mir in einer Ihrer Allerhöchsten Kabinettsordres vom gestrigen Dato ein Zeugnis zu geben, welches meinem Herzen ewig teuer sein wird. Den Grundsatz, alle persönlichen Rücksichten dem Interesse Ew. Kgl. Majestät, dem Vaterlande und dem allgemeinen Wohl in dem gegenwärtigen Augenblick aufzuopfern, habe ich schon, als Ew. Kgl. Majestät den Kampf beschlossen, den wir jetzt beginnen, laut ausgesprochen, und meine Handlungen sollen beweisen, daß ich diesem, mir heiligen Grundsatze treu bleibe. Ich habe daher dem General Grafen v. Wittgenstein unter heutigem Dato die Versicherung wiederholt, daß ich mich seinen Anordnungen unterwerfe und sie pünktlich befolgen würde. Geruhen Ew. Kgl. Majestät darin nur einen schwachen Beweis der Gesinnungen treuster Anhänglichkeit und tiefster Ehrfurcht zu finden, mit welcher ich ersterbe

Ew. Kgl. Majestät

alleruntertänigster treu gehorsamster
G. v. Blücher."

H.-Q. Altenburg, den 29. April 1813.

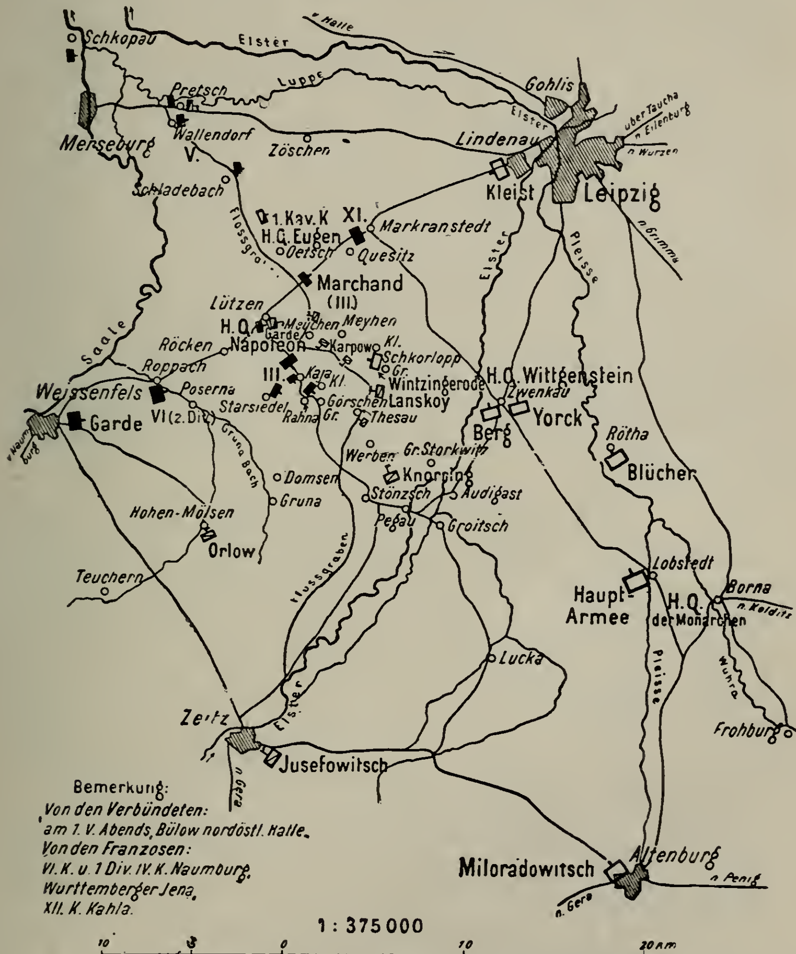
Am 29. April mußte die von Wintzingerode vorgeschobene Kavallerie Lanskoys bei Weißenfels vor Ney zurückweichen, und ein Detachement unter Major v. Lobenthal vom Yorckschen Korps wurde nach tapferem Kampfe von Macdonald aus Merseburg verdrängt. Kleist räumte auf die Nachricht hiervon freiwillig Halle und zog sich in der Nacht zum 30. nach Schkeuditz auf Yorck zurück. Wintzingerode war für diesen Tag eine gewaltsame Erkundung aufgegeben worden; infolge seiner Untätigkeit blieb sie ergebnislos. Wittgenstein erlangte keine Klarheit über die Lage und vermochte sich zu nichts weiter zu entschließen, als Blücher, der bereits im Einverständnis mit Toll die Versammlung seines Korps bei Altenburg angeordnet hatte, nach Borna zu dirigieren. 29. April.

So durchkreuzte er Tolls Pläne, die der Zar zu den seinigen gemacht hatte. Anstatt nun sich zu dem widerspenstigen Wittgenstein zu begeben, hielt Toll sich bei dem im Interesse der großen Sache stets gehorsamen Blücher auf, vielleicht, um mit Scharnhorst, als Vertreter der preußischen Auffassung, in dauernder Verbindung zu sein. Währenddem traf auch Kaiser Alexander wieder bei der Armee ein; sein Hauptquartier fand er bei einem Teile der „Hauptarmee“ in Geringswalde. Der König von Preußen, der am 24. mit dem Zaren in Dresden eingetroffen war, war so von Mißtrauen in den Ernst der Operationen erfüllt, daß er sich anfangs sträubte, zur Armee zu gehen. Hardenberg verzeichnet am 29. April in seinem Tagebuche: „Pourparler mit dem König, der nicht zur Armee wollte, nicht traute.“ Er reiste aber doch ab und zwar zuerst nach Penig. Auf dem Gedanken der Versammlung bei Altenburg beharrend, sandte der Zar Wolkonsky zu Wittgenstein nach Gohlis bei Leipzig. Obwohl es für diese Versammlung nun zu spät war, wurde doch wenigstens eine Schlacht nicht rückwärts von Leipzig, sondern vorwärts in der Gegend von Lützen in Aussicht genommen. Wintzingerode sollte den Feind am Floßgraben beschäftigen und die Armee sich zwischen Borna und Leipzig bereitstellen, die „Hauptarmee“ aber heranrücken.

30. April. Verpflegungsschwierigkeiten verzögerten den Vormarsch der französischen Armee, was der verspäteten Versammlung der Verbündeten zugute kam. Während Kleist in Leipzig blieb und Wintzingerode am Floßgraben stand, mit darüber vorgeschobener Kavallerie, erreichten Yorck und Berg am 30. April Zwenkau, wo Wittgenstein sein Hauptquartier nahm, Blücher Borna, die „Hauptarmee“ mit dem Hauptquartier der Monarchen die Gegend von Frohburg, Miloradowitsch die von Penig mit gegen Zeitz und Gera vorgeschobenen Abteilungen. Den 30. April abends reiste Wittgenstein zu seinem Kaiser, um ihm seinen Schlachtplan vorzulegen.

An demselben Tage berichtete Scharnhorst aus Altenburg dem Könige über die Lage: „Ew. Königliche Majestät werden aus alledem zu entnehmen geruhen, daß der Augenblick der Schlacht nahe ist, sowie auch die Umstände, unter welchen sie vermutlich geliefert werden wird, worüber wir indessen die Ideen des Grafen Wittgenstein noch nicht genau kennen.“ Scharnhorst selbst war für einen Angriff, wenn der Feind auf Leipzig ginge, womöglich für eine Aufstellung bei Brandis, — Angriff aber auf jeden Fall, wohin Napoleon auch gehe, dazu Beobachtung mit Kavallerie und Artillerie. Die Offensive für alle Fälle konnte nicht schärfer betont werden.

Der König traf am Abend des 30. in Penig ein, fand dort „die ganze Armee in Bewegung“ und entschloß sich, dort zu bleiben, um nähere Nachrichten von Blücher abzuwarten, während das Hauptquartier nach Borna ging. Am 1. Mai schloß sich der König diesem wieder an und siedelte mit ihm nach Rötha über. 1. Mai.



Skizze 8. **Der Abend vor der Schlacht von Groß-Görschen.**

An diesem Tage setzte Napoleon den Marsch auf Leipzig fort, Eugen hatte Anweisung, mit seiner Armee über Merseburg vorzugehen und sich in der Richtung auf Schladebach auszudehnen; wenn er Kanonendonner bei Lützen höre, solle er gegen die rechte Flanke

des Feindes marschieren. Napoleon blieb bei Ney und ließ dessen Korps in Erwartung einer Schlacht in großer Breite in die Ebene von Lützen heraustreten, während Marmont ihn nötigenfalls unterstützen, Mortier auf Weißenfels rücken sollte. Lanskoys von Wintzingerode an den Höhenrand des Abschnitts von Rippach vorgeschobene Kavallerie mußte vor Ney zurückweichen; Wintzingerode zog sich darauf mit seiner gesamten Kavallerie hinter den Floßgraben auf seine Infanterie zurück. Am Abend hatte Napoleon die Garde, das III. und XI. Armeekorps, den größten Teil des V. und VI. und des 1. Kavalleriekorps zwischen Markranstedt, Groß-Görschen, Rippach, der Saale und der Luppe um Lützen vereint — rund 116 500 Mann mit 288 Geschützen; außerdem konnten noch 3½ Divisionen zur Mitwirkung herangezogen werden. Auf seiten der Verbündeten hatte Bülow sich Halle genähert, Kleist war bei Lindenau westlich von Leipzig stehen geblieben, Yorck und Berg bei Zwenkau, Wintzingerode vor ihnen war noch etwas weiter zurückgegangen, Blücher hatte Rötha erreicht, die russische „Hauptarmee" Borna und Miloradowitsch stand bei Altenburg; auf seine Mitwirkung hatte der Zar verzichtet; unzeitige persönliche Rücksicht wurde der naheliegendsten Erwägung, so stark als möglich zu sein, vorangestellt.

b) Die Schlacht bei Groß-Görschen.

Befehle Wittgensteins für die Schlacht.

Die Nachrichten vom Zurückdrängen Wintzingerodes bei Lützen ließen Wittgenstein den Entschluß fassen, am folgenden Tage „mit Tagesanbruch" den Feind anzugreifen. Um 5 Uhr nachmittags wurde Blücher hiervon benachrichtigt und angewiesen, sofort von Rötha nach Pegau aufzubrechen, wo er die „Ordre de bataille zum morgenden Angriff vorfinden" werde; 9 Uhr abends gab Blücher den Befehl an sein Korps aus. Yorck und Berg hatten ursprünglich bei Zwenkau, wo sie standen, die Elster überschreiten sollen, demnächst aber, als man erfuhr, daß Wintzingerode weiter, als man angenommen hatte, nämlich bis Schkorlopp, zurückgegangen sei, wurden auch sie auf Pegau in Marsch gesetzt.

Der 11½ Uhr abends im Hauptquartier Zwenkau ausgegebene, von Diebitsch unterschriebene sehr lange Befehl enthielt nähere Anordnungen, aber nicht das geringste, um das drohende Kreuzen der Korps Blücher einerseits und Yorck und Berg anderseits zu vermeiden. Alle waren auf Pegau und Storkwitz in je zwei Kolonnen dirigiert und sollten um 5 Uhr morgens dort sein, die beiden letztgenannten Korps hinter Blücher, dem sich die russische schwere Artillerie an-

zuschließen hatte. Die Kolonne Blüchers war angewiesen, eine Stunde später jenseits des Floßgrabens zu stehen. Wintzingerode hatte den Auftrag, unter Zurücklassung eines Detachements am Feinde mit der Rückzugsrichtung auf Zwenkau, alle Übergänge zwischen diesem Orte und Leipzig zu zerstören. und um 6 Uhr morgens nebst der preußischen Reservekavallerie bei Werben versammelt zu stehen und Blüchers Marsch zu decken. Die Hauptarmee sollte sich um 7 Uhr als Reserve bei Pegau und Storkwitz aufstellen. Anstatt nun das Weitere von der Lage abhängig zu machen, enthielt der Befehl noch eingehende Anweisungen für das auf besondere Anordnung Blüchers zu beginnende Vorrücken, durch das im Linksziehen baldmöglichst der Grunabach gewonnen werden sollte. Kleist erhielt Befehl, erst einzugreifen, wenn er starkes Feuern hören werde, selbst von überlegenen Kräften gedrängt, indessen auf Wurzen abzuziehen und die Straße nach Dresden nach Möglichkeit zu verteidigen. Miloradowitsch sollte nach Zeitz vorrücken. „Der Hauptgrund aller Bewegungen muß sein, des Feindes rechte Flanke zu gewinnen, und deswegen müssen die Truppen durchaus sich alle links halten und zum Pivot, bis es nicht anders befohlen wird, das Dorf Stönzsch behalten."

Den 2. Mai früh 6 Uhr stand Wintzingerode befohlenermaßen bei Werben unter Abzweigung einer Brigade nach Zwenkau und eines Bataillons nach Pegau zur Deckung der dortigen Elsterübergänge. Blücher war den Abend vorher um 10 Uhr in zwei Kolonnen aufgebrochen. Obwohl nur etwa 15 Kilometer Weges zurückzulegen waren, traf die Spitze der rechten Kolonne infolge nicht völlig aufgeklärter Ursachen erst 5 Uhr morgens in Audigast ein. Dadurch entstand eine Kreuzung mit den Korps Yorck und Berg, die sich bei der linken Kolonne wiederholte. *2. Mai.* *Kreuzung der Kolonnen.*

Die Monarchen hatten um 2 Uhr nachts Borna verlassen und waren 4½ Uhr früh im neuen Hauptquartier Groitsch eingetroffen, von wo sie nach Pegau geritten waren, um die Truppen vorbeimarschieren zu sehen; sie trafen noch einen Teil der Reservekavallerie Blüchers an. Als gleich darauf Wittgenstein, der sich dem Korps Yorck angeschlossen hatte, und bald auch letzterer selbst erschien, äußerten sich Kaiser und König in sehr verschiedener, für sie charakteristischer Weise. Der Empfang seitens des ersteren war verbindlich und schmeichelhaft, der König aber entledigte sich Yorck gegenüber seines seit lange aufgesammelten Ärgers. Yorck war ihm seit Tauroggen unsympathisch geblieben, und nun hatte dieser den höchst unglücklich gewählten Augenblick einer schwerwiegenden Unordnung und einer bevorstehenden Ent- *Die Monarchen.*

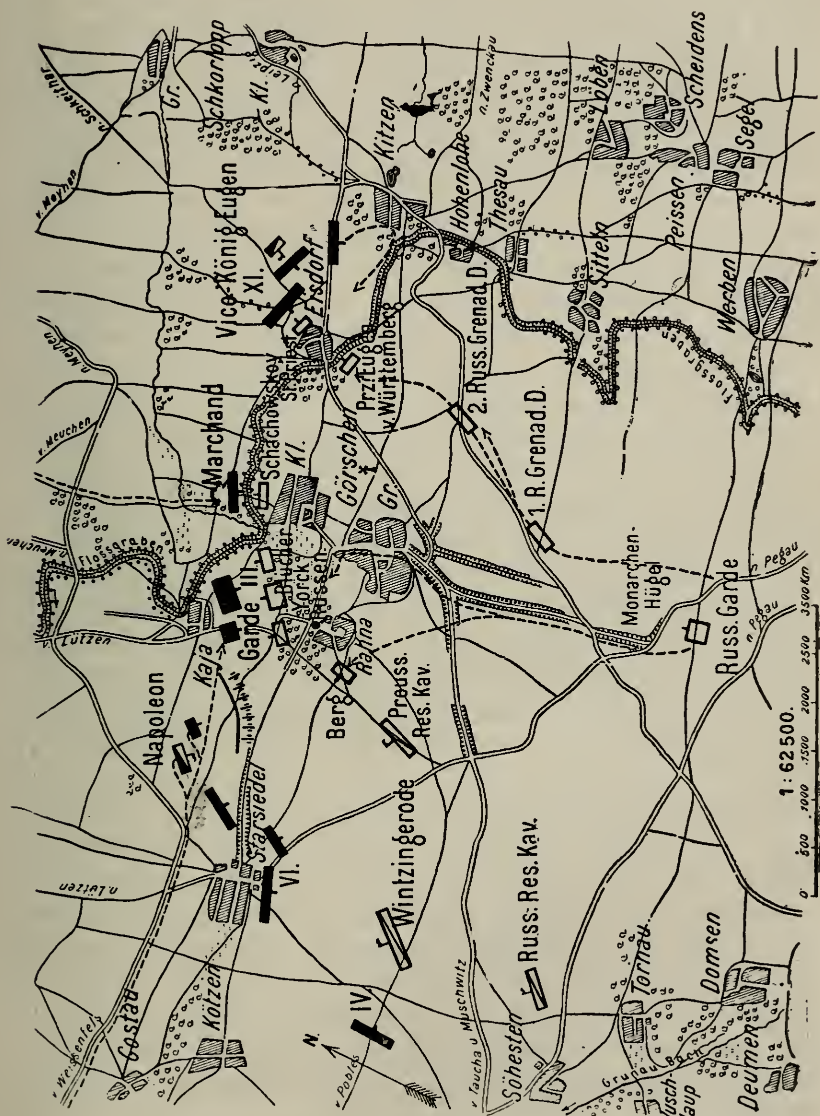
scheidung benutzt, um sich bei seinem Souverän über die geringe Zahl der seinem Korps überwiesenen Eisernen Kreuze zu beklagen. Yorck hatte demonstrativ das ihm verliehene Eiserne Kreuz nicht angelegt und dadurch den ersten Anlaß zu der Szene gegeben. Der König wurde sehr ungnädig, und alle gerechtfertigte Mißstimmung, die seit lange die russischen Rücksichtslosigkeiten in ihm erregt hatten, der er aber der guten Sache wegen äußerlich Herr geworden war, entlud sich nun gegen seine daran unschuldigen Untergebenen, auch gegen den gar nicht anwesenden Scharnhorst, dessen Maßnahmen er jene Kreuzung schuld gab. Der innere Grund lag, wie aus einer späteren Unterredung mit Gneisenau hervorgeht, anscheinend in der Meinung des Königs, daß Scharnhorst bei Beginn des Feldzuges seinen Anweisungen entgegengehandelt hatte. Auch soll nach Boyens Erzählung Knesebeck des Königs Erregung noch gesteigert haben. Friedrich Wilhelm war in diesem Falle ungerecht, daß aber eine so schwere und gefährliche Unordnung im Anmarsch ihn aufbrachte und zornig werden ließ, war menschlich und wäre wohl auch glücklicher angelegten Naturen, als die seinige es war, begegnet. Wenn gleichzeitig Alexander dem wahren Urheber der Verwirrung, Wittgenstein, nun die Gnadensonne strahlen ließ, so hat ihn möglicherweise die richtige Absicht geleitet, den Feldherrn vor der Schlacht nicht befangen zu machen, nachdem der Fehler einmal begangen war. Indessen wäre es wohl noch möglich gewesen, den Zeitverlust einzuschränken, wenn man eine Neuordnung der Truppeneinteilung nach Maßgabe der tatsächlich entstandenen Reihenfolge hätte eintreten lassen. Es sollte aber alles nach der einmal gegebenen Disposition geschehen und zunächst ein regelrechter Aufmarsch vollzogen werden. Die Folge war eine Verspätung von mehr als vier Stunden. Bald nach 10 Uhr waren die drei Korps in der Front Werben-Domsen, durch einen flachen Höhenrücken der Sicht entzogen, aufmarschiert, nur die Brigade Röder (vom Korps Blücher) war noch im Anmarsch. Auch die rechtzeitig in Groitsch eingetroffene Hauptarmee konnte nun erst um 10 Uhr den Übergang über die Elster bei Pegau beginnen.

Aufmarsch der Verbündeten.

Aufklärung.

Die Disposition für die Schlacht hatte ohne genügende Kenntnis vom Gegner vielerlei vorzeitig angeordnet und die Marschrichtung über Starsiedel auf Röcken gegeben. Aber man versäumte das Notwendigste, die Ausnutzung der dem Gegner weit überlegenen Kavallerie zur Aufklärung. Wintzingerode, der in erster Linie dazu berufen war, blieb völlig untätig. Die Luft war klar und das Gelände eben und übersichtlich und doch wußte man vom Feinde, den man angreifen wollte,

noch nichts, als daß große Staubwolken auf der Straße von Weißenfels nach Lützen gesehen worden waren, wie sich später herausstellte,



Skizze 9. **Die Schlacht bei Groß-Görschen am 2. Mai 1813.**

von Teilen der französischen Garde und des VI. Korps herrührend, die in der Frühe von Weißenfels nach Lützen bzw. von Naumburg

nach Rippach marschiert waren. Endlich gegen 9 Uhr morgens erhielt das preußische Regiment Gardedukorps den Befehl, „eine Eskadron als Avantgarde vorzuschicken", — eine einzige Eskadron, obwohl man bereits über 11 960 Mann einschließlich 2300 Kosaken auf dem Schlachtfelde verfügte! Man wird unwillkürlich an die Vorgänge am Tage vor der Schlacht von Auerstedt erinnert. Daß gerade das Regiment Gardedukorps es war, das den Auftrag erhielt, läßt darauf schließen, daß auch dem Könige die Erinnerung von Auerstedt wieder lebendig wurde und daß er es war, der hier eingriff, — in so bescheidenem Maße, weil er des Oberfeldherrn Dispositionen nicht stören wollte. Darum beschränkte er sich auf seine Haustruppe. Es war die Leibeskadron unter Rittmeister v. Zollikofer, die vorgesandt wurde. Dem den Vortrupp bildenden Zuge des Leutnants v. Meerheimb schloß sich Major v. Grolmann vom Generalstabe der preußischen Reservekavallerie an und bestimmte die Marschrichtung. „Die Avantgarde passierte den Floßgraben", so heißt es im Tagebuch des Regiments, „und das Dorf Stönzsch und sandte Patrouillen nach Gruna und Domsen, in denen einzelne Feinde waren, und marschierte bei Werben vorbei bis auf die Höhe jenseits dieses Dorfes nach Görschen, von wo man die französische Armee in Kolonnen auf der großen Straße über Lützen nach Leipzig zu marschieren sehen konnte. Bei den Dörfern Rahna, Groß- und Klein-Görschen waren Kolonnen aufgestellt, wahrscheinlich die Arrieregarde, um den Marsch der Armee zu decken. Nach einer Meldung, die der Leutnant v. Meerheimb an den Oberst v. Dolffs gemacht hatte, kamen der General Graf Wittgenstein, der en Chef kommandierte, und mit ihm viele Generale vor. Die Leibeskadron erhielt Befehl, in das Regiment einzurücken." Als Grolmann das Anrücken bedeutender feindlicher Kräfte von Weißenfels über Poserna auf Starsiedel festgestellt hatte, schlug er vor, mit der Kavallerie über dieses Dorf vorzugehen, um den Feind aufzuhalten und in der Ebene mit Vorteil anzugreifen. Dieser Gedanke kam nicht zur Ausführung. Auf der später „Monarchenhügel" genannten Erhebung standen Kosaken und dahin begab sich Wittgenstein. Er fand hier den Oberstleutnant v. Müffling, der allein gegen Groß-Görschen vorgeritten war und dort etwa 2000 Franzosen im Biwak gesehen hatte.

Entschluß zum Angriff auf das Dörferviereck.

Wittgenstein gab nun den Gedanken des weiteren Vorgehens gegen die Straße Rippach-Lützen vorläufig auf und beschloß den Angriff auf das Dörferviereck Groß- und Klein-Görschen, Rahna und Kaja, das er nur von der Arrieregarde eines bei Lützen stehenden

Gegners besetzt wähnte. Zu diesem Zweck wurde zunächst eine Rechtsschwenkung ausgeführt, die bald nach 11 Uhr vollendet war; man hörte währenddem lebhaften Kanonendonner von Leipzig her. Im ersten Treffen stand das Korps Blücher, das schon über 13 Stunden unterwegs war und allein den Angriff auf den als schwach eingeschätzten Gegner ausführen sollte, im zweiten Treffen Berg und Röder, im dritten die Infanterie Wintzingerodes. Die Hauptarmee, die die Reserve hinter der Mitte zu bilden bestimmt war, war noch im Marsch durch Pegau.

Die Monarchen. Blick vom Monarchenhügel.

Die Monarchen fetteten sich an Wittgenstein und hielten mit ihm auf der nach ihnen benannten niedrigen Erhöhung. Das Gesichtsfeld von dort wird im Osten durch die Baumreihen am tief eingeschnittenen Floßgraben, nach Westen durch die das rechte Ufer des Grunabaches begleitende Geländewelle begrenzt, während man nach Norden eine weite Ebene mit Feldern übersieht. Der Rand von Groß-Görschen ist infolge der davor befindlichen Bäume und Büsche, die sich auch bis Rahna hinziehen, nicht zu erkennen. In das Innere des Dörferviereck fehlt jeder Einblick. Vielfach finden sich Hohlwege.

Befehlsführung.

Wittgensteins Stellung als Oberbefehlshaber war eine ungemein schwierige. Die bevorstehende Schlacht schien alle befehlslustigen Kräfte entfesselt zu haben und, wie Droysen berichtet, „kommandierte niemand oder vielmehr jedermann: der Kaiser, d'Auvray, Diebitsch, Blücher, Scharnhorst, ja selbst die Generaladjutanten des Kaisers, am allerwenigsten aber Wittgenstein, der gar nicht einmal recht wußte, wie die Brigaden und Regimenter standen". Nur König Friedrich Wilhelm hielt sich zurück, obwohl vielleicht für ihn die Versuchung die größte war, da zunächst seine Preußen allein die Arbeit tun sollten. Er aber überwand sich, er war sogar der einzige, der den beiseite geschobenen Oberfeldherrn zu stützen suchte; denn er erlaubte seinen Flügeladjutanten, den Majoren Graf Henckel und v. Natzmer auf ihre Bitte, für diesen Tag bei Wittgenstein Adjutantendienste zu leisten.

Beginn des Angriffs.

Als die vordere Linie der Verbündeten gegen 11¾ Uhr vormittags bis auf etwa 1200 m an Groß-Görschen heran war, ließ Wittgenstein 20 Geschütze bis 650 m an das Dorf vorgehen und ihr Feuer eröffnen; die dagegen erst nach einiger Zeit auftretenden 12 französischen Geschütze wurden zum Schweigen gebracht. Dann wurde die Brigade Klüx allein zum Angriff vorgeschickt. Über Groß-Görschen hinaus vordringend, stieß sie auf in einem Graben eingenistete stärkere Kräfte und mußte in das Dorf zurückgehen, das sie nun gegenüber einem

mit mehr als doppelter Übermacht erfolgenden Gegenangriff behauptete. Blücher setzte dann die Brigade Zieten ein, die sich Klein-Görschens bemächtigte. Die französische Division Souham (vom Korps Ney), die sich bisher noch allein im Dörferviereck befand, wich nach Kaja zurück, nachdem Klüx auch in Rahna eingedrungen war. Gleichzeitig gegen 1 Uhr nachmittags traf von Starsiedel die Division Girard, gleichfalls vom Korps Ney, bei Kaja ein. Der Marschall selbst erschien mit zwei weiteren Divisionen auf dem Schlachtfelde und eroberte Kaja und Rahna wieder. Um diese Dörfer erneut zu nehmen, setzte Blücher auch seine Brigade Röder (bei der sich die Garde befand), von überlegenem Artilleriefeuer unterstützt, ein; um 2 Uhr war sie im Besitz beider Dörfer. Die vereinzelte Verwendung der Brigaden ging unmittelbar von Wittgenstein aus. Er tat nichts, um der von Starsiedel her drohenden, längst von der preußischen Reservekavallerie gemeldeten Gefahr entgegenzutreten; er inhibierte sogar die bereits eingeleitete Vorbewegung des Korps Berg dorthin. Wintzingerode war völlig untätig und beschränkte sich trotz der Masse seiner Kavallerie und trotz seiner zum Eingreifen so geeigneten Aufstellung auf das Feuer seiner Artillerie. Wolkonsky aber setzte den Leistungen der russischen Generale an diesem Tage die Krone auf, indem er der nach 2 Uhr noch über 4 km vom Schlachtfelde entfernten Infanterie der „Hauptarmee" sagen ließ, sie brauche mit dem Vorrücken nicht zu eilen, „da das Treffen sich sehr günstig gestalte". Da es sich um die Garde und das Grenadierkorps handelte, die der Zar nicht den Gefahren einer Schlacht auszusetzen liebte, so darf dieser zum mindesten als der moralische Urheber dieser Maßregel angesehen werden; Wolkonsky hat niemals eigene Gedanken kundgegeben.

Kampf um die Dörfer.

Mangelhafte Leistungen der russischen Generale.

Eintreffen Napoleons.

Das Eintreffen Napoleons bei Kaja — er hatte mit sicherem Blick diesen Ort als den Brennpunkt erkannt — gab der Schlacht eine neue Wendung. Er hatte zwar einen feindlichen Angriff erst am 3. Mai erwartet, aber doch rechtzeitig alle Maßregeln gegen einen solchen getroffen. Das Korps Lauriston war mit dem Angriff auf den bei Leipzig verbliebenen Teil seiner Feinde — Korps Kleist — betraut. Der Vizekönig Eugen sollte mit dem Rest seiner Armee zur Unterstützung bereit sein. Napoleon beobachtete selbst das dortige Gefecht, eilte aber auf den von Groß-Görschen herüberschallenden Kanonendonner nach diesem Schlachtfelde und ließ auch die Armee Eugens, ausschließlich zweier im Gefecht vor Leipzig befindlicher Divisionen, dorthin abmarschieren. Ney ließ er nicht unmittelbar unterstützen, weil er die Gefahr des Anhäufens von Truppen in dem unübersicht-

lichen Gelände jener Ortsgruppe sofort erkannte. Marmont mußte sich von Starsiedel aus auf Neys rechtem Flügel entwickeln, Bertrand wurde von Taucha her gegen den linken Flügel der Verbündeten angesetzt und die Garden wurden als Reserven hinter den linken Flügel Neys herangezogen.

Kaja wurde erneut von den Franzosen angegriffen und ging trotz tapferster Verteidigung durch die Gardefüsiliere (Füsilierbataillon des jetzigen 1. Garderegiments z. F.) verloren. Henckel berichtet: Der König in Kaja.

„Die preußischen Garden unter General v. Röder, wobei auch Ihre Königliche Hoheit der Kronprinz und der Prinz Friedrich von Preußen zugegen waren, fochten hartnäckig um den Besitz der Dörfer Groß- und Klein-Görschen und Kaja. Als ich am linken Flügel nach dem Monarchenhügel wieder zurückkam, befahl der König ebenfalls vorzureiten; wir ritten nach Kaja, welches der Major v. Block mit den Gardefüsilieren verteidigte. Der König ritt einen weißen Araber. Major v. Block meldete dem Könige, daß, da für den Augenblick keine Reserve da und das ganze Bataillon als Tirailleurs im Dorfe zerstreut sei, er sogleich wieder herausgeworfen würde. Wir ritten nun nach dem jenseitigen Ende des Dorfes und sahen die französischen Kolonnen im Sturmschritt auf das Dorf zukommen. Der König drehte erst um, als wir höchstens 80 Schritt von ihnen entfernt waren, und ritt im Schritt zurück zu den Brandenburgischen Husaren. Das Dorf wurde vom Feinde genommen und wiedergewonnen. Der König, die weitere Stellung bereitend, kehrte nach dem vorigen Hügel zurück [nach Plotho erst 9 Uhr abends] und befahl dem Flügeladjutanten Grafen Stolberg und mir, sowohl den Kronprinzen, als den Prinzen Friedrich aus dem Gefecht zu rufen, indem sein väterliches Herz doch für seinen Erstgeborenen fürchten mochte. Er sprach jedoch ganz gelassen: »Holen Sie sie einmal zu mir, sie sind genug im Feuer gewesen.«"

Diesen Bericht ergänzt die Erzählung eines anderen Augenzeugen, des damaligen Oberst v. Boyen, die um so mehr Beachtung verdient, als Boyen sich dem Könige gegenüber im allgemeinen als sehr kritisch erweist. Er rühmt sein kaltes Blut „und jene kriegerische Haltung, die ihn wirklich auszeichnet, man sah, daß er durch das Preisgeben seiner Person den Truppen ein Beispiel geben wolle. . . . Als unsere Leute sich so heldenmäßig in den Dörfern schlugen, ließ er, fortgerissen von innerer Empfindung, die Zügel fallen, rieb sich die Hände und sagte: »Nun mag es in Gottes Namen werden, wie es will, ein Auerstedt wird es nicht« und wirklich schien es, als wenn von diesem Tage ab

der König mit etwas weniger Besorgnis in die Zukunft blickte". Als der König dann nach dem linken Flügel ritt, befahl er Boyen, halten zu bleiben, alle Meldungen in Empfang zu nehmen und in dringenden Fällen die nötigen Anordnungen zu treffen. Auch das ist höchst bezeichnend: Boyen stand damals nicht in besonderer Gnade und doch überwand der König im entscheidenden Augenblick seine persönliche Abneigung und gab ihm einen hochgradigen Vertrauensbeweis. Und wieder macht sich bemerklich, wie der König immer wieder an die Lehren von Auerstedt dachte; dort hatte er erfahren, wie schädlich ein vermeidlicher Wechsel des Standpunktes des Befehlshabers wirkt. Befehlshaber war er hier nicht, aber es konnte doch der Fall eintreten, daß es seine königliche Pflicht wurde, unmittelbar über seine Preußen zu verfügen, und dafür traf er Fürsorge.

Einsetzen von Verstärkungen.

Endlich um 4 Uhr nachmittags entschloß sich Wittgenstein, noch das Korps Yorck einzusetzen, nachdem Rahna und Klein-Görschen und auch ein Teil von Groß-Görschen wieder in die Hand der Franzosen gefallen war. Auch das russische Korps Berg ging vor, wurde aber wieder zurückgezogen. Auf dem westlichen Teile des Schlachtfeldes wurde durch Verstärkung der von dem russischen General Nikitin kommandierten Artillerie die Feuerüberlegenheit errungen, eine Konsequenz daraus aber nicht gezogen. Der hin und her wogende Kampf um das Dörferviereck wurde mit erneuter Energie fortgesetzt. Auch ein Teil der preußischen Kavallerie griff hier ein. Ney führte seine letzten Reserven heran, und beide Flügel der Verbündeten wurden durch Bertrand bzw. den Vizekönig Eugen bedroht. Ersterem sollte Wintzingerode entgegentreten, der dazu auf des Zaren Befehl verstärkt wurde, indessen nicht etwa durch die Garden in ihrer Gesamtheit, sondern lediglich durch zwei ihrer Bataillone und die Garde-Kavalleriedivision. Herzog Eugen von Württemberg erhielt den Befehl, mit dem größeren Teile seines Korps die Preußen zu unterstützen, mit dem Rest aber dem Vizekönig den Übergang über den Floßgraben bei Eisdorf zu verwehren.

Krisis.

Um 5½ Uhr nachmittags waren die vier Dörfer im abermaligen Besitz der Verbündeten, aber auf den Flügeln verschlechterte sich ihre Lage, auf dem linken, weil Wintzingerode von seiner überlegenen Kavallerie noch immer keinen Gebrauch machte, auf dem rechten infolge des kräftigen Angriffes des Vizekönigs Eugen. Das vom Zaren befohlene Eingreifen einer Grenadierdivision und eines Teiles der Reserveartillerie vermochten nur das Gefecht am Floßgraben zum Stehen zu bringen. Inzwischen hatte Napoleon im Zentrum die junge Garde

erfolgreich eingesetzt. Als die Dunkelheit eintrat, hielten die Preußen nur noch Groß-Görschen. Die Schlacht blieb tatsächlich unentschieden. Blücher brachte durch eine eigentlich zwecklose, aber immerhin kühne Attacke eines Teiles der preußischen Kavallerie zu später Stunde zum Ausdruck, daß man sich nicht als besiegt ansah, aber der Verlust der Verbündeten war sehr groß und vor allem war es ihnen nicht gelungen, ihre Absicht durchzuführen. Blüchers Vorstoß aber genügte, den Gegner von jedem Versuch einer Verfolgung abzuhalten, und Blücher selbst fühlte sich als Sieger. Als er, von seinem nächtlichen Angriff zurückkehrend, über das Schlachtfeld ritt, vermochte er nicht zu begreifen, daß die Verbündeten es geräumt hatten.

Betrachtungen.

Gerade die Verzögerung des ersten Angriffs hätte das Gelingen erleichtern müssen. Der Marsch der Franzosen auf Leipzig war inzwischen so weit vorgeschritten, daß der Stoß in ihre Flanke trotz ihrer Überlegenheit wirksamer zu werden versprach. Dieser Vorteil blieb ungenutzt, weil der Stoß mit ungenügenden Kräften erfolgte, obwohl man sich volle Zeit zum Aufmarsch genommen hatte. Napoleon machte von seiner Überlegenheit durch planvolle und rasche Versammlung richtigen Gebrauch. Dem Oberfeldherrn hatte Kaiser Alexander, durch vielfaches Eingreifen, wiederholt ohne Wittgenstein davon in Kenntnis zu setzen, und durch Geizen mit den Reserven seine Aufgabe in unerhörter Weise erschwert. Thiers sagt darüber: „Der Kaiser Alexander, der sich überall zu zeigen beflissen ist und nicht da ist, wo er sein müßte, kommandiert nicht und hindert Wittgenstein am Kommandieren.“ Aber es ist kein Zweifel, daß er sich persönlich höchst tapfer zeigte und die Seinigen zu begeistern wußte. Als er sich bei der Artillerie Nikitins aufhielt und gebeten wurde, sich aus dem feindlichen Gewehrfeuer zu entfernen, antwortete er: „Für mich sind hier keine Flintenkugeln.“

Die Monarchen.

König Friedrich Wilhelm war hoch zu Roß, wie einst bei Auerstedt, auf einem leuchtenden Schimmel, mitten im ernstesten Gefecht gewesen. Sicherlich hat er sich erinnert, wie wenig damals sein Eingreifen in alle Einzelheiten genutzt hatte, und die dort gemachte Erfahrung, wie vor allem Einheit des Kommandos not tut, erleichterte ihm die Entsagung, obwohl er unter den Seinigen weilte. Welcher Gefahr er sich aussetzte, ist ihm dann bewußt geworden; wenigstens verbot er demnächst anderen Gleiches zu tun:

„Da ich durch die Schlacht vom 2. d. M. die Verwundung und den Verlust mehrerer braven Stabsoffiziere zu bedauern habe“, so lautet eine am 11. Mai in Bautzen an Blücher erlassene Order, „so

bestimme ich zur Verhütung künftiger ähnlicher Nachteile hierdurch, daß die Bataillonskommandeure der Infanterie hinfüro in der Schlacht nicht mehr zu Pferde bleiben, sondern, sobald das kleine Gewehrfeuer anfängt, ihren Dienst zu Fuß verrichten sollen, und trage Ihnen auf, diesen Befehl der Armee bekannt machen zu lassen."

Das erscheint uns heute selbstverständlich, und doch haben in unseren letzten Kriegen die Führer noch vielfach zu Pferde im Infanteriefeuer gehalten, und selbst unsere neueste Gefechtsvorschrift hält es noch für erforderlich, das Absteigen ausdrücklich anzuordnen. Die volle Bedeutung der Order wird aber erst klar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß noch wenige Jahre vorher einem tapferen Stabsoffizier ein Vorwurf daraus gemacht worden war, daß er in der Schlacht von Jena während des Vorgehens im feindlichen Feuer vom Pferde gesprungen war, um seinem Grenadierbataillon den verloren gegangenen Tritt durch Vormarschieren weit voraus anzugeben. „Das Tribunal erkannte sein Verhalten als pflichttreu und tapfer an, da aber das Absitzen im Gefecht eines Offiziers nicht würdig sei und die Befehlserteilung darunter habe leiden müssen, konnte ihm nur das Zeugnis der bedingten Vorwurfsfreiheit erteilt werden." Friedrich Wilhelm hat schließlich diese Entscheidung bestätigt, und man kann sich wohl vorstellen, daß jene alte Auffassung von der ritterlichen Würde eines Führers bei ihm zu fest eingewurzelt war, um sie für sich selbst aufzugeben; auch stand bei ihm die Empfindung, als König, also nach friderizianischer Auffassung als erster Diener des Staates, auch als erster alle Gefahren seiner Krieger teilen zu müssen, offenbar dauernd im Vordergrunde; das läßt sich bei jeder Gelegenheit verfolgen.

Anteil der Preußen.

Die Preußen hatten den Hauptanteil an der Schlacht und nächst ihnen das russische Korps des Herzogs Eugen von Württemberg. Die Preußen fochten in heller Begeisterung, ein jeder mit dem Gedanken, die Armee wieder zu rehabilitieren. Obwohl sie hier in erster Linie kämpften, war ihnen ein angemessener Einfluß auf die Führung nicht eingeräumt — Generale und Offiziere der Stäbe stürzten sich, da sie nichts Besseres zu tun hatten, ins Handgemenge, des Königs Bruder, der heldenhafte Prinz Wilhelm, führte seine brandenburgischen Dragoner wiederholt zum Angriff — wie einst bei Auerstedt die Husaren. Die freiwilligen Jäger, die Kämpfer aus den bisher eximierten Ständen, erwarben sich ihre Sporen und schlugen sich, daß dem alten Blücher das Herz im Leibe lachte.

Die Verluste waren schwer, bei den Preußen 303 Offiziere und 8073 Mann, bei den Russen nur 3000 Mann, davon 87 Offiziere,

1545 Mann vom Korps des Herzogs Eugen. Insgesamt waren 53100 Mann mit 299 Geschützen wirklich im Kampfe gewesen gegen 72000 Mann mit 240 Geschützen, die einen Verlust von 22000 Mann zu verzeichnen hatten.

Kein Verlust war für Preußen schwerwiegender als der Scharnhorsts. Er hatte eine an sich leichte Verwundung erlitten, die schwerlich seinen Tod herbeigeführt hätte, wenn nicht Vernachlässigung die Wunde verschlimmert und seelische Erregung das übrige getan hätte. Es ist unendlich tragisch, daß der treue Patriot und große Organisator hinscheiden mußte, gerade als das Befreiungswerk begann, dem er sich geopfert hatte. Der Ausgang dieser Schlacht war ein schriller Mißton im Ausklingen dieses mühevollen Lebens, das nichts gekannt hatte als die Pflicht; er übte sie bis in den Tod; bis zum letzten Augenblick war er tätig, im guten Sinne auf die Operationen einzuwirken, die Organisation der Reservetruppen und der Landwehr zu fördern — er übernahm sogar wieder das allgemeine Kriegsdepartement — und Österreich zum Bundesgenossen zu werben — das waren die Aufgaben eines Verwundeten! Am 21. Mai schrieb er an seine Tochter: „Ich will nichts von der ganzen Welt; was mir wert ist, gibt sie mir ohnehin nicht. Könnte ich das Ganze kommandieren, so wäre mir daran viel gelegen, ich halte mich in aller Vergleichung ganz dazu fähig. Da ich das aber nicht kann, so ist mir alles gleich; in der Schlacht finde ich ohnehin bald einen Platz. An Distinktionen ist mir nichts gelegen; da ich die nicht erhalte, welche ich verdiene, so ist mir jede andere eine Beleidigung, und ich würde mich verachten, wenn ich anders dächte. Alle sieben Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando eines Tages.“ Scharnhorst.

Schon vorher hatte er Knesebeck sein militärisches Testament übermittelt, niemand wußte besser als er, welche Gefahr die öden Theorien dieses Vertrauensmannes des Königs bargen; er schrieb ihm vom Krankenbette am 11. Mai von Gabel aus:

„Ich bin wieder in Bewegung, eine terrible Inflammation und ein 24stündiges Fieber, in dem ich beständig phantasierte, hielt mich in Zittau fest, nun bin ich wieder in Bewegung; ich hoffe, an dem Ort meiner Bestimmung nun noch nützlich zu sein. Ich bitte Sie, auf einen Punkt aufmerksam zu sein, immer sich nach den Umständen, der gegenseitigen Lage der Armeen, zu richten, weniger Wert auf die strategische Aufstellung, mehr auf die taktische zu legen.

Ihr Sie ewig liebender Freund Sch...“

Der Name ist nicht ausgeschrieben, man erkennt deutlich, wie die Feder der vom Fieber geschwächten Hand nicht mehr gehorcht. Ohne tiefe Erschütterung wird niemand dies Dokument der Treue bis zum Tode betrachten; man fühlt mit, wie Scharnhorst die Angst packt, der üble Berater könne das so hoffnungsvoll begonnene Werk zu schlechtem Ende führen. Es ist keine Verachtung der wahren Strategie, die aus diesen Zeilen spricht, es ist nur die Sorge, daß graue Theorie überwiege und der König damit umgarnt werde, — die Schlacht sollte die Entscheidung bringen, nicht drohende Aufstellungen und künstliche Manöver; die jeweiligen Umstände und der gesunde Menschenverstand sollten die Wege weisen, nicht unechte Gelehrsamkeit. Man möchte beklagen, daß er diesen Brief nur dem unbelehrbaren Berater, den er doch noch überschätzte, nicht dem Könige selbst schrieb, dessen gesunde Natur ganz auf diesen Ton gestimmt war und der, wie wir uns erinnern, schon im November 1806 verwandte Gedanken niedergeschrieben hatte. Als Scharnhorst am 28. Juni zu Prag die Augen schloß, verlor das Vaterland unendlich viel, — jener selbst aber schied doch hoffnungsvoll, Österreich war der Koalition gewonnen, und noch zuletzt hat er zuversichtlich geglaubt, wieder am Kampfe teilnehmen zu können. Wir wissen nicht, ob Friedrich Wilhelm den Verlust damals in ganzer Schwere empfunden hat; sein verschlossenes Gemüt öffnete sich so gar selten, aber Blücher hat das Rechte getroffen, wenn er an Hippel schrieb: „eine verlohrene Schlacht wehre kein größerer Verlust führ uns gewehst". Und der König verlor, mochte er es aussprechen oder nicht, den einzigen Offizier, der geeignet gewesen wäre, sein militärischer Vertrauter zu sein; für Gneisenau war — wenigstens nach seiner eigenen Überzeugung — solche Rolle ausgeschlossen — beide Naturen stießen einander zu entschieden ab. Wir haben hier vorgegriffen, werden aber noch in der Folge wiederholt auf Scharnhorst zurückkommen.

c) Der Rückzug der Verbündeten hinter die Elbe.

Entschluß zum Rückzuge.

Die Monarchen hatten sich nach Aufhören des Kampfes bei Groß-Görschen in der Nacht nach Groitsch begeben, in der Absicht, am nächsten Morgen (3. Mai) die Schlacht zu erneuern. Die russischen Generale, im Gegensatz zu dem noch am Feinde befindlichen Blücher, waren anderer Ansicht, der Rückzug über den Floßgraben war bereits in vollem Gange, und Wittgenstein begab sich in das Hauptquartier, um die Genehmigung der Souveräne zur Fortsetzung des Rückzuges zu erwirken. Bei seinem Kaiser hatte dies keine Schwierigkeiten, um

so mehr beim Könige, der ein abermaliges Preisgeben seines unglücklichen Landes voraussah. Der König hatte noch am Abend nach der Schlacht im Quartier in bester Stimmung sich zu Tisch gesetzt und konnte nicht aufhören, „die Bravheit der Truppen mit freudiger Dankbarkeit anzuerkennen". Er und seine Umgebung „gingen in der festen Meinung schlafen, daß am anderen Morgen das Gefecht fortgesetzt werden würde". Der Flügeladjutant Graf Henckel hatte den Dienst und schlief auf Stroh vor des Königs Tür. Der Zar ersuchte Henckel, dem Könige die peinliche Eröffnung über den angetretenen Rückzug zu machen, entschloß sich aber auf die Vorstellungen jenes doch, dies selbst zu tun. Der von Henckel geweckte König hatte nicht mehr Zeit aufzustehen. Der Zar setzte sich an sein Bett und erklärte die überraschende Maßnahme mit einer Meldung des Generals Jermolow, daß der nur noch sehr geringe Munitionsvorrat erst jenseits der Elbe ergänzt werden könne. „Das kenne ich schon", rief der König, „wenn wir erst anfangen zu retirieren, so werden wir bei der Elbe nicht aufhören, sondern auch über die Weichsel gehen, und auf diese Art sehe ich mich schon wieder in Memel." Dem Versuch weiterer Beweisführung zeigte er sich unzugänglich und bewog den Zaren durch die Worte: „ich mache Ihnen mein Kompliment — ich muß aufstehen", das Zimmer zu verlassen. Dann sprang er aus dem Bett und machte sich in den Worten Luft: „Das ist ja wie bei Auerstedt!" So berichtet Henckel, der mit dem Licht in der Hand an der Tür stehen geblieben war und die französisch geführte Unterhaltung angehört hatte. Auerstedt — welche Rückerinnerung! Gerade den Makel jener Niederlage hatte er jetzt getilgt geglaubt, und so dachten auch seine Preußen. Mit seinem König grollte das ganze Heer, daß es nach tapferem Kampfe und großen Opfern, nichts weniger als geschlagen, — zurückweichen mußte. Indessen ohne die Russen war ein Erfolg undenkbar und man mußte sich fügen. Außerdem gab es einen allerdings im Augenblick noch nicht bekannten, anzuerkennenden Grund für den Rückzug: der Druck, den das französische Korps Lauriston durch die Besetzung von Leipzig auf die linke Flanke der Verbündeten ausübte. Schließlich war es ein Glück, daß Friedrich Wilhelm die gerechtfertigte Mißstimmung gegen seinen kaiserlichen Freund doch überwand.

In wie ausgesprochenem Maße man auf preußischer Seite die Empfindung des Sieges gehabt hatte, beweist der noch am Abend der Schlacht um 11 Uhr vom Flügeladjutanten des Königs Major v. Thile an Hardenberg abgesandte Bericht: am nächsten Tage solle die durch die Nacht unterbrochene Schlacht fortgesetzt werden, der

Siegesempfindung der Preußen.

Vorteil des Tages sei auf seiten der Verbündeten, der Feind habe ihnen über eine Meile Gelände überlassen müssen. Erst später ist dann, wie es in einem weiteren Bericht vom 3. aus Penig heißt, die Anzeige eingegangen, „daß man heute wohl nicht wieder angreifen werde, und der Abmarsch des Kaisers Napoleon nach Leipzig erfolgte unmittelbar darauf. Durch diesen sind wir genötigt, trotz einem Kampf, den man voll einen Sieg zu nennen berechtigt ist, da der Feind auf allen Punkten zurückgewichen war, ebenfalls die Elbe zu suchen. Der König kommt morgen in Dresden an". Henckel nennt in einem gleichfalls am 3. nachmittags auf des Königs Befehl Hardenberg erstatteten Bericht Wittgenstein und Wolkonsky als diejenigen, die die Disposition zur Erneuerung des Angriffes dahin geändert hätten, daß die Russen bei Altenburg und die Preußen bei Borna Stellung nehmen sollten. Der König ließ mit Rücksicht auf die Möglichkeit einer feindlichen Unternehmung gegen Berlin dem Staatskanzler empfehlen, „alle zweckdienlichen Maßregeln wegen diesen Gegenstand zu nehmen und sowohl in der Residenz, als in den Provinzen dieserhalb Befehle zu geben". Auch Knesebeck schrieb in diesem Sinne und fügte hinzu, das Schlachtfeld sei bis 10 Uhr morgens behauptet worden. Höchst bezeichnend für seine unentwegt theoretische Anschauung vom Kriege ist es, daß er hinzufügt: „Der Feind aber legt sich aufs Manövrieren und wir müssen also ein Gleiches tun."

Die Sorge um Berlin.

Die Sorge um Berlin beherrschte den König begreiflicherweise sehr. Ohne den Gang der großen Operationen zu stören, suchte er alles mögliche für den Schutz der Hauptstadt zu tun. Der nächste dazu war Bülow, und diese Aufgabe war im Augenblick wichtiger als seine Tätigkeit vor Magdeburg. Friedrich Wilhelm schrieb ihm daher aus Penig am 3. Mai: „Die gestern zwischen Lützen und Pegau gelieferte Schlacht ist äußerst hartnäckig und blutig gewesen. Durch den hohen Mut Meiner und der russischen Truppen, der der Überzahl des Feindes das Gegengewicht hielt, sind die errungenen Vorteile des Tages bis zum letzten Augenblick in Unseren Händen geblieben. Der Feind ist aber heute früh nach Leipzig abmarschiert und unterbricht dadurch, wenn er die Absicht verfolgt, gegen die Elbe schnell vorzugehen, die Verbindung zwischen Ihnen und der Hauptarmee. In dieser Erwägung weise ich Sie, wenn Sie von General Graf Wittgenstein keinen Befehl mehr erhalten sollten [also trotz der Sorge um die Hauptstadt auch hier die geradezu ideale Rücksicht auf die Unantastbarkeit des Oberkommandos!], an, bei Roßlau über die Elbe zurückzugehen und, wenn der Feind sich mit Macht gegen die

Marken wenden sollte, der Landwehr und dem Landsturm dieser Provinzen zum Kern zu dienen und den kleinen Krieg, der sich im Lande bilden muß, kräftigst zu unterstützen. Das Gouvernement in Berlin ist angewiesen, die Landwehr, wie sie ihre Organisation vollendet, an Ihr Korps und das Detachement des Generals v. Borstell, das mit Ihnen vereinigt bleibt, anzuschließen. Ihrem Eifer und Ihrem Talent vertraue Ich, daß Sie unter diesen Umständen dem Staat die wichtigen Vorteile erkämpfen helfen werden, die bei Ausdauer und Energie uns einen glücklichen Ausgang des Kampfes verbürgen müssen."

Gleichzeitig und gleichfalls noch von Penig aus trug der König in einer ähnlich eingeleiteten Order „dem Militärgouvernement zwischen der Oder und Weichsel wiederholend auf, nun unter Anwendung aller ihnen zu Gebote stehenden Mittel auf das allerschleunigste die Organisation der Landwehr zu beendigen, sowie solches teilweise geschehen, sie, soweit sie dazu erforderlich ist, nach Stettin zur Einschließung dieser Festung zu ziehen und dann den möglichst größten Teil der vor diesem Platze stehenden Truppen zum Gebrauche gegen den Feind an die unter dem Generalleutnant v. Bülow jetzt bei Roßlau an der Elbe stehenden Truppenabteilungen abzusenden. Auf die schleunigste und pünktlichste Ausführung dieser Maßregel ist das Wohl des Staates begründet. Ich lege also dasselbe durch diese Verfügung ganz mit in Ihre Hände, mit aller Autorität, die der Drang der Umstände notwendig macht, aber auch mit der höchsten Verantwortlichkeit für jede, selbst die mindeste Versäumnis. Über das, was hiernach zur Ausführung gekommen ist, erwarte Ich des baldigsten und hinfüro regelmäßig wiederholt Ihren pflichtmäßigen Bericht, um danach weiter disponieren zu können."

Wir müssen zum Könige nach Groitsch zurückkehren; er hatte nachgeben müssen, aber er behielt Kopf und Herz auf dem rechten Fleck; sein berechtigtes Selbstgefühl und das gute Gewissen, daß seine Preußen tapfer gekämpft hatten, ließen ihn den Gedanken an eine Flucht weit von sich weisen und, wenn er einmal den Ort räumen mußte, so tat er es erst nach der Abreise des Zaren und in einer Weise, als ob er für seine Person die Nachhut der Armee bilde. Einst bei Auerstedt war er als Oberbefehlshaber pflichtmäßig vorausgeeilt, um die zurückgehenden Truppen an dem von ihm befohlenen Sammelplatze zu empfangen und über sie zu verfügen. Hier hatte er den Befehl nicht geführt, nur seine eigene Sicherheit wäre ein Motiv gewesen, sich hinter die Armee zu begeben, — eine solche Erwägung

Der König auf dem Rückzuge.

aber blieb ihm fremd. Als wenn er dem Schicksal trotzen wollte, ritt er zuerst dem Feinde entgegen und wich nur Schritt für Schritt. „Der Tag fing an zu dämmern. Sogleich wurden“, so berichtet Henckel, „die Adjutanten des Königs und Ordonnanzoffiziere in Bewegung gesetzt und mußten zu dem jenseitigen Tore hinaus, um die Vorzügler zu stopfen und wieder zu ihren Regimentern zu befördern [trotz der im allgemeinen großen Ordnung hatte man viele einzelne Soldaten durch die Stadt ziehen sehen]. Der König selbst zog sich sogleich vor und wir ritten nach der feindlichen Seite hinaus. In Pegau lagen die Verwundeten zu beiden Seiten auf der Straße fast Mann an Mann. Übrigens war aber die ganze Armee noch in ihrer gestrigen Stellung und es fand nirgends ein Gefecht statt. Die Retraite begann in aller Ruhe und Ordnung, da der Feind uns am Morgen nicht verfolgte. Wir ritten wieder über Pegau und Groitsch, und nachdem der König sich überzeugt, daß wieder Ordnung in die Voraneilenden gekommen war, wurde nach Borna geritten, wohin der Wagen vorausgegangen war. Hier befahl der König, etwas zu frühstücken, und der Koch mußte ein paar Koteletten machen.“

In Groitsch ist aber vorher noch ein Halt gemacht worden, von dem Henckel nichts erzählt, der aber besonders bedeutungsvoll ist, weil eine, wie die Schrift und ein Tintenfleck bekunden, dort in aller Eile an Blücher aufgesetzte Order beweist, daß dem Könige das Herz überquoll von Dank für seine tapfere Armee. Auf dem Rückzuge, ganz nahe am Feinde, war sein erster Gedanke, zum Ausdruck zu bringen, was ihn innerlich bewegte, und zugleich zu beruhigen und aufzurichten — jede Rücksicht auf die Sicherheit seiner Person trat dahinter zurück. Sollte das Schriftstück nicht auf dem Rückzuge, sondern in aller Frühe vor dem ersten Abreiten von Groitsch verfaßt sein, so würde es dadurch nicht an Bedeutung verlieren:

„Ich trage Ihnen auf, der Armee für die große Tapferkeit und Anstrengung, mit der sie gestern gefochten hat, meine ungeteilte Zufriedenheit und meinen Dank auszudrücken. Sie hat ohne Ausnahme geleistet, was Kühnheit und Disziplin vermögen, und dem preußischen Namen die höchste Ehre gemacht. Wenn die Armee bei diesem Geiste beharrt, so wird sie jede Widerwärtigkeit überwinden und das Ziel ihrer Anstrengungen gewiß erreichen. Mit dem größten Eifer wird daran gearbeitet, unsere Streitkräfte zu vermehren, um den Verlust des gestrigen Tages, der dem Feinde weit mehr als uns kostet, schnell zu ersetzen.“

In geradezu wunderbarer Weise hat sich Blücher dieses Auf-

trages entledigt — keiner verstand, wie er, zu den Soldaten zu sprechen:

„Der König", so redete er die Truppen persönlich an und entblößte, als er den Herrscher nannte, das Haupt, „läßt sich bei euch bedanken, daß ihr euch gestern so brav geschlagen habt; nun haben uns die Franzosen kennen gelernt und sie werden sich besinnen, bis sie uns wieder angreifen; Pulver und Blei haben wir verschossen, das ist natürlich, und nun gehen wir nach Dresden, um uns frisches zu holen; wer das retirieren nennt, ist ein Hundsfott."

Zwischen dem Könige und dem Feinde befand sich, als er in Borna rastete, nur noch seine Garde-Dragonereskadron, die vor der Stadt beobachtete. Als ihr Chef, Major v. Schöning meldete, daß er sich nicht länger werde halten können, da bereits feindliche Infanterie anrücke, ließ sich der König nur mit Mühe zum Aufbruch bewegen, setzte sich mit dem Kronprinzen und Henckel in den Wagen und befahl, da er die feindlichen Bewegungen beobachten wollte, langsamer zu fahren. Als darauf Henckel die Reitpferde dicht hinter den Wagen heranführen ließ, verwies ihm dies der König — jede Fluchtvorbereitung erschien ihm unwürdig. Henckel erwiderte gelassen: „Ich habe gedacht, daß wir uns zum wenigsten nicht im Wagen kriegen lassen wollen." In Altenburg wurde dann ein längerer Halt gemacht; der König suchte den verwundeten Scharnhorst auf und unterhielt sich lange mit ihm. Man sagt, der treue Generalquartiermeister habe seinen Herrn getröstet und ihm gut zugeredet. Die Fahrt wurde bis Penig fortgesetzt und am nächsten Tage nach Dresden, wo der König wieder sein altes Quartier im v. Rackwitzschen Hause in der Neustadt bezog. Auch der Zar traf am 4. Mai in Dresden ein.

Maßnahmen zur Verteidigung von Berlin.

Am 6. bestätigte der König die in seiner Gegenwart von Hardenberg, Scharnhorst und Knesebeck beratenen Maßnahmen zur Verteidigung Berlins, die Bülow mit seinen Truppen nebst der Landwehr und dem Landsturm übernehmen sollte. „Im äußersten Fall soll die Residenzstadt Berlin in gehörigen Abschnitten im Innern der Stadt verteidigt werden. Ich habe das Vertrauen zu den Bewohnern Meiner Residenzen, daß sie mit einem großen Beispiel von Mut und Aufopferung der Nation vorangehen und jeden aus ihrer Mitte stoßen werden, der eine feige Hingebung der Ehre und Selbständigkeit vorzieht." So sollte schon jetzt das Landsturmedikt zur Ausführung kommen; unverkennbar war es Scharnhorst, der hier mit seinen Ideen durchgedrungen war; der Kampf aufs äußerste war beabsichtigt; im besonderen schärfte Scharnhorst dem Oberst v. Boyen, seinem ver-

trauten Gehilfen, der jetzt dem Gouvernement in Berlin zugeteilt wurde, ein, den Spreearm vor dem Königlichen Schloß nebst dem Lustgarten hartnäckig zu verteidigen. Niemand von den an diesem Entschlusse Beteiligten kann sich die Folgen verhehlt haben; die Hauptstadt konnte vernichtet, das furchtbarste Unheil über das Land heraufbeschworen werden, aber man wollte lieber mit Ehren untergehen, als so weiterleben, — und der König zögerte nicht, das zu bestätigen. Friedrich Wilhelm war viel konsequenter, als oft angenommen wird; mit dem Losschlagen hatte er damals möglichst lange zögern wollen, um sich zunächst in volle Bereitschaft zu setzen. Seitdem die Würfel gefallen waren, gehörten seine Gedanken der Offensive mit vereinten Kräften; es ist ihm nicht eingefallen, sich zum Schutze der Hauptstadt und der Mark von seinen Verbündeten zu trennen, er verblieb vielmehr für seine Person und mit seinen Hauptkräften da, wo die Entscheidung fallen mußte, obwohl Scharnhorst in einer Denkschrift vom 6. Mai „von dem Augenblick an, in dem die Armeen über die Elbe zurückgehen", des Königs „Gegenwart im Innern des Landes als von der größten Wichtigkeit" erklärt hatte.

In Bülow war der rechte Mann für die Verteidigungsaufgabe gefunden; er setzte sich auf eigene Hand mit dem Kronprinzen von Schweden, den er bereits in Stralsund gelandet annahm, in Verbindung und forderte ihn zur Mitwirkung auf, zunächst vergeblich, obwohl Bernadotte sich den Anschein gab, als ob „tiefer eingewurzelter Haß gegen Napoleon seine Seele erfülle". Bülow war längst auf seine Aufgabe vorbereitet. Durch eine jedenfalls vom Könige genehmigte Instruktion Wittgensteins vom 26. April war er angewiesen worden, falls dieser geschlagen werde, alle vor Magdeburg und Wittenberg stehenden Truppen an sich zu ziehen und eine Stellung zum Schutz von Berlin zu nehmen. Jetzt hatte ihn Wittgenstein von seinem Rückzuge benachrichtigt und des Königs Befehl vom 3. Mai ihm die Richtschnur für das Weitere gegeben.

Anordnung des Rückzuges.

In Groitsch waren die Einzelheiten des Rückzuges geregelt worden: die Preußen sollten auf Meißen, die Russen auf Dresden marschieren und der General Barclay de Tolly mit der russischen „3. West-Armee" über Krossen und Spremberg sich dem schon im Felde stehenden Heere anschließen. Der Zar hatte den Major Rühle v. Lilienstern vom preußischen Generalstabe am 3. früh zu Kleist geschickt, um sich über dessen Lage zu unterrichten, und ließ durch ihn am 4. dem Könige in Dresden beruhigenden Bericht erstatten. Die Franzosen

folgten den Verbündeten, es kam zu Rückzugsgefechten, und die ungeschickten russischen Dispositionen brachten die Preußen in die Gefahr, sich unmittelbar vor dem Defilee schlagen zu müssen. Wittgenstein hatte in einem an Blücher gerichteten Schreiben die Bezirke der Stromverteidigung abgegrenzt. Den Russen wurde die Strecke von Dresden bis Meißen zuerteilt, Blücher die von Meißen bis Torgau und Kleist die von Torgau bis Wittenberg. Blücher bezeichnete in einem Bericht an den König vom 8. Mai seine Aufgabe mit Recht als „nicht zu lösend, wenn sie wörtlich genommen werden sollte". Da die Brücke bei Meißen für die Verteidigung ungünstig lag, sollte sie nach Hinüberziehen aller Truppen vernichtet und dafür die bei Mühlberg behauptet werden, die auch zum Ausgangspunkt für Unternehmungen von Streifkorps gegen des Feindes Rücken empfohlen wurde. Nach Eingang dieser Anweisung hielt Scharnhorst es für geboten, den König zu warnen: „Ew. Majestät mache ich aufmerksam", schrieb er am 7. Mai in Dresden, „daß es leicht möglich ist, daß heute die preußischen Truppen angegriffen werden. Ich habe auf den Fall den Fürsten Wolkonsky gebeten, daß dann die russischen gleich vorrücken, damit nicht die Last allein auf die ersten fällt. Es ist ein unverzeihlicher Fehler des kommandierenden Generals, einen Tag vor dem Defilee, welches man den anderen Tag passieren will, stehen zu bleiben. Ich fürchte, daß das preußische Korps sehr exponiert steht und schwer zu passierende Defileen hinter sich hat. In jedem Fall muß es diese Nacht die Brücke bei Meißen passieren, wenn man sonst sich hinter die Elbe setzen will." Hierauf begab sich der König umgehend, noch am Morgen des 7. nach Meißen, um sich von der Sachlage zu überzeugen, fand aber das linke Ufer bereits vom Gros seiner Truppen geräumt und alles zur völligen Räumung vorbereitet. Er konnte sich daher mit der Besichtigung der Verteidigungsanstalten begnügen, belobte die Truppen wegen ihrer Haltung durch einen Parolebefehl und kehrte nach Dresden zurück.

Der Zar verließ diesen Ort am 8. um 3 Uhr morgens, um in Bischofswerda an der Straße nach Bautzen sein Hauptquartier zu nehmen. Der König indessen verblieb zunächst noch in Dresden und wohnte einer Beratung bei Scharnhorst bei, der an diesem Tage seine Reise nach Österreich antrat, um das Bündnis zum Vollzug zu bringen. Ursprünglich war Knesebeck für diese Aufgabe ausersehen und Scharnhorst sollte beim Könige bleiben. Vielleicht war Hardenberg, dessen abfälliges Urteil über Knesebeck als Diplomat wir kennen, bei dieser Änderung maßgebend, vielleicht auch Knesebeck selbst. Die Monarchen verlassen Dresden.

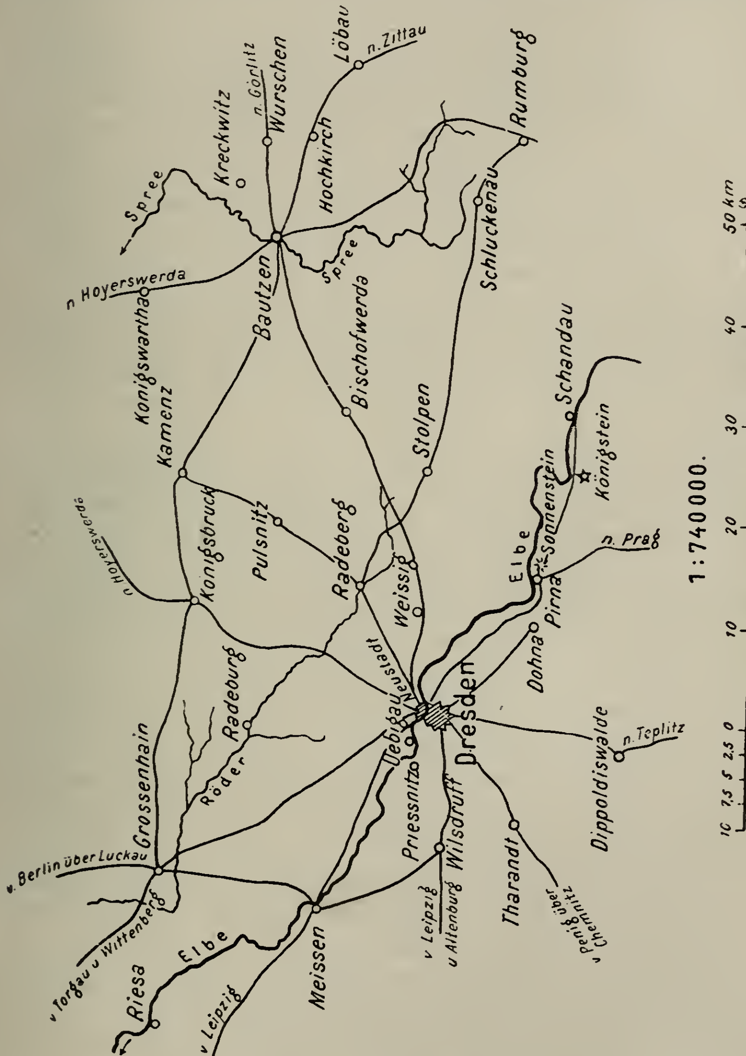
Der König ritt dann den auf das rechte Elbufer zurückgehenden Truppen Wittgensteins entgegen, erkundete die Aufstellung des Feindes vor der Stadt und wohnte dem Gefecht zwischen der russischen Arrieregarde und den Franzosen bei. Dann ritt er als einer der letzten langsam über die große Elbbrücke zurück — wie auch der englische General Wilson als Augenzeuge berichtet —, unmittelbar bevor die den früher von den Franzosen gesprengten Bogen ersetzende Notbrücke durch Feuer zerstört wurde. Dicht vor der Brücke fand der ritterliche König noch Zeit, seinen Flügeladjutanten Henckel zu der dort wohnenden alten Prinzessin Elisabeth von Sachsen zu schicken, um ihn zu entschuldigen, daß er ihr nicht selbst seine Aufwartung machen könne, „er hoffe sie in besseren Zeiten wiederzusehen". Es war 10 Uhr morgens geworden, und der König ritt nun nach dem „Weißen Hirsch", wo der Großfürst Konstantin und der General Miloradowitsch mit ihren Truppen Aufstellung genommen hatten, und sah von einer hölzernen Galerie dem Rückzuge der russischen Arrieregarde über die Schiffbrücke zu. Das zu frühzeitige Anzünden und Loslösen dieser Brücke, das viele Menschenleben kostete, erregte seinen gerechten Zorn. Er stellte den schuldigen Offizier fest, der von seinem Kaiser zum Gemeinen degradiert wurde. Den König bewog sein gutes Herz später, sich erfolgreich für seine Begnadigung zu verwenden. Hier muß es gewesen sein, wo der russische Oberst Baron Löwenstern, vom Feinde gedrängt, mit seinen Kosaken die Elbe durchschwamm und auf dem Fleck vom Könige belobt und durch Verleihung des Ordens pour le mérite ausgezeichnet wurde.

Es sollte bald gute Früchte tragen, daß die Russen die unerschütterliche Ruhe des preußischen Königs im Feuer kennen gelernt hatten. Erst am Nachmittage, als alles beendet war, ritt er bis Weißig an der Straße nach Bischofswerda zurück. „Überhaupt", erzählt Henckel, „machten sowohl der Kaiser als der König den ganzen Rückzug zu Pferde. Der König ritt früh aus und meist im Schritt mit der Truppe, der Kaiser kam im Galopp nach und ritt dann gewöhnlich mit uns."

Die Wahl eines anderen Nachtaufenthalts als den des Zaren braucht man keineswegs, wie es geschehen ist, als Ausdruck einer Entfremdung aufzufassen; denn es war bereits spät am Tage, als der König Dresden verließ, und Bischofswerda ist über 20 Kilometer entfernt. Aber eine tiefe Verstimmung war vorhanden, und auch später läßt sich als des Königs Eigenart beobachten, daß er in solcher Gemütsstimmung nahe am Feinde blieb und die Gefahr suchte. Es war,

als wenn der von Sorgen beengten Brust sich der Ruf nach frischer Luft und fröhlichem Schlagen entrang.

Es war nun durchaus nicht die Gesamtheit der Russen, die einen unaufhaltsamen Rückzug anstrebte, auch nicht Kaiser Alexander per- Die Rückzugspartei.



Skizze 10. Die Gegend zwischen Dresden und Bautzen.

sönlich, wohl aber eine kriegsmüde und intrigante Clique, die dem Oberkommando Wittgensteins dauernde Schwierigkeiten bereitete, darunter der ältere Miloradowitsch, obwohl er sich seinem Oberbefehl unterworfen hatte, Wintzingerode, der sein Kommando niedergelegt hatte

und als Generaladjutant beim Zaren Dienst tat, und einige Stockrussen, die es bereits übel vermerkten, wenn sie etwas anderes als Russisch sprechen hörten. Man wollte Wittgensteins Unfähigkeit dem Kaiser klar machen und scheute zu diesem Behuf auch selbst vor unlauteren Mitteln nicht zurück. Auch Auvray und Diebitsch faßten die Lage so auf und fürchteten, der Rückzug werde trotz Wittgensteins Absicht, bei Bautzen stehen zu bleiben, bis an die Oder zurückgehen. In diesem Sinne berichtete der im Wittgensteinschen Hauptquartier befindliche Major v. Both aus Radeberg den 8. Mai abends 11¾ Uhr mit Vorwissen der letztgenannten beiden russischen Offiziere an Knesebeck und fügte hinzu: „Ich glaube, daß dieser Gegenstand zu wichtig ist, als daß nicht der König mit dem Kaiser offen darüber spräche."

Es ist außerordentlich schwer, klar zu sehen, wie die Operationen in den nächsten Tagen gedacht waren und welche Ansichten die verschiedenen Parteien vertraten, namentlich, wie der König dachte. Eins nur ist unzweifelhaft: er hat sich trotz aller Mißstimmung auch jetzt nicht von der russischen Armee behufs Deckung seiner Hauptstadt trennen wollen.

Die Preußen in Großenhain.

Völlig unbegründet ist die neuerdings ausgesprochene Annahme, daß aus der anscheinend auffallenden Marschrichtung der Preußen auf Großenhain am 9. Mai eine solche Tendenz zu schließen sei. Dieses Marschziel war vielmehr von russischer Seite unmittelbar befohlen. Wittgenstein fügte seinen am 8. aus Radeberg Blücher gemachten Mitteilungen über die Kriegslage hinzu: „E. E. bitte ich mit Ihren sämtlichen Truppen sich bei Großenhain aufzustellen und durch Ihre leichte Kavallerie die Elbe von Meißen bis Strehlen observieren zu lassen, damit sowohl Hochdieselben als auch ich von jeder Bewegung des Feindes schleunigst unterrichtet werden, um die gehörigen Maßregeln ergreifen zu können. Den Generalleutnant v. Kleist bitte ich zu beauftragen, bei Mühlberg stehen zu bleiben und die Brücke nur in dem höchsten Notfall zu ruinieren, indem ich von diesem Punkte aus einen Partisanen vorschicken will, um dem Feind auf seinen Flanken und Kommunikationen zu rücken."

Die exzentrische Richtung auf Großenhain erklärt sich übrigens sehr einfach aus dem Lauf der großen Straße, aus dem Bestreben, Kreuzungen mit den russischen Kolonnen unter allen Umständen zu vermeiden, aus der Sorge vor einem Flankenangriff seitens der in Torgau befindlichen Sachsen und aus den großen Schwierigkeiten, die der Verpflegung aus dem Lande erwuchsen, wie die von Blücher (Gneisenau-Ribbentrop) am 8. Mai erlassene Verfügung beweist.

Blücher und Gneisenau waren von dem weiten Auseinanderziehen der Armeen übrigens gar nicht erbaut, und noch am 9. ging auf Grund jenes Wittgensteinschen Befehls eine von Blücher unterzeichnete Denkschrift an den König ab, in der die Notwendigkeit „mit vereinter Kraft zu wirken" betont und der König gebeten wurde, im Sinne folgender Gesichtspunkte auf die Heeresleitung einzuwirken:

„Es scheint mir also eine höchstwesentliche Sache zu sein:

1. So zu stehen, daß man unter jeden Umständen zusammenkommen kann.

2. So, daß uns die Straße nach Bautzen nie genommen werden kann. Denn von Glogau an haben wir keinen Platz an der Oder, und von der kürzesten Straße nach Breslau zurückgedrängt zu werden, würde die Auflösung der Armee nach sich ziehen."

In Erwartung einer Schlacht, die der russische Oberbefehlshaber ursprünglich noch in der Nähe der Elbe anzunehmen gedachte, schob der Zar am 9. sein Hauptquartier bis unmittelbar hinter die Armee nach Pulsnitz vor; der König ging nach Lichtenberg, nahe jenem Orte, obwohl, wie Thile an Hardenberg schreibt, „diesseits der Elbe noch kein Franzose sichtbar war". Blücher litt an einer bei Groß-Görschen erhaltenen Wunde und konnte sich nur im Wagen fortbewegen, indessen findet man schon wieder am 13. seine Unterschrift. Weiterer Rückzug.

Am 9. abends 7 Uhr traf im Blücherschen Hauptquartier eine Mitteilung des Generals Miloradowitsch ein, daß die Franzosen mit einem Brückenschlage bei Übigau — unterhalb Dresden — beschäftigt seien und daß er wenig Hoffnung habe, mit seinen 4000 Mann dort Widerstand leisten zu können. Blücher beschloß darauf, mit seinem Korps und dem Yorcks in der Nacht nach Radeburg zu marschieren. Miloradowitsch hatte inzwischen, wie Natzmer am 10. an den König berichtete, Blücher noch direkt ersucht, „durch eine Bewegung links seinen Rückzug zu decken", da der Feind bereits mit Infanterie die Brücke passiere. Gneisenau, in Vertretung Blüchers, sandte den vom Könige zeitweise zu ihm kommandierten Major v. Natzmer am 9. um 6½ Uhr abends mit einem an Wittgenstein gerichteten Schreiben nach Radeberg (— nicht zu verwechseln mit Blüchers Marschziel Radeburg —), in dem er das Ersuchen Miloradowitschs um Unterstützung kritisierte und mitteilte, daß er noch in der Nacht nach Radeburg marschieren werde, um von dort aus, falls Wittgenstein den Feind unmittelbar nach seinem Übergange in der Ebene von Übigau anzugreifen beabsichtige, gleichfalls dahin zu marschieren und in der Schlacht auf seinem rechten Flügel zu erscheinen. Er bat um „allerbestimmteste Ver-

haltungsbefehle" und wünschte durch Natzmer zu wissen, ob Wittgenstein „bei Übigau eine Schlacht liefern wolle oder nicht". Gleichzeitig befahl Gneisenau den Aufbruch für 2 Uhr früh (den 10. Mai). Um 8 Uhr abends erstattete er dem Könige eingehenden Bericht. Danach beabsichtigte er, durch den Marsch nach Radeburg das rechtzeitige Eingreifen sicherzustellen, ein Zwischenschieben des die Elbe überschreitenden Gegners zwischen Preußen und Russen zu hindern und den Rückzug nach Schlesien zu sichern, „daß wir nicht gegen die Mittel- und Nieder-Oder gedrückt werden können". Für den Fall des weiteren Rückzuges der Russen auf Bautzen wollte Gneisenau ihnen nicht auf derselben Straße als Arrieregarde folgen, um sich nicht unüberwindlichen Verpflegungsschwierigkeiten auszusetzen, sondern parallel zu ihrer Marschrichtung über Königsbrück, Muskau und Sagan marschieren; Kleist sollte auf Radeburg folgen.

Als alles zu diesem Abmarsch bereit war, nur eine halbe Stunde vor der befohlenen Aufbruchszeit, traf ein noch vor Natzmers Eintreffen im russischen Hauptquartier gegebener Befehl Wittgensteins ein, „sofort aufzubrechen und nach Königsbrück zu marschieren. Alle Anordnungen mußten schnell geändert werden, und gegen 3 Uhr morgens setzte sich das Korps in Marsch" und erreichte gegen Mittag Königsbrück, um jenseits des Ortes weitere Befehle abzuwarten. Gneisenau fügte seinem dem Könige am 10. Mai erstatteten Berichte hinzu, wahrscheinlich würden die Russen ihren Rückzug fortsetzen, und nach der angeordneten Aufstellung scheine es fast, als ob die Preußen die Arrieregarde für die Russen machen sollten; das sei ehrenvoll, aber unausführbar, da die Oberlausitz schon im Frieden sich nicht selbst ernähren könne und außerdem durch die Truppendurchzüge so erschöpft sei, daß es unmöglich sei, dort hinter den Russen zu leben, er müsse daher einen etwa dahin gehenden Antrag ablehnen und für die preußischen Truppen eine Parallelstraße wählen; den König bäte er, solche Anordnung abzuwenden oder bestimmt zu befehlen, daß sie ausgeführt werde. Eigentlich erscheint Gneisenaus Befürchtung durch die angewiesene Marschrichtung nicht voll begründet, und man darf sie als den Ausdruck gereizter Stimmung und eines — allerdings nicht ohne Grund — aufs äußerste gesteigerten Mißtrauens gegen die russische Heeresleitung ansehen. Dieses äußerte sich auch in einem Schreiben Gneisenaus an Hardenberg vom 10. Mai, nachdem bereits der Marsch über Königsbrück bis Kamenz fortgesetzt, also tatsächlich der gewünschte Parallelweg eingeschlagen war, in ungeschminktester Weise. Gneisenau wollte Wittgenstein nicht glauben, daß er beabsichtige, bei Bautzen Halt

zu machen und eine Schlacht anzunehmen. In ähnlichem Sinne schrieb er, von der soeben bekannt gewordenen Öffnung Torgaus seitens des Königs von Sachsen für die Franzosen ausgehend, gleichzeitig dem Könige und schlug, lebhaft gegen eine Fortsetzung des Rückzuges über die russische Grenze protestierend, für die Preußen eine Flankenstellung hinter den schlesischen Gebirgen und Festungen und den verschanzten Lagern von Glatz und Neiße vor, während die Russen sich auf ihre Verstärkungen zurückzuziehen hätten.

Dieser Gedanke wäre vom rein strategischen Standpunkt verwerflich gewesen, war aber vom politischen geradezu geboten. Das preußische Heer konnte nicht gewissermaßen aus dem Lande fliehen, ohne alles für die organisierte Volkserhebung unerläßliche Vertrauen zu untergraben. Auch die so ersehnte und, wie die Verhältnisse nun lagen, mehr denn je für die Entscheidung notwendige Verbindung mit Österreich hätte dadurch die Aussicht verloren. Eine unmittelbare Anlehnung an den noch zaudernden Nachbar wurde Bedürfnis. Wir erinnern uns, daß der König bereits im Spätherbst 1806 diesen Gedankengang gehabt hatte. Es ist daher sehr natürlich, daß er und Gneisenau sich jetzt völlig verstanden.

Das Mißtrauen gegen die Russen war ein allgemeines, nicht allein Gneisenau war davon erfüllt, sondern auch der beim Stabe Wittgensteins in Radeberg befindliche Major v. Both, der am 9. Mai, kurz vor Mitternacht, an Knesebeck, also mit der Absicht, daß es zu des Königs Kenntnis komme, berichtete: „Der Feind hat bei Prießnitz [schräg über Übigau] eine kleine halbe Meile unterhalb Dresden, wo das Terrain und die Biegung des Flusses ihm günstig ist, unter dem Schutze einer Batterie von 30 Zwölfpfündern mit ungefähr 1500 Tirailleurs die Elbe passiert und beschäftigt sich jetzt, Brücken zu schlagen. Die unzweckmäßigen Anstalten und die schlechte Aufstellung der russischen Batterien konnten den Feind nicht an seinem Vorhaben hindern, im Gegenteil hat er uns durch sein kreuzendes Feuer 4 Kanonen demontiert und einen Verlust von zirka 100 Mann zugefügt. Diese Bewegung des Feindes und der durch den General v. Toll dem Kaiser in Vorschlag gebrachte Plan ist schuld daran, daß die Armee sich morgen bis nach Bischofswerda zurückzieht und tags darauf bis Bautzen. Dem General v. Blücher ist der Befehl gegeben, sogleich nach Empfang desselben bis Königsbrück zu marschieren, und ebenso ist dem General v. Kleist befohlen, nach Großenhain zu gehen. Man schmeichelt sich, daß der General v. Kleist durch forcierte Märsche sich noch bei Bautzen mit uns vereinigen wird. Der Graf v. Witt-

genstein hat zwar den Befehl gegeben, daß die Avantgarde unter dem General Miloradowitsch noch bei Dresden stehen bleiben soll und nur dann seine Retraite antreten soll, wenn der Feind den Übergang mit überlegener Macht antritt." Both war indessen überzeugt, daß er ohne weiteres abmarschieren werde. Diese Episode ist hier so ausführlich behandelt, um die Stimmung zu kennzeichnen, die in der preußischen Armee herrschte und von der der König nicht unbeeinflußt bleiben konnte. Diese Stimmung hatte indessen keine sezessionistische Tendenz, wie in einer neueren, auch in bezug auf die Tatsachen unzutreffenden Darstellung behauptet wird. Die Preußen wollten nicht an unverständiger russischer Führung zugrunde gehen, aber es fiel ihnen nicht ein, sich auf die unmittelbare Landesverteidigung beschränken zu wollen. Dazu waren Blücher und Gneisenau viel zu einsichtig, und der König war stets von der Überzeugung durchdrungen, daß in dem unentwegten Festhalten am russischen Bündnis das Heil lag. Wie der Gedankengang im russischen Hauptquartier war, geht aus dem mehrfach erwähnten Bericht Natzmers vom 10. Mai hervor: „Die Idee, dem Feind heute entgegenzugehen und ihm das gänzliche Debouchieren zu verhindern, wurde vom General Diebitsch sehr goutiert, vom Grafen Wittgenstein aber nicht, weil, wie er sagte, das dortige Terrain dem Feinde günstiger als uns sei usw. Der Graf schien aber entschlossen, in der Gegend von Bautzen sich mit allem zu vereinigen und dem Feind eine zweite große Schlacht zu liefern, welche vielleicht schon den 12. statthaben könnte." Napoleon folgte mit allen Kräften über die Elbe. Am 13. Mai nahmen die Verbündeten bei Bautzen Aufstellung, wohin bereits am 10. das Hauptquartier der Monarchen verlegt worden war. Gneisenau bezeichnete die den Preußen unter York und Kleist hinter den Kreckwitzer Bergen angewiesene Aufstellung als „sehr unzweckmäßig" und legte, in Übereinstimmung mit Knesebeck, vergeblichen Einspruch dagegen ein. Der Mitteilung hierüber an Knesebeck fügte er hinzu: „Glücklicherweise rückt der Feind nicht an."

d) Die Schlacht bei Bautzen.

Entstehung des Schlachtgedankens.

Eine kurze Zeit lang hatte die Absicht bestanden, Napoleon während seines Überganges über die Elbe anzugreifen, was um so erfolgreicher hätte sein können, als Napoleons numerische Übermacht durch Entsendung Neys mit einem starken Korps gegen Berlin zurzeit herabgesetzt war. Napoleon hatte gehofft, dadurch eine Trennung der Preußen von den Russen zu bewirken. Die Verbündeten waren von dem

Offensivgedanken wieder abgegangen, um sich bei Bautzen zunächst mit der nachrückenden Armee Barclays zu vereinigen. Nach dessen Eintreffen verfügten die Verbündeten über 97 100 Mann (einschließlich 7400 Kosaken) mit 627 Geschützen gegenüber 93 000 Mann mit 335 Geschützen unter Napoleons persönlicher Führung; inzwischen war Ney umgekehrt und sein Heranrücken über Torgau mit 65 200 Mann mit 180 Geschützen (ohne das Korps Victor) stand in Aussicht. Außerdem kam noch die Division Peyri dazu, so daß Napoleon in der Tat über 163 900 Mann mit 530 Geschützen zum Angriff verfügte.

Daß die Verbündeten sich überhaupt auf eine Schlacht einließen, dafür sind zweifellos die Preußen maßgebend gewesen. Am 14. und 15. Mai entsandte Hardenberg den getreuen Hippel ins Blüchersche Hauptquartier mit der Mitteilung von dem unfehlbar nahen Bunde mit Österreich. Er sollte fragen, ob das Heer fähig sei, noch eine Schlacht zu versuchen, ohne eine Niederlage befürchten zu müssen; Österreich scheine an der Kampffähigkeit zu zweifeln, es sei daher von großer Wichtigkeit, Europa, bevor man nach Schlesien zurückgehe, nochmals zu zeigen, daß Preußen nicht überwunden sei. Diese Frage wurde dann in Gneisenaus Quartier in der Dachstube eines Bauernhauses von ihm und Clausewitz in Hippels Gegenwart, der hierüber berichtet, erörtert. Das Ergebnis war, daß eine zweite Schlacht in jeder Beziehung möglich und nützlich sei. Das durchschlagende Motiv war also ein politisches und moralisches, wie auch für Gneisenaus Rückzugsplan nach Schlesien. In Koalitionskriegen ist der Einfluß der Politik auf die Operationen stets ein gesteigerter, selten war er so hochgradig wie in den Befreiungskriegen. Es war ein Verdienst des Staatsmannes Hardenberg, vom politischen Standpunkt anzuregen. Wenn die preußischen Heerführer ihm trotz des Gegners großer numerischer Überlegenheit, die übrigens zum Teil durch die geringere Qualität des französischen Rekrutenheeres ausgeglichen wurde, zustimmten, so war das nicht Leichtfertigkeit, sondern das mit dem vollen Verständnis für die politische Lage verbundene stolze Vertrauen, daß die preußischen Truppen sich auch im schlimmsten Falle so schlagen würden, daß Österreichs und ganz Europas Achtung ihnen gesichert blieb. Zu diesem Vertrauen gab Groß-Görschen das Recht. Knesebeck bekannte sich als Gegner einer zweiten Schlacht und vom abstrakt militärischen Standpunkt — wenn es einen solchen gäbe — hätte er recht gehabt, der König aber stimmte jener größeren Auffassung zu und war für die Schlacht.

Die eminente politische Bedeutung des Augenblicks wurde noch gesteigert durch das Eintreffen des österreichischen Gesandten, Grafen Eintreffen Stadions.

Stadion, am 12. Mai in Görlitz und am 14. im Hauptquartier Wurschen. Nachdem er dem Zaren ein herzliches Handschreiben des Kaisers Franz überreicht und von ihm in gewinnendster Weise empfangen worden war, begab er sich zum Könige, der dem vom Zaren im Schlosse genommenen Quartier den Aufenthalt in einem Bauernhause vorgezogen hatte. „Der König sprach lange mit mir", berichtete Stadion zwei Tage später, „mit weniger Seelenschwung als der Kaiser, aber gleichwohl mit großer Festigkeit von dem Ergebnis seiner Betrachtungen über die verzweifelte Lage, in welcher er sich befände, wenn die Sache der Verbündeten preisgegeben würde." Durch eine Note von demselben Tage veranlaßte Stadion die Leiter der Politik Rußlands und Preußens zur Mitteilung ihres politischen Programmes. Der russische Minister Nesselrode und Hardenberg erteilten hierauf am 16. Mai eine inhaltlich übereinstimmende Antwort. König Friedrich Wilhelm hatte diesmal nicht gezögert; am 15. hatte er Hardenberg zum nächsten Tage zu sich bestellt, um jene Antwort zu formulieren. Das Wesentliche des Programmes war Österreichs Wiederherstellung wie vor 1805, Preußens wie vor 1806, Auflösung des Rheinbundes, Unabhängigkeit Deutschlands, Hollands, Spaniens und Italiens, Aufhören des Großherzogtums Warschau.

Das Wurschener Programm.

Kriegsrat in Wurschen.

Gleichfalls am 16. fand in der Wohnung des Zaren ein Kriegsrat statt, dem auch Stadion beiwohnte, der dabei Gelegenheit fand, sich von dem überwiegenden Einfluß Tolls und Knesebecks auf ihre Souveräne zu überzeugen. Die Frage, ob man sich in der bei Bautzen eingenommenen Stellung schlagen solle, stand zur Beratung. Knesebeck sprach nach seinem eigenen Bekenntnis dagegen; solange man nicht mit voller Sicherheit auf Österreich zählen könne, dürfe man nichts riskieren und müsse sich beständig vor dem Feinde zurückziehen, sogar bis hinter die Oder. Er nahm den Gneisenauschen Gedanken eines Rückzuges längs des schlesischen Gebirges auf, indessen in anderem Sinne; denn jener hatte dies nur gewollt, falls die Russen sich im Zurückgehen nicht aufhalten ließen. Toll und Gneisenau waren für die Schlacht, und diese Ansicht mußte siegen, weil Österreich eine Kraftprobe erwartete und weil ihm nach der Lage der Dinge gar nicht zugemutet werden konnte, umgekehrt sich der Knesebeckschen Forderung zu fügen. Auch der so viel angegriffene Wittgenstein hat nach Knesebecks Zeugnis geglaubt, man werde, „ehe die Österreicher sich erklärten, doch noch eine [Schlacht] liefern müssen", und gemeint, „jeder Marsch rückwärts würde ihm mehr Leute kosten als ein Gefecht".

Blücher und Gneisenau, der am 14. an Hardenberg geschrieben hatte: „Alles ist wohlgemut, weil das ewige unnötige Zurückziehen endlich einmal aufgehört hat", waren sogar für eine Offensive, solange Napoleons Kräfte noch geteilt waren. Die Russen waren anderer Ansicht; auch Wittgenstein machte den Angriff des Feindes zur Voraussetzung der Schlacht. Knesebeck schrieb noch am Beratungstage an Scharnhorst: „Nachdem wir . . . eine Zeitlang durch verschiedene An-



Skizze 11. **Erster Schlachttag bei Bautzen am 20. Mai 1813.**

sichten im Generalkommando bald nach der Bautzener, bald nach der Berliner Straße uns hinwenden wollten und demgemäß die Truppen bald rechts, bald links schoben, hat endlich die Ansicht gesiegt, die Gebirgsstraße zu halten, um in näherer Verbindung mit den österreichischen Operationen zu bleiben." Das deutet nicht etwa auf überwundene preußische Trennungsabsichten hin — ein preußisches Oberkommando gab es gar nicht —, sondern bezieht sich auf die allgemeinen

Operationsideen, und es war ein preußischer Erfolg, daß nunmehr die Russen mit den Preußen nötigenfalls nach Schlesien ausweichen wollten, anstatt sich über die Oder zurückzuziehen.

Aufstellung der Verbündeten bei Bautzen und Napoleons Anmarsch.

Die Verbündeten stellten sich zunächst auf dem rechten Ufer der Spree bereit. Napoleon hatte Ney über Luckau auf Hoyerswerda gegen die feindliche Flanke in Marsch gesetzt, während er mit den Hauptkräften vor der Front blieb, — es war ungewöhnlich, daß er nicht alle Kräfte vor der Schlacht vereinigte, aber er stand über allen Systemen, und hier ergab sich aus der Lage ein konzentrischer Angriff ganz von selbst. Am 18. Mai nachmittags fand auf dem linken Flügel eine große Erkundung unter dem russischen General Emanuel statt, die die Monarchen von der Schanze bei der Stadt, dann vom Stadtturm und vom oberen Stockwerk des Schlosses Ortenburg aus beobachteten.

Als die Verbündeten Neys Anmarsch erfuhren, sandten sie ihm den am 16. Mai herangekommenen General Barclay, dem das Yorcksche Korps unterstellt wurde, in der Nacht zum 19. Mai entgegen. Nach einem bei Königswartha am 19. errungenen Anfangserfolge wich Barclay der Übermacht und traf nach einem zweiten Nachtmarsch am 20. auf dem rechten Flügel der Aufstellung bei Bautzen ein. Man hatte Ney nicht so stark eingeschätzt, verlängerte den rechten Flügel und hatte schließlich eine Gesamtausdehnung von 15 Kilometern eingenommen, in der der rechte Flügel als Haken zurückgebogen war.

Schlacht bei Bautzen.

Napoleon hatte seine Hauptstreitkräfte zurückgehalten; beide Teile sollten gemeinsam wirken; als er aber am Nachmittag des 20. die Spree zu überschreiten begann, da wäre noch Zeit gewesen, über seine Kolonnenspitzen herzufallen und sie vor vollendeter Entwickelung und Neys Eingreifen zu schlagen; — das wollte Gneisenau am Nachmittage, aber wieder siegte die zurückhaltende Richtung im Hauptquartier, und der einzige Vorteil, den die Aufstellung nahe hinter dem Hindernis gewährte, die einzige Möglichkeit eines Erfolges trotz der ausgesprochenen numerischen Überlegenheit, wurde aufgegeben. Im Vertrauen auf die künstlich verstärkte Stellung blieb man rein defensiv, ließ den Gegner sich ungestraft aus den Defileen entwickeln und verzichtete, wie bei Groß-Görschen, auf die Ausnutzung der großen Überlegenheit an Kavallerie. Als gegen Mittag die Schlacht mit einer heftigen Kanonade begann, saßen die Monarchen beim Mittagessen. Ohne Verzug jagten sie nach dem Schlachtfelde hinaus, beritten die Stellung und begaben sich dann auf einen Übersichtspunkt.

„Die Leitung der Schlacht wurde", wie Bernhardi nach Toll

berichtet, „in einer geregelteren Weise betrieben, als bei Groß-Görschen; die Monarchen verweilten auf einer Anhöhe zwischen Kubschütz und Jenkewitz, und der Kaiser Alexander war es, der eigentlich den Befehl führte. Er zog dabei vorzugsweise Diebitsch und Knesebeck zu Rate, auch Toll; doch Knesebeck vielleicht am meisten. — Wittgenstein hatte kaum einen Anteil an dem, was geschah, wenn er auch hin und wieder gleich anderen um seine Meinung befragt wurde. Er saß meist in einiger Entfernung vom Kaiser unter einem Baume und schloß die Augen, wie im Schlummer, wohl ohne Zweifel, um es recht anschaulich zu machen, daß er nicht wirklich den Befehl führe und für den Erfolg nicht verantwortlich sei."

Während der Schlacht vermittelte der preußische Flügeladjutant v. Natzmer den Verkehr zwischen den Monarchen und Blücher. Der Zar ließ sich von dem beeinflussen, was er unmittelbar wahrnahm, das heißt von den Gefahren, die dem linken Flügel zu drohen schienen. Als indessen das Gefecht auf dem rechten Flügel begann, begaben sich der Kaiser und der König für kurze Zeit dorthin zu Blücher. Dabei kam es zu einem peinlichen Wortwechsel zwischen diesem und Wittgenstein. So sehr der alte Held bereit war, sich im Interesse der Sache unterzuordnen, so wenig vertrug er unberufenes Dreinreden oder gar eine Ermahnung.

Der König war nicht ohne Sorge für Kleist in seiner vorgeschobenen Stellung und ließ ihm durch Henckel Hilfe in Stärke von 5 bis 6 Bataillonen in Aussicht stellen. Kleist aber mußte sich, vom Feinde umfaßt, zurückziehen, und auf dem linken Flügel gingen die Russen in eine vorher ausgewählte Hauptstellung zurück, anstatt, wie Gneisenau es vorgeschlagen hatte, gegen die die Spree überschreitenden französischen Kolonnen offensiv zu werden. Der am 20. bis in die Dunkelheit währende Kampf blieb unentschieden. Trotzdem war man im Hauptquartier der Verbündeten mit dem Ergebnis sehr zufrieden und hatte für den folgenden Tag die besten Erwartungen. So muß auch der König gedacht haben, der erst nach Beendigung der Schlacht nach Wurschen zurückkehrte; denn sein Flügeladjutant Thile schrieb noch am Abend an den Staatskanzler: „Das Resultat des Tages sind, außer den genommenen 6 Kanonen, 1500 Gefangene und die Zerstörung eines lange berechneten Planes des Gegners, womit seine übrigen Bewegungen in genauer Verbindung stehen." Der Zar nahm in Purschwitz Quartier. Es hat dann noch eine Besprechung beim Könige in Wurschen stattgefunden, über die keine zuverlässigen Angaben vorhanden sind.

2. Schlachttag bei Bautzen.

Am Morgen des 21. erneute sich die Schlacht. Es lag in der Natur der Sache, daß die Entscheidung auf dem rechten Flügel fallen mußte, weil seine Überwältigung ein Aufrollen der ganzen Schlachtlinie zur unausbleiblichen Folge hatte. Gneisenau hatte das stets erkannt und war unermüdlich für die möglichst starke Bemessung der dort zu verwendenden Streitkräfte eingetreten. Man war seinen Anforderungen nicht völlig gerecht geworden, aber der Wiederbeginn des Kampfes am 21. fand ihn noch hoffnungsvoll. „Der Angriff hat wieder begonnen", so berichtet er an Hardenberg am Morgen des 21. Mai auf einem Bleistiftzettel. „Wir Preußen haben durch unsere Batterien dem Feind das Debouchieren verwehrt. Alles steht im Gleichgewicht. Kommt die mir versprochene russische Artillerie noch vor, so ist das Schicksal des Tages nicht zweifelhaft. Alle Truppen sind in bester Ordnung."

Neys Angriff am 21. aber war zu überlegen, und der Zar blieb im Banne der eingebildeten Gefahr für den linken Flügel, während der König vergeblich eine Rechtsschiebung des russischen Zentrums verlangte. Barclay, der auf dem in Wahrheit gefährdeten rechten Flügel stand, erhielt keine Unterstützung und mußte zurückweichen. Blücher, der schon wiederholt über seine gefährdete Lage berichtet hatte, ließ durch Natzmer, der vom Könige zu ihm gesandt war, diesem melden, daß er bereits seine Reserven habe verwenden müssen, um den in seinem Rücken gelegenen Ort Preititz den Franzosen wieder zu entreißen, daß er aber ohne Verstärkung seine Stellung nicht zu behaupten vermöge, und daß die ihm zugeteilten beiden russischen schweren Batterien wegen angeblichen Munitionsmangels zurückgegangen seien. Der Zar ließ die Artillerie wieder vorgehen, und die Monarchen gestatteten Yorck, von Litten aus Blücher zu Hilfe zu kommen. Es war zu spät, — als Blücher das Herannahen der Unterstützung erfuhr und des Königs Befehl eintraf, die Kreckwitzer Höhen zu halten, hatte er bereits der dreifachen Übermacht weichen müssen. Gneisenau berichtete darüber am nächsten Tage auf einem Bleistiftzettel an Hardenberg: „Die Truppen haben sich gestern mit vieler Hartnäckigkeit geschlagen. Die Stellung war so, wie die Russen sie verteidigen wollten, schlecht. Der General Barclay de Tolly ward in unserer rechten Flanke, am Windmühlenberg bei Gleina geschlagen und aufgelöst, dadurch wurden wir Preußen in folgender Figur angegriffen: ; die Punkte sind preußische Truppen. Wir mußten am Ende den Rückzug antreten. Er geschah mit schöner Ordnung, und ohne ein Geschütz zu verlieren."

Der Volontäroffizier v. Thümmel, der die Depesche abzufertigen hatte, fügte noch hinzu, Gneisenau ließe dazu sagen, man werde sich bei weiterem Zurückgehen „ganz ruhig nach Schlesien zurückziehen", Hardenberg möge für Verproviantierung der versprochenen Läger sorgen. „Überdies gibt der Herr General seine Ehre und Kopf E. E. zum Pfand, daß wir, sobald wir Beharrlichkeit genug haben, doch unseren großen Zweck erreichen werden." Nun ist Gneisenau berichtet worden, „der König und der Kaiser von Rußland seien wütend gewesen, daß sich das Blüchersche Korps zurückgezogen habe". Nach Angabe Natzmers aber hat bereits Blüchers letzte, durch Major Graf Brandenburg überbrachte Meldung, daß er der Unterstützung unbedingt bedürfe, wenn er seine Stellung noch länger halten solle, die Monarchen zur Anordnung des allgemeinen Rückzuges bewogen. Folgerichtigerweise können die Souveräne eigentlich nicht über Blücher wütend gewesen sein. Sie waren übrigens bereits längere Zeit auf ihrem Standpunkt dem Artilleriefeuer ausgesetzt gewesen, hatten aber daraus nur Anlaß genommen, ihr Gefolge weiter zurückzuschicken. Nicht die persönliche Gefahr, der die Monarchen hier ausgesetzt waren, sondern die Verhältnisse auf dem rechten Flügel gaben den Ausschlag zum Rückzuge. Es war Knesebeck, der den unter diesen Verhältnissen selbstverständlichen Entschluß, „die Schlacht abzubrechen", befürwortete. „»Wie wird es möglich sein«, sagte der Kaiser, »am hellen Tage einen geordneten Rückzug anzutreten?« Knesebeck erwiderte: »Jetzt ist es noch möglich, später aber nicht.« »Nun gut«, sagten die Monarchen, »dann geben Sie sogleich die nötigen Befehle an die kommandierenden Generale«, und Knesebeck diktierte den Adjutanten das Nötige in die Schreibtafel. Der Kaiser Alexander sowohl, wie der König schienen nun beruhigt und ritten [gegen 6 Uhr abends] nicht im Galopp, sondern ruhig [auch Löwenstern erzählt, daß sie „im Schritt" abritten] in die weitere Rückzugslinie. Diebitsch wurde beauftragt, in der Nähe der Armee zu bleiben und dem Kaiser von allem schnell zu berichten, und, wie ich glaube", — so erzählt Natzmer, — „auch Knesebeck. Wittgenstein nahm gar keinen Teil, so wenig bei der Schlacht, als noch weniger bei dem Rückzuge". Gerechter wird man sagen: Wittgenstein wurde gar nicht gestattet, seinen nominellen Oberbefehl auszuüben, bis der Zar, nachdem seine eigene Schlachtleitung sich so schlecht bewährt hatte, ihn ihm wieder übertrug. Er mochte das selbst angerichtete Unheil nicht mehr ansehen: „Je ne veux pas être le témoin de ce désordre", hat Kaiser Alexander beim Wegreiten zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags zu jenem gesagt. Die beiden Monarchen ritten lange

schweigend nebeneinander, bis des Königs berechtigte Enttäuschung sich in den Worten Luft machte: „Ich habe anderes erwartet. Wir hofften nach Westen zu gehen und gehen nun nach Osten", und als der Zar ihn zu beschwichtigen suchte: „Wenn Gott unseren Anstrengungen seinen Segen erteilt, so werden wir vor der ganzen Welt das Geständnis ablegen müssen, daß wir nur ihm allein den Ruhm des Erfolges werden zu danken haben." Sicherlich war des Königs Gottvertrauen ganz aufrichtig und von Herzen kommend, hier aber handelt es sich doch in erster Linie um eine herbe, aber zutreffende Kritik der russischen Heeresführung. Dadurch erklärt es sich auch, daß der König Knesebecks Vorschlag zum Rückzuge, obwohl derselbe durch das Zurückweichen des rechten Flügels bereits tatsächlich eingeleitet und gar nicht mehr zu umgehen war, auch später als eine verdienstliche Tat beurteilte. Noch im Jahre 1847 bei Gelegenheit der Ernennung Knesebecks zum Feldmarschall nannte der König es eins der „unauslöschlichen Bilder" aus seines Generaladjutanten Leben, wie er „trotz des Dreinredens zweier Monarchen und zahlreicher Unberufener das Abbrechen der Schlacht von Bautzen diktiert und den glorreichsten Rückzug, den siegesschwersten der neuen Kriegsgeschichte durchgesetzt habe".

Das Bewußtsein, unbesiegt zurückzugehen, war auf preußischer Seite ebenso scharf ausgeprägt wie nach Groß-Görschen, und Gneisenau sah in jedem Zweifel an der vollkommensten Ordnung der Truppe, ja selbst in der Annahme, daß der Feind in der Lage sei, dem Rückzuge Schwierigkeiten zu bereiten, eine Beleidigung. Niemand hat diese Auffassung mehr bestätigt als Napoleon, der entrüstet war, daß eine solche Schlacht ihm keine Trophäen und keine Gefangenen gebracht hatte. Das ist ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß es richtig war, die Schlacht anzunehmen. Daß sie schlecht geleitet wurde, ist eine andere Sache, aber auch daran trugen weder der König, noch Blücher und Gneisenau die Schuld.

Der König nahm nach der Schlacht sein Nachtquartier in Reichenbach. Hier sollen noch Beratungen über die nächsten Maßnahmen stattgefunden haben.

e) Die Fortsetzung des Rückzuges und der Waffenstillstand.

Fortsetzung des Rückzuges. Am 22. Mai wurde der Rückzug unter Deckung der Kavallerie fortgesetzt. Bei Reichenbach fand ein Rückzugsgefecht statt, aber alles war weit entfernt vom Rückzuge eines Geschlagenen. Im Hauptquartier zu Lauban, wohin die Monarchen über Moys, ohne Görlitz zu

berühren, geritten waren, wurde das Marschziel erörtert, ob auf dem nächsten Wege hinter die Oder oder nach Schweidnitz und dem Gebirge zu. Für letztere Richtung fiel die Entscheidung. Die Verhandlungen mit Österreich gaben den Ausschlag, und darum half auch Hardenberg nach seinem eigenen Bericht zur Lösung der Frage in diesem Sinne mit.

Charakter des Frühjahrsfeldzuges.

Der Charakter der Kriegführung im Frühjahrsfeldzuge wurde überhaupt in eigenartiger Weise durch politische Rücksichten beeinflußt. Der König wie der Zar wollten ihren Völkern und Europa beweisen, daß sie imstande waren, den begonnenen Kampf durchzuführen. Im besonderen wollten sie sich Österreich als begehrenswerte Bundesgenossen zeigen. Anderseits erkannten sie die Unfertigkeit ihrer Heere und wünschten vor Herbeiführung der endgültigen Waffenentscheidung Zeit zur Organisation und Versammlung stärkerer Kräfte zu gewinnen. Das waren zwei schwer vereinbare Ziele. Bei dem Könige von Preußen kam die Sorge um die unmittelbar bedrohten eigenen Landesteile und sogar um die Hauptstadt hinzu. Eine erneute Preisgabe drohte Störung oder gar Vereitelung der Organisation der Landwehr und Vernichtung der letzten Hilfsquellen. Diese Erwägung machte den König der offensiven Strömung seiner Generale geneigter, und selbst der übervorsichtige Knesebeck vermochte ihn nicht dauernd auf die andere Seite zu bringen. Des Zaren Gefühlsseligkeit ging nicht so weit, um den Schutz des Landes des Freundes dem anscheinend sicheren Wege voranzustellen. Auch er hatte mit zwei widerstreitenden Parteien zu rechnen. Das unvereinbare Doppelziel führte schließlich zu den Kompromißschlachten von Groß-Görschen und Bautzen, in denen heldenhafte Einzelkämpfe merkwürdig mit einer energielosen und des Zielbewußtseins ermangelnden Oberleitung kontrastierten. Daß durch die nicht abzuleugnenden Mißerfolge die öffentliche Meinung und namentlich die Neigung anderer Staaten zum Bündnis ungünstig beeinflußt werden mußte, war klar; auch auf ein Zuwenden der Rheinbundstaaten zur deutschen Sache konnte nur gerechnet werden, wenn man ihnen sicheren Schutz vor Napoleons Rache in Aussicht zu stellen vermochte. So entstand das Bedürfnis, wenigstens durch das Wort aufzuklären, was durch die Tat verfehlt war. Am 23. Mai sagte der König in einem von Lauban erlassenen Tagesbefehl:

Beruhigender Armeebefehl.

„Ich drücke der Armee meine Zufriedenheit aus über den Mut, womit sie am 19., 20. und 21. d. M. aufs neue gefochten hat. Das Korps des Generals v. Yorck hat am 19. und die Truppen unter dem General v. Kleist haben am 20. dem Feinde gezeigt, was wahre

Soldaten unter so würdigen Führern vermögen, und die preußischen Waffen die höchste Achtung erworben, welche einer Armee zuteil werden kann. Die Schlacht am 21. ist abgebrochen worden, weil überwiegende Gründe es erforderten, an diesem Tage keine Kräfte mehr zu opfern, die späterhin den Sieg erringen sollen. Ausdauer ist die Losung in diesem Kriege; nur durch sie wird die Vernichtung des Feindes möglich. Ich vertraue meinem braven Heere, daß es Ausdauer auch ferner in dem hohen Maße zeigen wird, als es Mut gezeigt hat, und bürge ihm dann für den Ausgang."

Dieser Armeebefehl richtete auch Gneisenau und die Offiziere des Blücherschen Hauptquartiers wieder auf, die über die Kränkung, die sie in dem dem Könige erstatteten unwahren Bericht, „der Feind dringe stark und mit Macht auf", und über die angebliche Ungnade der Monarchen außer sich gewesen waren. „Sie sahen sich für ihre Anstrengungen hart behandelt", schrieb Gneisenau am Abend des 23. Mai aus dem Biwak bei Günthersdorf an Hardenberg, „und die Gemüter gerieten in Aufruhr. Der Königliche Brief wird sie besänftigen. Wir müssen indessen Klage führen über eine solche Kränkung, die unverschuldet ist."

Der König ließ es nicht bei einer Beruhigung seines Heeres und der öffentlichen Meinung bewenden, er wandte sich ohne Verzug der Regelung der Verhältnisse in Schlesien zu, wohin die Armee nun zurückging. In kürzester Zeit mußte es sich entscheiden, ob es möglich sein würde, die Einschließung der noch in französischen Händen befindlichen Festung Glogau fortzuführen. Daher erließ er am 22. Mai aus Lauban an den Kommandeur der damit beauftragten Truppen, General v. Schuler, eine Order:

Glogau.

„Das Militär-Gouvernement von Schlesien wird Sie benachrichtigt haben, daß und wie das Belagerungsgeschütz nach den oberschlesischen Festungen zurückgeschickt werden soll; da auch der Fall eintreten kann, daß selbst die Blockade von Glogau schleunig aufgehoben werden müßte, so trage ich Ihnen auf, sich darauf vorzubereiten, daß Sie dann die Ihnen untergebenen Truppen, ohne von der Garnison einen Echec zu erfahren, nach der Gegend abführen können, welche Ihnen angegeben werden wird. Ich brauche Sie nicht darauf aufmerksam zu machen, wie es notwendig ist, dieses Schreiben geheim zu halten."

Schon am nächsten Tage erging die weitere Anweisung, da eine Fortführung der Einschließung unmöglich sei, gleich nach Empfang dieser Order alle Landwehren des Glogauer Kreises ohne Rücksicht auf

den Stand ihrer Einkleidung zu versammeln, die Bekleidungsvorräte auf Wagen mitzunehmen, Kavalleriepatrouillen „auf einige Tagemärsche weit vorzuschicken" und bei Annäherung des Feindes mit den Einschließungstruppen und der Landwehr und dem etwa noch vorhandenen Belagerungsgeschütz nebst Munition bei Glogau das rechte Oderufer zu gewinnen und nach Breslau zu rücken.

Der Rückzug war in zwei Kolonnen fortgesetzt worden, indessen bereits am 25. Mai ließen die Monarchen von Jauer aus Blücher durch den General Barclay ihren Wunsch mitteilen, daß der nachdrängende Feind aufgehalten und an der Katzbach eine Stellung einen Tag lang ohne ernstes Gefecht behauptet werde; die Arrieregarden sollten sich daher „von Bunzlau nur Schritt vor Schritt und nur einer Übermacht weichend" zurückziehen. Am nächsten Tage (26.) wurde, Barclay endgültig mit dem Oberbefehl über die Armee betraut. Um indessen keinen Zweifel zu lassen, daß der Zar der eigentliche Oberbefehlshaber sei, wurde die Form gewählt, daß ihm befohlen wurde, in dessen Hauptquartier zu bleiben, „um von dort aus die allgemeinen Armeeangelegenheiten zu leiten". Gleichzeitig wurde Blücher das „Kommando über sämtliche Truppen des rechten Flügels" übertragen, während General Sabanieff, Generalstabschef der Ostarmee, unter ihm die Russen kommandierte und der abgesetzte Oberbefehlshaber Wittgenstein die Führung des linken Flügels übernahm. Rückzug in zwei Kolonnen.

An demselben Tage führte Blücher mit der preußischen Reservekavallerie den berühmten Überfall von Haynau aus; es war ein großartiger Erfolg gegenüber der französischen Division Maison. Durch nichts konnte besser bewiesen werden, daß in dem Rückzug der Offensivgedanke nicht verloren gegangen war und daß die preußische Reiterei sich ihrer Vorfahren unter Friedrich dem Großen würdig zu zeigen vermochte, wenn nur der rechte Mann an ihrer Spitze stand, — und das war Blücher, der dies Reiterstück ganz sein eigen nennen durfte. Ihm war das ewige Zurückgehen ebenso unsympathisch wie Gneisenau und — dem Könige, und so konnte nur in seinem Sinne sein, wenn jene durch Barclay übermittelte Anweisung wenigstens die Rückzugsbewegung verlangsamte. Überfall bei Haynau.

Er hatte gehofft, man werde bei Schweidnitz Halt machen und unter Anlehnung an die dort unter der Leitung des Oberst v. Valentini angelegten Verschanzungen sich erneut schlagen. Es wurde dabei an Friedrichs des Großen „Lager bei Bunzelwitz" gedacht. Er hatte daher, gleichfalls am 26. Mai, den Major Rühle v. Lilienstern zur Erkundung und Berichterstattung dorthin gesandt. Als tags darauf Rühle und Oberst v. Valentini Einstellung des Rückmarsches.

zurückritten, um zu melden, daß nach ihrer Ansicht die noch nicht vollendeten Verschanzungen doch zur Verstärkung des Widerstandes einer Armee wohl geeignet seien, trafen sie, wie der erstere später erzählte, auf einer Höhe nahe bei Jauer den Kaiser Alexander mit seinem Stabe und hörten vom Rückmarsche des Heeres hinter die Oder sprechen, „wofür der Kaiser sich entschieden erklärte". Rühle bat Valentini vergebens, Gegenvorstellungen zu machen, sprach aber absichtlich so laut, daß der Zar auf das Gespräch aufmerksam wurde und fragte, was es gäbe. Rühle erwiderte unerschrocken: „Ew. Majestät, ein Rückmarsch hinter die Oder ist durchaus nicht nötig"; darauf der Kaiser: „Schweidnitz ist nicht zu halten, wir müssen wohl." Rühle: „Ew. Majestät, die Werke von Schweidnitz sind so stark, daß es dem Feinde sicher nicht gelingt, die Armee aus dieser Stellung zu vertreiben, und es ist sogar mit Bestimmtheit vorauszusehen, daß er nicht einmal einen Angriff versuchen wird." Der Kaiser: „Das ist eine Behauptung, können Sie den Beweis liefern?" Rühle: „Allerdings, Ew. Majestät; denn ich komme soeben von Schweidnitz." Der Kaiser: „Nun, dann wollen wir die Sache näher untersuchen." Der Zar schickte darauf den General Grafen Siewers nach Schweidnitz, der am nächsten Tage berichtete, die Werke seien zwar nicht vollendet, aber stärker als die türkischen Festungen, die im letzten Feldzuge den Russen so viele Verluste bereitet hätten. Trotzdem erhielt Blücher am 28. den Befehl Barclays, eine Marschdisposition für den Rückmarsch in zwei Kolonnen ausarbeiten zu lassen und am 30. einzusenden. Rühle wurde an diesem Tage nebst Major v. Krauseneck ins Hauptquartier nach Schweidnitz entsandt, um auf Knesebeck einzuwirken. Dieser empfing sie mit den Worten: „Die Disposition ist geändert, wir marschieren hinter die Oder, die Werke von Schweidnitz werden in die Luft gesprengt" und verhielt sich ablehnend. Da erblickten sie den König, der erst am Nachmittage vorher von Breslau, wohin er sich am 25. begeben hatte, zurückgekehrt war, am Fenster seines Quartiers, und Krauseneck entschloß sich kurz, eine Audienz nachzusuchen. „Der König ließ ihn vor, nahm seinen Vortrag freundlich auf und erklärte, er sehe die Richtigkeit davon ein, seine Zustimmung zum Marsch über die Oder sei auch nur erfolgt, als er gesehen, daß die Russen durchaus nicht anders wollten. Er entließ Krauseneck mit den Worten: »Mein lieber Krauseneck, die Sache ist leider nicht zu ändern, die Russen wollen es nicht anders«." Als dann die beiden Generalstabsoffiziere auf dem Markt das Erlebte besprachen, trat der als Volontäroffizier dem Hauptquartier Wittgensteins zugeteilte Professor

Kiesewetter an sie heran, erkundigte sich nach dem Grunde ihrer Erregung und versprach Hilfe. „Sie marschieren nicht hinter die Oder." Diese überraschende Zusicherung erläuterte er dann: „Gestern abend war ich in einer Gesellschaft mit dem General Grafen Wittgenstein, es ging lustig zu, und ich habe mit Wittgenstein Brüderschaft getrunken, wir waren zwar beide etwas betan, aber das schadet nichts, beim Abschied sagte er mir: »Bruder Kiesewetter, wenn Du jemals meiner bedarfst, wende Du Dich an mich, was ich für Dich tun kann, werde ich auf Ehre immer tun.«" Kiesewetter ließ sich nochmals die militärischen und politischen Gründe gegen den Rückzug auseinandersetzen und begab sich — gegen 2 Uhr nachmittags — zu Wittgenstein. „Um 6 Uhr abends war der Befehl zum Marsch über die Oder zurückgenommen."

Nun hat Müffling hierzu bemerkt, daß er die Zustimmung Barclays zum Verbleiben der Armee auf dem linken Oderufer erwirkt habe, „wenn Preußen in den Waffenstillstand einginge und der Rückzug über die Oder durch einen Brückenkopf bei Brieg gesichert würde". Der König soll dann von Müffling und Knesebeck gegen die Ansicht Gneisenaus und anderer zur Zustimmung zum Waffenstillstande bewogen worden sein. In der Tat hatte Napoleon, der in den beiden Schlachten viel größere Verluste gehabt hatte als die Verbündeten und dem Österreichs Annäherung an sie nicht verborgen geblieben war, einen Waffenstillstand angeboten, während dessen er sein Rekrutenheer zu konsolidieren, seine noch unzulängliche Kavallerie zu verstärken und durch diplomatische Künste Österreich sich günstig zu stimmen hoffte. Am 29. Mai waren die Waffenstillstandsverhandlungen im Hauptquartier bereits im vollen Gange, und die entgegenstehenden Ansichten platzten aufeinander. Zuerst wurde am 1. Juni abends eine 36stündige Waffenruhe mit 36stündiger Aufkündigungsfrist abgeschlossen, und am 4. Juni wurde der Waffenstillstand zu Pläswig von den Bevollmächtigten unterzeichnet, mit Dauer bis zum 20. Juli und sechstägiger Kündigungsfrist. Die Monarchen vollzogen den Vertrag am 5. morgens 10 Uhr im Predigerhause zu Ober-Gröditz, wo der König wohnte. Waffenstillstand.

Jene Erzählung Rühles von der Abwendung der Gefahr des Rückzuges hinter die Oder ist hier so ausführlich wiedergegeben worden, weil sie typisch ist für den König, für seinen Berater Knesebeck und für den Zaren. Der Widerspruch zu den Angaben Müfflings ist nur scheinbar. Allerdings maß Müffling sich später gewohnheitsgemäß das Verdienst jedes Entschlusses bei, der sich als zweckmäßig erwiesen Das Charakteristische in d. Erzählung Rühles.

hatte, indessen spricht hier viel innere Wahrscheinlichkeit für die Richtigkeit seiner Darstellung, ebenso wie es unwahrscheinlich ist, daß Professor Kiesewetter und Wittgenstein die Entscheidung herbeigeführt haben sollten, schon darum nicht, weil Wittgenstein, wie wir wissen, gar nicht mehr Oberbefehlshaber war und auch als solcher nur einen beschränkten Einfluß auf die Operationen ausgeübt hatte. Darum braucht nicht ein Wort der Rühleschen Erzählung unrichtig zu sein. Aus beiden Berichten aber geht unzweideutig hervor, daß der König dem Rückzug hinter die Oder entschieden widerstrebte, in der richtigen Erkenntnis indessen, daß nur im Zusammengehen mit Rußland ein Erfolg möglich sei, mit schwerem Herzen sich fügte. Ebenso hat er sich offenbar nur mit Widerwillen zum Waffenstillstand entschlossen und hat schließlich zugestimmt, weil in der Tat gerade für Preußen, dessen Rüstungen noch nicht vollendet waren, das meiste dafür sprach. Er hat sich in diesem Falle nicht überstimmen, sondern überzeugen lassen, sonst hätte Hippel, an dessen Wahrheitsliebe nicht zu zweifeln ist, nicht sagen können, der König habe die Lage der Dinge mit dem gewohnten ruhigen Scharfblick am richtigsten beurteilt und in jener Zeit seien oft seine Worte wiederholt worden: „All diese über den Waffenstillstand Unzufriedenen werden, wenn er zu Ende geht, mit ihren Kriegsanstalten noch nicht fertig sein und die Verlängerung wünschen.“ In diesem Sinne notierte auch Hardenberg am 29. Mai in seinem Tagebuch: „Waffenstillstandsunterhandlungen. Verschiedene Ansichten. Debatten. War doch gut.“

Anders war der Standpunkt Knesebecks; er wollte den Rückzug hinter die Oder nicht abwenden helfen, weil dieser für ihn ein „Manövrieren“ darstellte, und er erwärmte sich für den Waffenstillstand, hauptsächlich weil nun das „Negoziieren“ beginnen konnte. Mit „Manövrieren“ und „Negoziieren“ wollte er den Krieg entscheiden, nicht mit der Schlacht, und darum stand er in so grimmigem Gegensatz zu Blücher und zu denen um ihn. Einer von diesen, es ist wieder Rühle, hat von ihm gesagt: „Knesebeck ist ein Mann, der sehr viel geschadet hat und noch mehr geschadet hätte, wenn er imstande gewesen wäre, etwas zu kommandieren, und nicht im schlimmsten Moment immer krank gewesen wäre. Er ist durchaus unentschlossen, weitläufig, ohne gesunde Ansichten, weise, kleinlich und eifersüchtig.“

Für Kaiser Alexander ist es bezeichnend, wie rasch er auffaßt, wie leicht er anderen Ansichten zugänglich ist, die er in jedem Falle mit Verbindlichkeit und Grazie anhört, wie bald er sich aber auch wieder umstimmen läßt.

Für den Waffenstillstand waren schließlich dieselben Bedingungen maßgebend, wie für die vorangegangene hinhaltende Art der Kriegführung, und daher waren auch die Rollen bei der Beratung darüber entsprechend verteilt.

Noch im letzten Augenblick während der Waffenstillstandsverhandlungen tauchte das Gespenst des Rückzuges nach Polen erneut auf. An Barclay, der diesen Gedanken vertrat, sandte Blücher am 1. Juni eine Denkschrift, in der er die Nachteile eines Zurückgehens auf das rechte Oderufer nachwies, und meinte, jetzt sei der Augenblick gekommen, über den bei Jauer zurückgebliebenen Feind herzufallen. In dem einer dem Könige übersandten Abschrift beigefügten Schreiben sprach Blücher seine Überzeugung aus, daß Barclay sich nicht überreden lassen werde, und beantragte für diesen Fall die Trennung der preußischen Armee von der russischen behufs schrittweisen Rückzuges „gegen den Fuß der Berge, die die Grafschaft Glatz nördlich umgeben ..., während die Landwehren einstweilen die festen Lager von Glatz und Neiße besetzen". Blücher hoffte dabei auf ein späteres Wiedervorgehen der Russen und — auf eine Trennung der Streitkräfte Napoleons. Inzwischen aber hatte Barclay den Rückzugsbefehl zurückgenommen — offenbar beeinflußt durch den günstigen Fortgang der Waffenstillstandsverhandlungen. Trotzdem traten in einem am 2. Juni in des Königs Hauptquartier Ober-Gröditz abgehaltenen Kriegsrat dieselben Differenzen hervor. Schließlich fügte sich der König, um die Trennung zu vermeiden, in den gemeinsamen Abmarsch zwar nicht hinter die Oder, aber doch auf Strehlen, also nicht längs dem Gebirge. Gneisenau, der die das Heer beherrschende Stimmung zum Ausdruck brachte, wurde nicht müde, gegen einen weiteren Rückzug zu protestieren — da beendete die Unterzeichnung des Waffenstillstandes am 4. die Krisis, bevor der König eine neue Entscheidung getroffen hatte. Drohende Trennung.

In Preußen suchte man während des Waffenstillstandes die Rüstungen mit allen Kräften zu vollenden; es wurden neue Reservetruppenteile aufgestellt, ein 2. Garderegiment zu Fuß formiert und die Organisation der Landwehr beendet. Der König war überaus tätig, und wie sehr ihm daran gelegen war, die Operationen nicht mit erneutem Zurückweichen zu beginnen, geht aus seinen Anordnungen in bezug auf die schlesischen Festungen und im besonderen aus seinem am 9. Juni gegebenen Befehl hervor, die Befestigungen von Schweidnitz binnen einer Woche zu vollenden, woran sich das Ersuchen an Barclay knüpfte, die Quartiere in der nächsten Umgegend behufs Unterbringung von 5000 Schanzarbeitern zu räumen. Preußische Rüstungen während des Waffenstillstandes. Verstärkung von Schweidnitz.

Gneisenau. Die Frage der Landesverteidigung von Schlesien, das heißt die Instandsetzung der Festungen und die Organisation der Landwehr, stand, wie die Verhältnisse lagen, im Vordergrunde. Da General v. Zastrow sich der letzteren ihm bisher übertragenen Aufgabe nicht gewachsen gezeigt hatte, konnte der König nichts Besseres tun, als Gneisenau zum Generalgouverneur der Provinz mit außerordentlicher Vollmacht zu ernennen. Es gehörte eine Kraft wie die seinige dazu, alle Schwierigkeiten zu überwinden, zu denen sich die während der Zeit der Ruhe überhand nehmende Indisziplin der Russen gesellte, die geradezu eine Auflösung ihres Heeres befürchten ließ. Generale und Offiziere reisten, wie Gneisenau Hardenberg klagte, in die Bäder, die Mannschaften zerstreuten sich in der Provinz. Dem feurigen Manne ging alles zu langsam, auch des Königs Entscheidungen. „Während Stunden kostbar sind, gehen Tage verloren", schrieb er am 9. Juni dem Staatskanzler und beschwor ihn, dem Kaiser Alexander schleunigst eine Denkschrift über die Zustände im russischen Heere vorzulegen.

Während Gneisenau dies schrieb, hatte der König schon jene Entscheidung getroffen, durch die gleichzeitig der so verdienstvolle und tapfere, aber jetzt kranke Graf Götzen seiner Stellung enthoben wurde. An diesen erging am 8. Juni aus Neudorf bei Reichenbach eine Order:

„In dem Betracht, daß das Militärgouvernement durch die Anwesenheit der Armee in der Provinz nur als eine Zwischenbehörde zwischen dem Oberbefehlshaber der Truppen und den unteren Verwaltungszweigen bestehen bleiben könnte, der Geschäftsgang aber dadurch nur weitläufiger werden würde, habe Ich Mich veranlaßt gefunden, das Militärgouvernement in Schlesien für jetzt seiner Dienstverwaltung zu entbinden. Bis die Armee bei erneuten Kriegsoperationen die Provinz wieder verlassen wird. Der Generalmajor v. Gneisenau ist angewiesen worden, während der jetzigen Waffenruhe neben den Geschäften als Generalquartiermeister auch die obere Leitung aller auf Verteidigung und künftige Kriegführung Bezug habenden Anordnungen zu übernehmen, und habe Ich ihm dabei den Regierungspräsidenten Merkel zugeordnet. Ich erkenne mit Dank die Anstrengungen, welche Sie dem Interesse meines Dienstes jederzeit und besonders in der letzten wichtigen Epoche gewidmet haben, und halte Mich überzeugt, daß, wenn auch Ihre angegriffene Gesundheit, nach Ihrer Mir getanen Erklärung, für jetzt die Anstrengungen eines tätigen Geschäftsverhältnisses nicht verstattet, Sie doch gern Ihre Kräfte dem Dienste des Staates wieder widmen werden, wenn Ich Mich dereinst nach Ihrer

gänzlichen Wiederherstellung veranlaßt finden sollte, Sie in Anspruch zu nehmen. Ihr Dienstpersonal mögen Sie dem General v. Gneisenau überweisen."

Wie weit zurück übrigens die Landwehr in ihrer Ausrüstung und Ausbildung noch war, geht daraus hervor, daß erst am 23. Juni der König seinen Entschluß kund tat, auch das erste Glied aller Landwehrbataillone mit Gewehren zu bewaffnen. Gleichzeitig wurde ein Austausch der verschiedenartigen Feuerwaffen anbefohlen, so daß wenigstens innerhalb einer Provinz fortan die Gewehre gleiches Kaliber haben sollten.

Als der König Gneisenau den großen Vertrauensposten in Schlesien gab, machte er ihn dadurch zu Scharnhorsts Nachfolger auf organisatorischem Gebiete an der im Augenblick wichtigsten Stelle und gewährte ihm weiten Raum für seine Tätigkeit. Diese Aufgabe war naturgemäß nur für die Zeit des Waffenstillstandes berechnet. Gneisenaus bewährte Kraft durfte für die in einigen Wochen in Aussicht stehende Wiederaufnahme der Operationen nicht fehlen, zumal dann seine organisatorische Tätigkeit im wesentlichen beendigt sein mußte. Vor allem war darauf Bedacht zu nehmen, die durch Scharnhorsts Tod entstandene Lücke auszufüllen und die Stellung der nächsten Berater des Königs endgültig zu regeln. Sein Flügeladjutant, Denkschrift Thiles. Major v. Thile (Direktor der 1. Division des Allgemeinen Kriegsdepartements, entsprechend der nachmaligen persönlichen Abteilung), brachte dies in einer seinem Herrn am 5. Juni in Landeck vorgelegten Denkschrift zur Sprache: „Solange dieser General [Scharnhorst] unmittelbar bei der Armee und in der Nähe Ew. Königlichen Majestät sein konnte, vereinigte er durch seine tiefe Kenntnis, sein seltenes Talent und das volle Maß des Vertrauens, welches E. K. M. ihm schenken durften, die Wirksamkeit aller höheren Militärbehörden in sich allein und der Chef des Kriegsdepartements mit den Direktoren der Divisionen waren — zur Stelle wenigstens — zu entbehren. Seit seinem Hinscheiden ist dies anders, weil leider die Lücke, die er hinterließ, durch einen Mann nicht wieder ausgefüllt werden wird." Thile ist der Ansicht, daß zwei neue Zentralpunkte geschaffen werden müßten, für die Operationen in einem kommandierenden General oder in einem Generalquartiermeister der Armee, für die Heeresverwaltung im Chef des Kriegsdepartements (unserem jetzigen Kriegsminister entsprechend); beide müßten sich gegenseitig unterstützen, und nur wenn der König beständig bei der Armee bliebe und den Chef des Kriegsdepartements bei sich behalte, werde eine ordnungsmäßige und rasche Geschäfts-

führung gewährleistet, „welche die Anordnungen des Gegners zu allen Zeiten charakterisiert". Die Bearbeitung der Kriegsvorbereitungen habe in letzter Zeit einen höchst verderblichen Charakter angenommen und unter Unregelmäßigkeiten und Übergriffen in fremde Bereiche gelitten. Da nach Scharnhorsts Tod nicht mehr zu hoffen sei, „die Einheit in den Kriegsvorbereitungen auf dem vorigen Wege wieder hergestellt zu sehen", möge der König „beschließen, was zu einer sicheren Abhilfe des Übels führen kann. Der Krieg, der wieder ausbricht, wird über die Freiheit und den Glanz E. K. M. Thrones und über das Glück Ihres treuen, wahrlich bewährten Volkes entscheiden. Nur mit dem tiefsten Kummer kann in diesen Krieg gehen, wer E. K. M. treu liebt, und wem das Leben weniger als das Wohl seines Königs gilt, — wenn er nicht die Gewißheit mit sich nehmen darf, daß der Grund, auf dem wir stehen, nicht schwankt, während die Armee mit bereiter Hingebung und durch Ströme Bluts die Pflichten für E. K. M. und das Vaterland besiegelt".

Das unbefangene Urteil, das Thile hier entwickelt, und noch mehr die großartige und doch ehrerbietige Offenheit seinem Herrn gegenüber sollte vorbildlich für einen Mann in seiner Stellung sein, — er selbst hat sich mit diesem Schriftstück ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Leider entschloß sich der König nicht, den zweckmäßigen Vorschlag anzunehmen. Er behandelte die Angelegenheit dilatorisch. Dem frischen Luftzug des Krieges, der ihm die Fesseln der eigenen Natur gelöst hatte, war die Schwüle des Waffenstillstandes gefolgt, und — Knesebeck war zurzeit der einzige nennenswerte militärische Berater höherer Stellung in seiner unmittelbaren Umgebung. Das erste Aushilfsmittel war die Ernennung Gneisenaus durch eine sehr gnädige Order vom 21. Juni zum „Generalquartiermeister der Armee", aber bezeichnenderweise fehlte jeder Hinweis, wie diese Stellung gedacht war. Das wäre um so nötiger gewesen, als ein Oberkommando über das preußische Heer als solches gar nicht bestand. Gneisenau mußte annehmen, daß die ihm zugedachte Tätigkeit ihn an die Person des Königs fesseln werde. Er kannte nur allzusehr den Gegensatz zwischen seiner und seines Herrschers Natur, Neigungen und Lebensauffassung und hielt ihn, wie er später wiederholt in uns erhaltenen Briefen Hardenberg gestanden hat, für unüberbrückbar und ein unmittelbares Zusammenwirken für völlig aussichtslos. Vielleicht ging er darin zu weit, jedenfalls bestand bei ihm eine mindestens so große Voreingenommenheit wie beim Könige. Selbstredend konnte er diesem den wahren Grund nicht offen darlegen, wenn er die Stellung ablehnte.

Offenbar war es im wesentlichen nur ein Vorwand, um von jener Verwendung loszukommen, wenn er, die ihm allerdings eigene Bescheidenheit übertreibend, am 29. Juni erklärte, daß er „die für diesen Posten erforderlichen Fähigkeiten und Kenntnisse nicht besitze“. Unter der Oberleitung Scharnhorsts, und von einsichtsvollen Freunden unterstützt, habe er die entsprechende Stelle bei einem kleinen Armeekorps einigermaßen versehen können, für eine so große Armee in solchem Augenblick seien seine Kräfte unzureichend. Schließlich schlug er, befremdlich genug, Knesebeck für jenen Posten vor. Man kann diesen Schritt nicht billigen und nur damit erklären, daß er sich sagte, daß es doch so kommen werde. Der König scheint hiermit gar nicht unzufrieden gewesen zu sein; denn er antwortete am 8. August aus Neudorf zwar, daß er Gneisenaus Besorgnisse nicht teilen könne, beschränkte seine Tätigkeit aber doch auf den für Schlesien bestimmten Teil des Heeres — er verblieb also bei Blücher. Da er den Titel eines „Generalquartiermeisters der Armee“ behielt, dessen Obliegenheiten aber höchstens auszuüben hatte, soweit Personalien des Generalstabes in Frage kamen, war hierdurch die eine Hälfte des Vorschlages Thiles in verneinendem Sinne erledigt. Als Gneisenau sich bald darauf beim Könige zum Antritt seiner Stellung bei der Schlesischen Armee meldete, empfing ihn dieser sehr gnädig, sagte aber: „Von nun an bitte ich mir aber strengsten Gehorsam meiner Befehle aus.“ Dies bezog sich, wie Gneisenau gleich darauf erzählt hat, auf zwei Fälle, in denen Scharnhorst zu Beginn des Feldzuges seinen Anweisungen zuwider gehandelt hatte.

Der Chef des Kriegsdepartements.

Der König traf nun auch in bezug auf die zweite Persönlichkeit, deren Verbleiben Thile in seiner Nähe für nötig erachtet hatte, eine ablehnende Entscheidung. Er wollte den Chef des Kriegsdepartements nicht in seinem Hauptquartier behalten, und ebensowenig den Direktor der 3. Division (Artillerieangelegenheiten) des Allgemeinen Kriegsdepartements. „Denjenigen Teil ihrer Funktionen, der ihre unmittelbare Gegenwart im Hauptquartier nötig macht“, sollte der Generaladjutant vertreten. Auf den Vorschlag, Boyen jenes Departement zu übertragen, war er nicht eingegangen. Damit war Knesebeck, neben dem Vortrag über die Operationen — an Stelle des abwesenden Generalquartiermeisters —, auch noch die Tätigkeit des Chefs des Kriegsdepartements zugedacht. Kam dies zur Ausführung, so hatte er, außer der Leitung der Politik, alles erreicht, was er angestrebt hatte. Die grundsätzliche Ausschaltung des Chefs des Kriegsdepartements aus dem Hauptquartier war bereits durch eine anderweitige Verwendung des zurzeit in dieser Stelle

befindlichen Generalmajors und Geheimen Staatsrates v. Hake vorbereitet worden. Erst durch die Order vom 7. Mai war sein Geschäftskreis und der des Generalintendanten, Generalmajors und Geheimen Staatsrates Grafen Lottum, gegeneinander abgegrenzt worden, und schon in einer Order vom 16. Juli wurde seine Zuteilung zum Hauptquartier Schwarzenbergs in Aussicht genommen, obwohl er selbst um eine Verwendung in der Front gebeten hatte. Am 14. August befahl der König dann, daß er auch in dieser neuen nur „temporalen" Verwendung den alten Posten bis auf weiteres behalten solle, während die beiden Departementsdirektoren, von ihm „gehörig instruiert", in seiner Abwesenheit die Geschäfte führen sollten.

Der Wirkungskreis des Generaladjutanten. Thile hatte über alles an den Staatskanzler Hardenberg berichtet, der auch Vorgesetzter des Kriegsdepartements war, und dem alle Verfügungen von finanzieller Tragweite vorgelegt wurden. Am 9. August legte er ihm, seinem Befehle gemäß, einen Vorschlag, betreffend die Abgrenzung des Wirkungskreises des Generaladjutanten, vor und am folgenden Tage verfaßte er den „Entwurf zu einer Instruktion für den Generaladjutanten Sr. Majestät", in der in Anbetracht „der Notwendigkeit, den Chef des Kriegsdepartements im Innern des Landes zu lassen, wenn die Armeen über die Grenze marschierten", die Regelung seiner Vertretung beim Könige durch Knesebeck in allen Einzelheiten vorgesehen war. Dieser Entwurf ist indessen niemals zur definitiven Bestimmung geworden, und nirgends findet sich ein Allerhöchster Befehl in seinem Sinne. Der König hatte sich also auch jetzt nicht zu einer endgültigen Regelung zu entschließen vermocht. Im Laufe des Herbstfeldzuges muß er sich aber doch von der Unhaltbarkeit dieses unklaren Zustandes überzeugt haben. Den Gedanken an eine Überweisung der Geschäfte Hakes an Knesebeck gab er endgültig auf, und am 13. Dezember übertrug er des ersteren Amt bis auf weiteres an den Generalmajor v. Rauch, der, je nach Bedürfnis, seinen Aufenthalt in Berlin oder bei dem Königlichen Hauptquartier wählen durfte.

Wir haben hier vorgegriffen, um die Frage der Wahl der Berater des Königs zum Abschluß zu bringen, und diese so ausführlich behandelt, weil die Art seiner Entscheidung ungemein bezeichnend für sein Wesen ist. Er vermochte sich der Erkenntnis nicht zu verschließen, Gneisenau. daß Gneisenau der einzige war, der als Chef des Generalstabes der Armee in Frage kam, und überwand seine persönliche Abneigung gegen ihn. Als Gneisenau ein Gleiches nicht gelang, war der König nicht unangenehm berührt, ihn, nachdem er seinen guten Willen gezeigt hatte, von seiner Person fern zu wissen, aber durch den Titel, den

er ihm gegeben hatte, räumte er ihm doch einen über die ihm übertragene Stellung hinausgehenden Einfluß ein, und diese Stellung war in der Tat die wichtigste, die er zu vergeben hatte, da kein preußisches Oberkommando bestand. Blüchers Heeresteil repräsentierte Preußen, und diesem Heeresteil konnte, nachdem dem unternehmendsten General der fähigste und gleichzeitig kühnste Generalstabschef zugeteilt war, die größte Operationsfreiheit gelassen werden. Wie die folgenden Ereignisse bestätigt haben, wuchs hierdurch der durch das Überwiegen der russischen Kommandogewalt unterdrückte preußische Einfluß wieder, und von diesem Gesichtspunkte betrachtet, wird man des Königs von Gneisenau selbst provozierte Entscheidung, die diesen in eine Stelle brachte, die äußerlich nur zweiten Ranges war, doch als einen glücklichen Ausweg ansehen müssen. Er war die glücklichste Ergänzung zu Blücher, die man sich denken konnte. Man stelle sich dagegen Gneisenau in des Königs unmittelbarer Umgebung vor, zusammen mit Knesebeck, — eine Ehe wie Feuer und Wasser. Gneisenau war eine zu vornehm und zu ideal angelegte Natur, um im Kampfe kleinlicher Intrigen Sieger zu bleiben, und unfähig, einen solchen Gegner zu beseitigen.

Taktische Anweisungen.

Neben den Personalfragen beschäftigten den König lebhaft die Erfahrungen der ersten Schlachten. Es war ihm nicht entgangen, daß es an zielbewußtem Handeln und zweckmäßiger Verwendung der drei Waffen gefehlt hatte. Wie er einst im Winter 1806/07 seine Gedanken über die gegen die Franzosen anzuwendende Taktik als Niederschlag der traurigen Erlebnisse von Auerstedt niedergeschrieben hatte, so fühlte er jetzt abermals das Bedürfnis, die neuesten Errungenschaften der Armee nutzbar zu machen. Er hatte darauf verzichten müssen, sein Heer zu führen, nun wollte er es wenigstens nach bestem Wissen zum weiteren Kampfe anleiten. Vom 10. August aus Neudorf ist eine „Instruktion für die Korpskommandeure, Brigadechefs und Brigadekommandeure“ datiert, die wahrscheinlich nach Gneisenaus Direktive von dem Flügeladjutanten Major v. Natzmer verfaßt war. Des Königs Einwirkung ist unverkennbar, man glaubt geradezu Bezugnahmen auf Auerstedt zu erkennen, z. B. wenn gesagt wird: „Es ist durchaus nicht zweckmäßig, bei der Art, wie unser Gegner den Krieg führt, das Gefecht mit der Kavallerie anzufangen“, und wenn der Grundsatz aufgestellt wird, erst nach langer Vorbereitung den Hauptangriff zu beginnen, den konzentrische Wirkung zahlreicher Artillerie unterstützen soll. Der Schwerpunkt der gesamten Instruktion liegt in dem Satze: „Der Krieg überhaupt, besonders aber

der Ausgang des Gefechts beruht auf dem Übergewichte der Kraft auf einem Punkte.“ Man erkennt deutlich, was der König und die Seinigen von Napoleon gelernt hatten. Bemerkenswert ist es auch, daß die Instruktion mit einer Warnung vor Künsteleien schließt, und gerade dieser Schluß trägt ebenso wie der Eingang einen ganz persönlichen Charakter. Jener lautet: „Da ich bei den stattgehabten Schlachten und Gefechten bemerkt habe, daß mehrere Waffenarten nicht immer zweckmäßig gebraucht und überhaupt nicht genug Disposition ins Gefecht gebracht wird, so will ich bei der bevorstehenden Wiedereröffnung des Feldzuges folgende, zwar längst bekannte und schon ehemals von mir ausgesprochene Kriegsregeln in Erinnerung bringen.“ Der letzte Satz der Instruktion beseitigt jeden Zweifel, daß der König auch da, wo er ins einzelne eingeht, kein Schema, sondern Grundsätze geben will: „Alles dies sind mehrmals gesagte und Ihnen allen bekannte Sätze. Wir haben sie so oft bei unseren Friedensmanövern geübt; aber ich wiederhole sie Ihnen, denn das Bekannte wird oft vergessen, weil es durch seine Einfachheit uns alltäglich erscheint, und doch hängt der Sieg oft an ihnen. Ohne es zu achten und sich täglich zu wiederholen, verfällt man oft in zu künstliche Dispositionen oder geht, was noch schlimmer ist, ohne alle Dispositionen ins Gefecht. (Die Erfahrung, die Sie alle gemacht, wird Ihnen deshalb die Notwendigkeit gezeigt haben, nicht zu verschmähen, was sie uns als bewährt gezeigt hat.)“ Mag man nun den Anteil der Berater des Königs an dieser Anweisung für die Schlacht noch so hoch einschätzen, der König machte sich in jedem Falle die ausgesprochenen Grundsätze ganz zu eigen und deckte sie mit seinem Namen. Er übernahm hiermit die volle Verantwortung für die Kampfweise seiner drei verschiedenen Armeen eingegliederten Truppen und wahrte sich dadurch die Einwirkung auch auf die Schlachten, denen er nicht beiwohnte. Sein Einfluß wurde um so größer, als auf allen Kriegsschauplätzen in Deutschland die Preußen es waren, die in erster Linie den Gedanken der Offensive vertraten. Der Wert einer einfachen und zielbewußten Taktik stieg noch dadurch, daß, wie wir noch sehen werden, die in Aussicht genommene Strategie bedenklich an einer Überschätzung des Manövers krankte. Was wir als Scharnhorsts militärisches Testament bezeichnet haben, — „weniger Wert auf die strategische Aufstellung, mehr auf die taktische zu legen“, — das kommt schon hier zum Ausdruck, obwohl schwerlich Knesebeck diese an ihn gerichtete Mahnung des Sterbenden seinem Souverän mitgeteilt haben wird. Ein Vergleich der Instruktion mit

den vom Könige im November 1806 eigenhändig niedergeschriebenen Grundsätzen wird zeigen, wie verwandt beide miteinander sind, und damit wird man erkennen, daß auch die neue Anweisung sein geistiges Eigentum war. Damals hatte er empfohlen „dem Feinde stets mit überlegener Macht entgegenzugehen", jetzt wollte er den Krieg auf das „Übergewicht der Kraft auf einem Punkte" basieren. Damals hatte er vor „weitläufigen Dispositionen" gewarnt, jetzt vor „zu künstlichen". So sind es durchweg dieselben großen Gesichtspunkte.

Demarkationslinie.

Peinlich blieb die durch den Waffenstillstandsvertrag festgesetzte Demarkationslinie: Napoleon bekam Schlesiens Hauptstadt in die Gewalt und hatte sich so eigentlich zwischen die Verbündeten und Rußland geschoben. Am schlimmsten aber mußte der moralische Eindruck sein, daß in Breslau, für Preußen der Ausgangspunkt des Befreiungskrieges, nun der Feind weilte. Daß der Weltbeherrscher in Breslau schon viel gemäßigter auftrat als früher, ein Zeichen des eigenen Schwächegefühls, ist damals schwerlich in weiterem Kreise beachtet worden. Die verbündeten Souveräne hatten ihr Hauptquartier zwischen Schweidnitz und Glatz wählen müssen, der König in Neudorf und der Zar in Peterswaldau. Die Lage schien nur erträglich, wenn man Österreichs Beitritt zum Bündnis als sicher annahm; denn man stand in der Tat mit dem Rücken gegen Böhmen.

Stimmung in Preußen.

Die Preußen vermochten alles das nicht zu begreifen; einmütig waren sie dem Rufe ihres Königs gefolgt, rückhaltlos hatten sie Leib und Leben, Hab und Gut zur Verfügung gestellt, im Kriege hatten sie die Hauptarbeit getan, die Leichen ihrer besten Söhne bedeckten die Schlachtfelder, keine Trophäe hatten sie dem Gegner gegönnt, wohl aber ihm, dem Sieggewohnten, Geschütze und Gefangene abgenommen und ihm weit größere Verluste, als die eigenen waren, zugefügt — und doch immerwährenden Rückzug, Preisgabe eines großen Teils von Schlesien, Gefährdung der Hauptstadt Berlin und nun gar — ein Waffenstillstand. Man wußte wohl auch, daß Blücher und Gneisenau, von denen man alles hoffte, anders dachten, — da bedurfte es beruhigender Worte, und wenn Clausewitz es unternahm, in einer kleinen Schrift mit überzeugender Logik darzutun, wie alles gekommen, so nahm das Zeit in Anspruch, — es bedurfte einer Erklärung der höchsten Autorität. Der König zögerte nicht sie zu geben, und in einem vom Tage nach Abschluß des Waffenstillstandes datierten Erlaß sagte er:

„Der Feind hat einen Waffenstillstand angeboten. Ich habe ihn mit Meinem Alliierten bis zum 20. Juli angenommen. Dies ist ge-

schehen, damit die Nationalkraft, die Mein Volk bis jetzt so ruhmvoll gezeigt hat, sich vollkommen entwickeln könne. Rastlose Tätigkeit und ununterbrochene Anstrengungen werden uns dazu führen. Bis jetzt war uns der Feind an Zahl überlegen, und wir konnten nur den alten Waffenruhm wiedergewinnen; wir müssen jetzt die kurze Zeit benutzen, um so stark zu werden, daß wir auch unsere Unabhängigkeit erkämpfen. Beharrt in Eurem festen Willen, vertraut Eurem Könige, wirkt rastlos fort und wir werden auch diesen heiligen Zweck erringen."

Politische Verhandlungen.

Neben der Fortsetzung der Rüstungen war die Zeit des Waffenstillstandes den diplomatischen Verhandlungen gewidmet. Österreich, von beiden Seiten umworben, zeigte sich ziemlich spröde, und es war ein Glück, daß es bekannt wurde, daß Napoleon auch mit Kaiser Alexander anzuknüpfen versucht hatte. Dadurch geriet Österreich in die Gefahr der Isolierung, und Metternich, dessen Kaiser sich in Gitschin befand, ergriff nun die Initiative. Am 19. Juni einigte man sich in Opotschno mit den russischen und in Ratiborschitz mit den preußischen Diplomaten, worauf am 27. Juni zu Reichenbach ein Vertrag abgeschlossen wurde, der das bisherige russisch-preußische Programm in ungünstigem Sinne kürzte. Die Grundlage der Friedensverhandlungen mit Frankreich sollten demgemäß sein: Auflösung des Großherzogtums Warschau und Verteilung seiner Provinzen an die drei vertragschließenden Staaten ohne Einmischung Frankreichs; Vergrößerung Preußens hierdurch und durch Danzig; Räumung aller polnischen und preußischen Festungen seitens der Franzosen; Rückgabe der illyrischen Provinzen an Österreich; Wiederherstellung der Hansestädte und ein mit dem allgemeinen Frieden zu verknüpfendes Abkommen über die Abtretung der übrigen Teile der 32. Militärdivision. Die Verbündeten rechneten auf weitere Zugeständnisse in den seinerzeit mit Frankreich zu eröffnenden Verhandlungen, hatten sich aber schließlich mit dieser Grundlage für deren Eröffnung zufrieden gegeben, weil Österreich sich dagegen verpflichtet hatte, Frankreich den Krieg zu erklären und sich Rußland und Preußen anzuschließen, falls Frankreich nicht bis zum 20. Juli jene Bedingungen sämtlich angenommen habe. Rußland und Preußen aber notifizierten Österreich, daß sie den Krieg auch allein fortsetzen würden, falls Napoleon jene Bedingungen zwar annähme, weitere aber ablehne. Metternich hatte sich inzwischen am 25. Juni auf eine Einladung Napoleons zu diesem nach Dresden begeben; die am 26. stattgehabte Unterredung verlief ergebnislos, hatte aber doch Unterhandlungen mit dem französischen Minister des Aus-

Vertrag von Reichenbach.

wärtigen zur Folge und demnächst den Zusammentritt eines von vornherein aussichtslosen Friedenskongresses zu Prag, wofür Napoleon eine Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 10. August zugestanden wurde. Österreich bedurfte selbst einer längeren Frist zur Vollendung seiner Rüstungen. Rußland und Preußen waren hiermit keineswegs einverstanden und erklärten erneut, den Krieg nötigenfalls auch ohne Österreich fortsetzen zu wollen, aber die Waffenstillstandsverlängerung wurde schließlich doch angenommen. Kaiser Alexander hatte sich überzeugen lassen und wünschte auch König Friedrich Wilhelms Zustimmung herbeizuführen. Nüchtern und praktisch wie immer, meinte dieser, wie Thile Hardenberg am 7. Juli schrieb, „daß, da die Verlängerung des Waffenstillstandes unter den obwaltenden Umständen doch nicht zu verweigern sei, es noch vorteilhafter sein dürfte, über selbige bestimmt abzuschließen, als sie stillschweigend anzunehmen, weil der Vorteil der daraus entstehenden Ungewißheit weit eher vom Feinde als von uns zu benutzen sein möchte, wenn Österreich bestimmt bis zum 10. August die Rolle des Vermittlers durchführen wolle". Auch im übrigen erklärte sich der König mit allem Vereinbarten einschließlich der für die Beratungen in Trachenberg getroffenen Anordnungen einverstanden. Dort traf er am 9. Juli mit dem Zaren und dem Kronprinzen von Schweden zusammen. Am 12. fand ein Kriegsrat statt, an dem wie auch an den übrigen Verhandlungen ein österreichischer Vertreter nicht beteiligt war. Es handelte sich darum, einen Standpunkt zu gewinnen, von dem man mit Österreich weiter verhandeln konnte. Die Zahl der bereits vorgebrachten höchst widersprechenden Operationspläne war eine allzu große. Toll, Barclay, Radetzky, der Kronprinz von Schweden, Knesebeck — selbstredend zaghafter als alle anderen —, Borstell und Boyen sind als Autoren zu nennen. Was am 12. Juli zu Protokoll gebracht wurde und als „Trachenberger Kriegsplan" bekannt ist, war schließlich ein Kompromiß zwischen den Plänen Tolls, Knesebecks und Bernadottes, wobei zum Glück der Einfluß des ersten, und damit das offensive Element, überwog. Man nahm eine Dreiteilung der Streitkräfte an: eine 200 000 bis 220 000 starke Hauptarmee in Böhmen, bestehend aus den durch Russen und Preußen verstärkten Österreichern; eine Nordarmee von 120 000 Mann in der Mark unter dem Kronprinzen von Schweden; eine Armee von 50 000 Mann in Schlesien. Außerdem sollte noch eine russische Reservearmee unter Bennigsen herangezogen werden. „Alle verbündeten Armeen ergreifen die Offensive und das Lager des Feindes wird ihr Sammelpunkt sein."

Kongreß zu Prag und Verlängerung des Waffenstillstandes.

Trachenberger Kriegsplan.

Radetzkys Plan.

Dieser Plan wurde Österreich mitgeteilt, und am 16. Juli gelangte in Reichenbach ein österreichischer, von Radetzky entworfener Gegenvorschlag an den Zaren und den König von Preußen. Dieser Vorschlag ging von der Voraussetzung aus, daß Österreich das erste Operationsobjekt Napoleons sein werde. Welche Armee aber auch die angegriffene sei, sie solle ausweichen, während die anderen die Offensive ergriffen. Das Ausweichen war bisher nur für die schwache Schlesische Armee in Aussicht genommen gewesen; der Gedanke einer allgemeinen Offensive wurde nun durchbrochen und die Idee eines kunstvollen Manövrierens trug von vornherein einen Krankheitskeim in die Operationen. Kaiser Alexander und der König fügten sich Österreich, um nur das Bündnis sicher zu haben, und letzterer willigte, treu den früheren Abmachungen, darein, daß ein starker Teil seines Heeres unter Bülow unter Bernadottes Kommando trat. Der so festgestellte Operationsplan darf als der „Trachenberg-Reichenbacher“ bezeichnet werden.

Trachenberg-Reichenbacher Plan.

Schwarzenberg.

Daß das Oberkommando einem österreichischen General anvertraut werde, war von vornherein eine Forderung Österreichs gewesen, und Kaiser Franz wählte den Fürsten Schwarzenberg, dem er den Grafen Radetzky zum Generalstabschef gab. Schwarzenberg war kein Feldherr, er besaß aber eine außerordentliche Fähigkeit, die Menschen zu behandeln und die hochgehenden Wogen des Widerstreits der Meinungen zu glätten. Er war, wie Kaiser Alexander zutreffend bemerkte, „l'homme de la coalition“, und durch die Tat hat er bewiesen, daß er der schweren Aufgabe, „drei Monarchen auf seinen Schultern zu tragen“, wie er selbst seine Aufgabe bezeichnete, gewachsen war. Dadurch war von vornherein der Charakter der Kriegführung bestimmt, zumal sein Generalstabschef Radetzky nur geringen Einfluß zu gewinnen vermochte, um so mehr aber der bisher sächsische General Langenau, den man als den „österreichischen Knesebeck“ bezeichnen darf. Obwohl Schwarzenberg weder eine besondere Beanlagung noch Schulung zum Oberbefehl besaß, so war ihm doch ein sehr viel erheblicheres Maß von gesundem Menschenverstand eigen, als diesem, seinem Berater, und wir werden noch sehen, daß er, wenn er der Fesseln der ihn beengenden Politik ledig wurde, zweckmäßige Entschlüsse zu fassen vermochte. Solange aber Metternichs Politik den Ausschlag gab, glänzte er mehr durch Ritterlichkeit und feinen Takt als durch positive kriegerische Leistungen. Wie die Verhältnisse lagen, kann ihm selbst das am wenigsten zur Last gelegt werden. Solange die Politik die Operationen beherrschte, wurde auf das Ausweichen

der einen Armee mehr Wert gelegt, als auf die Offensive der anderen. Auf diese Weise hätte man niemals den Kriegszweck erreicht, wenn nicht in Kaiser Alexander und in den preußischen Heerführern, vornehmlich in Blücher, dem Befehlshaber der Schlesischen Armee, und Gneisenau ein Gegengewicht entstanden wäre. Der Zar wurde durch die österreichische Tendenz hinhaltender Kriegführung in die Opposition gedrängt, und wenn er bisher die Entscheidung gemieden hatte, so wurde er, nachdem nun eine genügende Heeresstärke gesichert war, zur treibenden Kraft trotz des Hemmnisses, das ihm die Kriegsunlust eines erheblichen Teiles seiner Generale bereitete, die den Feldzug in Deutschland nicht mehr für einen nationalrussischen Krieg ansahen. Die Schwierigkeit der Aufgabe Schwarzenbergs hat er durch sein oft unzweckmäßiges Eingreifen noch gesteigert, sein Verdienst um das Fortschreiten der Operationen ist aber schließlich doch überwiegend. Niemand hat dies mehr anerkannt als König Friedrich Wilhelm, der es durch unentwegt treues Zusammengehen lohnte. Um so unzufriedener war der König von vornherein mit der Wahl Schwarzenbergs zum Oberfeldherrn. An seiner Stelle hätte er gern seinen kaiserlichen Freund an der Spitze der verbündeten Heere gesehen, der nach des englischen Generals Stewart Zeugnis selbst eine solche Stellung anstrebte und von den beiden Franzosen Jomini und Moreau, die sich im Hauptquartier als Berater eingefunden hatten, dazu angestachelt wurde. Noch am 18. August hat der König, wie aus Hardenbergs Tagebuch hervorgeht, an der Mittagstafel des Kaisers Franz diesen Gedanken zur Sprache gebracht und dadurch begreiflicherweise die Österreicher sehr verstimmt. Daß Kaiser Franz als allseitig begehrter Bundesgenosse daran festhielt, daß ein österreichischer General das Oberkommando führte, ist verständlich; am wenigsten aber konnte er nach den Erfahrungen von Austerlitz wünschen, sein Heer dem Zaren zu unterstellen. Auch König Friedrich Wilhelm hatte bisher keinen Anlaß gehabt, die russische Heerführung hoch einzuschätzen, und auf das österreichische Bündnis hatte er von jeher großen Wert gelegt. Unter diesen Umständen könnte es auffallend erscheinen, wenn er sich seinen Konsequenzen jetzt nur widerwillig fügte. Sein Wunsch nach einem Oberkommando des Zaren hatte indessen, außer seiner persönlichen Freundschaft, wohl noch einen anderen Grund, — es war der nicht wieder gutzumachende Fehler der ursprünglichen Kriegsgliederung, die Verteilung der Preußen auf die verschiedenen Armeen in so eigenartiger Weise, daß bei der Hauptarmee noch ein russischer General (die Russen waren fast regelmäßig älter an Patent) zwischen dem

Kaiser Alexander.

Der König, Schwarzenberg und Kaiser Franz.

preußischen Korps und dem Oberkommando stand. Dergleichen hätte sich bei einer Heerführung seitens des Zaren leichter vermeiden lassen. Auch war der König gewohnt, mit dem Zaren persönlich zu verhandeln. Mit einem fremden General, der nicht gleichzeitig Souverän war, war das für ihn viel schwieriger, und Kaiser Franz zeigte gar keine Neigung, sich in unmittelbare Erörterungen über die Kriegführung einzulassen. Er war von Natur kühl berechnend und nicht kriegerisch und hielt sich auch während eines großen Teils des Krieges abgesondert von den beiden anderen Monarchen, erschien auch nur selten auf dem Schlachtfelde. So war denn die persönliche Fühlung zwischen ihm und dem König eine nur geringe, und es würde über den Rahmen unserer Aufgabe hinausgehen, ihn hier näher zu charakterisieren.

Der König scheint außerdem von Anfang an eine persönliche Abneigung gegen Schwarzenberg gehabt zu haben, die, wie in der Regel in solchen Fällen, zum Schaden der Sache bald gegenseitig wurde. Schwarzenberg wurde durch die seinem eigenen verbindlichen und gleichmäßigen Wesen scharf entgegengesetzte kurze und oft beißende Art des Königs verletzt und schließlich legte Schwarzenberg dem Könige unlautere Motive unter und beurteilte ihn ungerecht.

f) Der Wiederbeginn der Operationen und die Schlacht bei Dresden.

Kriegsgliederung der Verbündeten

Gegen Ende des Waffenstillstandes war das Heer der verbündeten Staaten, zu denen nun auch England-Hannover und Schweden gehörten, folgendermaßen gegliedert und verteilt:

Die Böhmische Armee unter Schwarzenbergs unmittelbarem Befehl.

I. Österreichische Feldarmee (noch nicht ganz versammelt).
   Rechter Flügel, Armeeabteilung des Erbprinzen von Hessen-Homburg.
   Linker Flügel, Armeeabteilung Gyulai.
   2 leichte Divisionen.
   Zusammen: 107 Bataillone, 117 Eskadrons, 290 Geschütze, 18 Pionierkompagnien = 127 345 Mann.

II. Russisch-Preußische Truppen, General Graf Barclay de Tolly.
   Rechter Flügel, Russisches Korps Wittgenstein.
   Linker Flügel, Preußisches II. Armeekorps Kleist.
   Russisch-Preußische Garden und Reserven, Großfürst Konstantin.
   Russen: 92 Bataillone, 109 Eskadrons, 274 Geschütze, 4 Pionierkompagnien, 15 Kosakenregimenter = 82 062 Mann.

Preußen: 47½ Bataillone, 52 Eskadrons, 128 Geschütze, 2 Pionierkompagnien = 44 907 Mann.
Gesamtstärke: 254 404 Mann.

Die Schlesische Armee, General v. Blücher in Schlesien.
Rechter Flügel, Russisches Korps Osten-Sacken.
Mitte, Preußisches I. Armeekorps, Yorck.
Linker Flügel, Russisches Korps Langeron und St. Priest.
Russen: 85 Bataillone, 67 Eskadrons, 235 Geschütze, 7 Pionierkompagnien, 25 Kosakenregimenter = 66 490 Mann.
Preußen: 45 Bataillone, 44 Eskadrons, 104 Geschütze, 2 Pionierkompagnien = 38 484 Mann.
Gesamtstärke: 104 974 Mann.

Die Nordarmee, Kronprinz von Schweden in der Provinz Brandenburg und in Mecklenburg.
Preußisches III. Armeekorps, Bülow, einschließlich einiger russischer Truppen.
Russisches Korps, Wintzingerode.
Schwedisches Korps, Stedingk.
Preußisches IV. Armeekorps, Tauentzien (Feldtruppen).
Preußen: 89 Bataillone, 71 Eskadrons, 128 Geschütze, 2 Pionierkompagnien = 72 488 Mann.
Russen: 29 Bataillone, 44 Eskadrons, 114 Geschütze, 23 Kosakenregimenter = 30 517 Mann.
Schweden: 33 Bataillone, 27 Eskadrons, 54 Geschütze = 23 449 Mann.
Gesamtstärke: 126 454 Mann.

Dazu kamen noch 9283 englisch-deutsche Truppen in Norddeutschland und 6149 Mecklenburger, so daß die Feldtruppen der Verbündeten 512 000 Mann stark waren.

Kriegsgliederung der Franzosen.

Dieser Streitmacht standen in Schlesien, Sachsen und der Mark im freien Felde 443 000 Franzosen gegenüber, in zweiter Linie noch 43 000 Mann einschließlich der Bayern. Die Festungen Hamburg, Bremen, Magdeburg, Wittenberg, Torgau und Dresden mit zusammen 26 000 Mann Besatzung und Danzig, Zamoscz, Modlin, Stettin, Küstrin, Glogau, Erfurt und Würzburg waren noch in französischen Händen.

Die französische Armee gliederte sich in die Boberarmee unter Ney, die Berliner Armee unter Oudinot, das Zwischenkorps unter Girard an der mittleren Elbe und den Rest in der Niederlausitz.

Wiederbeginn der Operationen.

Als in der Nacht vom 10. zum 11. August Österreich Frankreich den Krieg erklärte und zugleich der Waffenstillstand seitens Rußlands und Preußens gekündigt wurde, wurde der Beginn der Feindseligkeiten auf den 16. festgesetzt, falls nicht die Franzosen selbst die Waffenruhe früher unterbrechen würden.

Der bereits versammelte Teil der österreichischen Armee befand sich im nördlichen Böhmen, und die für die „Böhmische Armee“ bestimmten russischen und österreichischen Heeresteile waren im Anmarsch. Am 19. war die Armee in einer Stärke von rund 254 000 Mann (darunter 45 000 Preußen) nebst 692 Geschützen hinter der Eger versammelt und erreichte am 21. die Linie Nollendorf—Johnsdorf—Domina—Reischhöhe, die russisch-preußischen Garden und Reserven Brüx und Liptitz. Kaiser Alexander traf am 20., der König am 22. bei der Armee ein. Der Zar und Schwarzenberg beschlossen infolge der eingegangenen Nachrichten, an diesem Tage in einem Kriegsrat, die auf Leipzig eingeschlagene Richtung zu verlassen und auf dem kürzesten Wege über Frauenstein und Dippoldiswalde gegen Dresden vorzugehen. Der Zar gab infolgedessen seine Absicht auf, am 23. früh sich nach Kommotau zu begeben, um mit den beiden verbündeten Monarchen „das Nötige zu besprechen“. Am 25. nahm der König in Zehista bei Pirna Quartier, Kaiser Alexander in Röthenitz.

Napoleon stand mit seinen Hauptkräften auf dem rechten Elbeufer am Fuße der Lausitzer Berge und hatte nur das Korps des Marschalls Gouvion St. Cyr zur Deckung von Dresden vorgeschoben.

Den Vortruppen der am 25. August in der Richtung auf Dresden vorrückenden Kolonnen der Verbündeten folgten der Zar und der König. Jener erschien gegen 11 Uhr vormittags, dieser eine Viertelstunde später auf den Höhen südlich von Räcknitz und Kaitz, von wo sie Dresden bis zum Elbtal hinab überblicken konnten. Sie nahmen wahr, wie die Franzosen, vor den Vortruppen der Verbündeten fechtend in den Großen Garten, die vorliegenden Gehöfte und die verschanzten Vorstädte zurückwichen. Die ganze Lage sprach für eine schleunige Offensive, bevor Napoleon herankommen konnte. Vielleicht hätte Schwarzenberg diesen Entschluß gefaßt, wenn er den unumschränkten Oberbefehl gehabt hätte. Das war nicht der Fall. Hier entstand ein Kriegsrat, dessen entscheidender Mittelpunkt ohne weiteres Kaiser Alexander wurde. Am meisten scheinen die gesprochen zu haben, die am wenigsten dazu berufen waren, die im Hauptquartier in allzu hohem Ansehen stehenden beiden französischen Generale, — Jomini für den sofortigen Angriff, Moreau dagegen. Toll und dann auch Kaiser Alexander stimmten

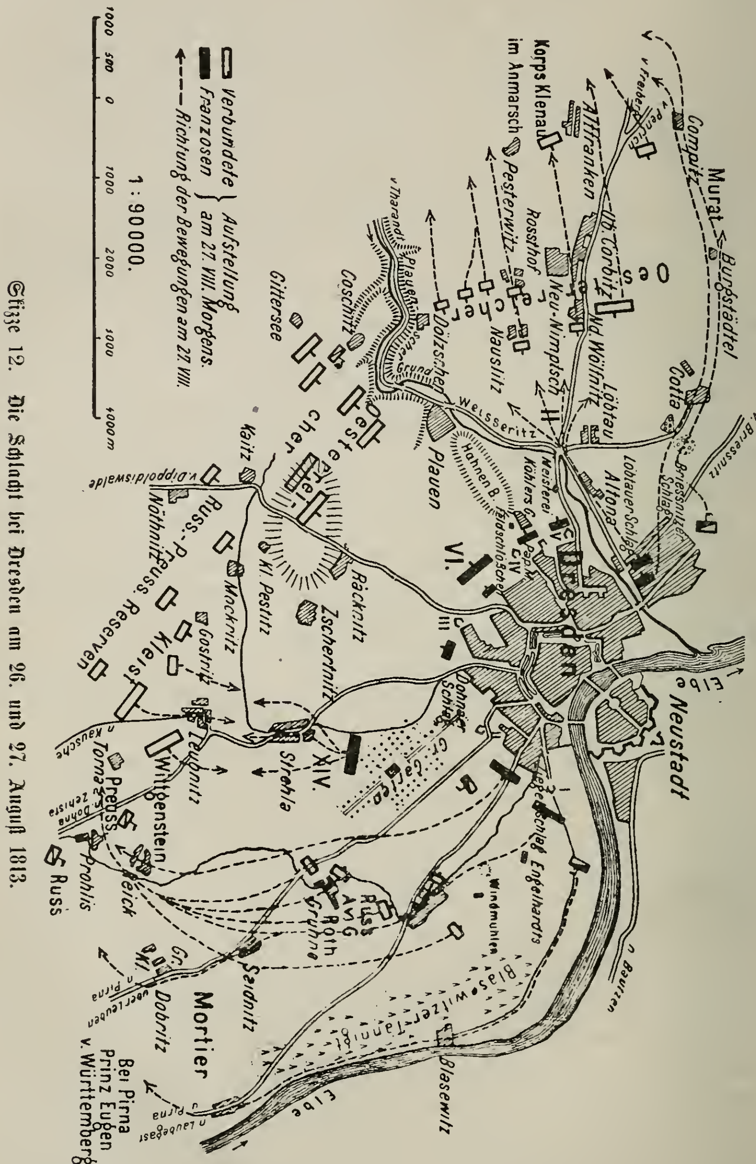
ihm zu. Damit war das Stehenbleiben entschieden, und Schwarzenberg fügte sich. Es war auch in der Tat für diesen Tag zu spät geworden. Der Zar war, wie er noch an demselben Abend an Blücher schrieb, überzeugt, daß tags vorher Dresden zu nehmen gewesen wäre, wenn der Zustand der Wege eine rechtzeitige Annäherung gestattet hätte, daß nun aber der Feind schon zu viel Streitkräfte vereint habe. Er wollte nun „fortfahren, zu manövrieren, bis des Feindes Pläne sich mehr entwickelt hätten". Er war also ganz resigniert, sich des Feindes Willen aufzwingen zu lassen. Der König ist offenbar grundsätzlich für eine Offensive gewesen. Schwerlich war es Knesebecks eigenster Gedanke, wenn er bereits am 23. August aus Brüx an Schwarzenberg schrieb: „Es scheint, daß Napoleon über unseren Angriffspunkt getäuscht wurde, und ich submittiere daher, ob nicht ein rascher kühner Angriff auf Dresden selbst möglich sein möchte." Der Biograph Radetzkys fügt hinzu: „Es ist nicht ermittelt, ob hier Knesebeck bloß seine eigene Ansicht oder jene seines Königs aussprach." Das Verhalten Friedrich Wilhelms in den folgenden Tagen spricht dafür, daß letzteres der Fall war. Schließlich kam Schwarzenberg mit einem für ihn charakteristischen Vorschlage, einem „Versuch", das heißt, einem am 26. nachmittags zu unternehmenden Angriff nur mit einem Teile der verfügbaren Kräfte, — ein von vornherein aussichtsloses Unternehmen.

Inzwischen war Napoleon aus Schlesien, wo er Blücher gegenüber die Boberarmee ausschließlich des Korps Marmont zurückgelassen hatte, herangeeilt.

Erster Schlachttag bei Dresden.

Als am Vormittag des 26. August die Verbündeten den Angriff endlich begonnen und sich bereits der Vororte bemächtigt hatten — die Preußen waren in den Großen Garten eingedrungen —, führte Napoleon persönlich Verstärkungen heran. Von den Höhen bei Räcknitz hörten die Monarchen gegen 1 Uhr starkes Geschützfeuer vom äußersten rechten Flügel her und nahmen wahr, wie starke französische Kolonnen auf der Straße von Bautzen eilig zur Stadt hinabstiegen. Diese Bewegung war bereits seit Tagesanbruch beobachtet worden. Die Durchführung des Angriffs auf Dresden schien nun aussichtslos, und außer Moreau und Toll sprach sich jetzt auch Jomini dagegen aus. Er machte sich nun den früheren Vorschlag Tolls zu eigen, rückwärts bei Dippoldiswalde Stellung zu nehmen. Der Zar stimmte zu und auch Schwarzenberg ließ sich überzeugen und ritt fort, um Radetzky behufs Ausfertigung eines Rückzugsbefehls aufzusuchen. Kaiser Alexander verblieb noch auf der Höhe von Räcknitz, um sich mit König Friedrich

Wilhelm auszusprechen, der erst im Laufe der vorangegangenen Beratung von einem Ritt nach einem anderen Teile des Schlachtfeldes



Skizze 12. Die Schlacht bei Dresden am 26. und 27. August 1813.

zurückgekehrt war. Er allein hatte das volle Gefühl für das Schimpfliche des Zurückweichens ohne Kampf, lediglich vor Napoleons Person,

nachdem man 200 000 Mann zum Angriff versammelt hatte, und sprach sich entschieden und mit großer Wärme dagegen aus. Vielleicht dachte Schwarzenberg im Grunde seines Herzens ebenso; jedenfalls erfolgte der Rückzugsbefehl nicht. Schwarzenberg ließ sich auf der Höhe von Räcknitz nicht wieder sehen und der Kampf nahm seinen Fortgang.

Die Franzosen gingen zum Gegenangriff über und errangen überall Vorteile. Die Verbündeten mußten die erkämpften Örtlichkeiten wieder aufgeben, mit Ausnahme der erst in der Nacht von den Österreichern geräumten Ortschaften auf dem linken Flügel. Als in der Dunkelheit das Gefecht schwieg, hielten die Verbündeten abermals einen Kriegsrat. Die Österreicher stimmten für sofortigen Rückzug nach Böhmen, der Zar und noch bestimmter der König widersetzten sich. Endlich wurde beschlossen, auf den Höhen vor Dresden stehen zu bleiben und in dieser „zentralen Stellung" des Feindes Maßnahmen abzuwarten. Man rechnete für den nächsten Tag auf die Unterstützung der russisch-preußischen Garden und Reserven und des österreichischen Korps Klenau. Schwarzenberg gab 10 Uhr abends eine Disposition für diese Bereitstellung. Der Zar begab sich in sein altes Quartier Nöthenitz, der König nach Kausche.

Zweiter Schlachttag bei Dresden.

Am 27. ritt der König bereits 6 Uhr morgens auf das Schlachtfeld, um die Aufstellung des verbündeten Heeres zu besichtigen und die des Feindes zu erkunden. Um 9 Uhr traf er beim Zaren in Nöthenitz ein und erschien mit ihm gegen 11 Uhr auf der Höhe von Räcknitz, als die Franzosen bereits entschiedene Fortschritte gemacht hatten. Zum vierten Male fand jetzt vor Dresden Kriegsrat statt und die Stimme der beiden Franzosen gab den Ausschlag. Sie legten dem Besitze der Straße nach Pirna die größte Bedeutung bei, und gerade diese war durch Mortiers Vordringen längs der Elbe gefährdet. Gegen Mortier sollte daher die Offensive ergriffen werden. Einem spezialisierten Vorschlage Jominis für diesen Angriff stimmten die Monarchen zu, und der Zar befahl um 1 Uhr mit Übergehung Schwarzenbergs, dessen Anwesenheit bei dem Kriegsrat nicht einmal feststeht, Barclay den Angriff mit den Russen und Preußen. Barclay machte Gegenvorstellungen, weil der Regen der letzten Nacht den Boden so durchweicht hatte, daß alle Bewegungen aufs äußerste erschwert wurden. Dieser Einwand blieb unbeachtet. Trotzdem kam der Angriff nicht zur Ausführung, und um 4 Uhr nachmittags wurde der Rückzug über das Erzgebirge eingeleitet. Zum zweiten Male in dieser Schlacht waren die Entschlüsse des allmächtigen Zaren nicht

zur Tat geworden. Am ersten Tage hatte er das Gefecht abbrechen wollen und es begann erneut wider seinen Willen, am zweiten befahl er den Angriff und sein eigener General führte ihn nicht aus. Der ritterliche Kaiser Alexander bekundete hier seine Ungeeignetheit zum Schlachtenlenker; das erste Mal trug die Unklarheit, wer eigentlich der Oberbefehlshaber war, die Schuld, jetzt versagten dem Zaren die Nerven und er ließ alles gehen. Zwischen 12 und 1 Uhr war nämlich Moreau, der auf beiden Flügeln erkundet hatte, bei Kaiser Alexander auf den Räcknitzer Höhen eingetroffen, der, hinter einer Batterie haltend, sich im Feuer der französischen Artillerie befand. Moreau bat ihn, auf eine andere Anhöhe zu reiten, und übernahm auf dem schmalen Wege die Führung. Kaum war er eine halbe Pferdelänge vor dem Kaiser, als eine französische Geschützkugel ihm beide Beine zerschmetterte. „Alexander, der um ihn weinte, bot alles zu seiner Hilfe auf. Moreaus erste Worte dagegen, als er wieder zu sich kam, waren die Frage: »Wie steht es um den Kaiser?« Als man ihn darüber beruhigt hatte, sagte er mit ziemlicher Fassung zum Oberst Rapatel: »Ich bin verloren, mein Freund! Es ist so ruhmvoll zu sterben für einen so edeln Zweck und unter den Augen eines solchen Fürsten!« Und zu Alexander gewendet fuhr er fort: »Sire, Sie haben nichts von mir behalten als den Rumpf; aber das Herz ist noch da, und der Kopf gehört Ihnen.«" Der Verwundete ist dann bei furchtbarem Wetter und während der Verfolgung der Franzosen über das Erzgebirge bis nach Laun getragen worden, wo er am 30. August anlangte und am 2. September starb. Die Monarchen schätzten Moreau ungemein und auch König Friedrich Wilhelm hat seinen Tod aufrichtig beklagt. Er kannte den Einfluß, den Moreau auf seinen kaiserlichen Freund ausübte, und sah in ihm ein Gegengewicht gegen unheilvolle Einwirkungen anderer. Man kann sich vorstellen, wie den gefühlvollen Kaiser jene Katastrophe erschüttern mußte; er hat offenbar im Augenblick völlig die Herrschaft über sich verloren, und so versagte die Befehlsführung, — Barclay blieb ohne Bescheid. Bald nach 3 Uhr ging die Meldung von der Vernichtung des linken Flügels ein, und nun bildete sich zum fünften Male ein Kriegsrat (so bezeichnend für die Zustände bei einer Koalitionsarmee) um ein schwach brennendes Wachtfeuer. Die Hauptfrage war die, ob der Rückzug sofort einzuleiten, oder die Schlacht am nächsten Tage zu erneuern sei. Der König, der inzwischen einen Ritt nach Coschütz am Plauenschen Grund gemacht hatte und gerade zurückgekehrt war, als man Moreau forttrug, war wieder der Mutigste und Entschlossenste von allen; er wollte

unbedingt die Schlacht erneuern — ganz wie nach Groß-Görschen —, da nur ein kleiner Teil der Truppen gefochten habe und die Hauptmasse der Armee nicht geschlagen worden sei. Auch der Zar wollte einem sofortigen Rückzuge nicht zustimmen. Jomini wollte, wie schon früher, nur auf Dippoldiswalde abziehen, um durch Verbindung mit dem Korps Klenaus wieder die alte Stärke zu gewinnen. Die Mehrzahl der Generalstabsoffiziere befürwortete indessen den sofortigen Abmarsch nach Böhmen, und den Ausschlag gab Schwarzenberg durch die Erklärung, daß der Mangel an Brot, Schuhzeug und Munition (die österreichische Artillerie hatte nur eine halbe Chargierung mitgenommen!) den Rückzug nach Böhmen bedinge. Er wollte bis hinter die Eger zurück. Der König hat mit gesundem Urteil gemeint, „er begreife nicht, welchen Schutz dieser Rinnstein gewähren solle". Über Rückzug. die Art der Ausführung des Rückzuges gingen die Ansichten sehr auseinander; der König war für die Wahl der neuen Straße über Peterswalde für die Hauptmasse der Armee und gegen die Wahl der schlechten Straße über Dohna und den Geiersberg. Schließlich wurde den Monarchen ein von Toll und Radetzky entworfener Rückzugsbefehl vorgelegt und von ihnen genehmigt. Außerdem ging später an Klenau ein nicht ganz übereinstimmender Sonderbefehl ab. Das Ergebnis war der Rückzug in drei Kolonnen: Barclay mit allen russischen und preußischen Truppen über Dohna und Zehista und dann auf der neuen Straße über Gießhübel, Peterswalde und Nollendorf nach Teplitz; die österreichischen Truppen auf dem rechten Ufer der Weißeritz über Dippoldiswalde (bis dahin in zwei Kolonnen) nach Eichwald, Dux und Brüx; die Österreicher auf dem linken Ufer der Weißeritz, die Korps Klenau und Gyulai, über Tharandt nach Freiberg, um dort zunächst hinter der Freiberger Mulde Stellung zu nehmen. Das andauernde Regenwetter und die übeln Wege im Erzgebirge erschwerten den Rückzug außerordentlich, hemmten aber auch die Verfolgung. Die beiden Schlachttage hatten den Verbündeten einen Verlust von 20000 Mann gebracht.

Die Unternehmung gegen Dresden scheiterte wegen Mangel an Betrachtung. Kommandoeinheit, Zielbewußtheit, Energie und Schnelligkeit in Entschluß und Ausführung. Der Konsequenteste und Kaltblütigste war der König von Preußen, er hatte allen Pessimismus im feindlichen Feuer abgestreift, und wäre ihm die Führung zugefallen, so wäre wohl eine Aussicht auf Erfolg gewesen. In Wirklichkeit aber konnte er nur in dem immer sich wiederholenden Kriegsrat seine Stimme erheben und sein Votum kam dadurch zu spät. Als Napoleon mit seiner Armee

eingriff, war des Königs Stellungnahme mehr ritterlich als der Kriegslage entsprechend, zumal, wenn man die unglücklichen Kommandoverhältnisse bei den Verbündeten in die Wagschale legt. Es darf indessen nicht unerwähnt bleiben, daß selbst der englische General Wilson, der Verleumder Gneisenaus, der so gehässig über die Preußen urteilte, in seinem Tagebuche über des Königs Verhalten bei der Beratung nach Moreaus Tode äußert, seine Beobachtungen seien besonders zutreffend gewesen und wenige Offiziere in Europa hätten richtigere Anschauungen. Ein Sieg der Verbündeten wäre für Napoleon äußerst verhängnisvoll gewesen — weit von der Heimat ab schlug er sich mit verkehrter Front, und hinter ihm befand sich Blücher, der vor der ihm gegenüber belassenen Boberarmee zwar auswich, aber stets mit ungeschwächten Kräften zur Offensive übergehen konnte. Napoleon hatte anfangs mit seiner ganzen Macht bei Pirna übergehen wollen; das Gelingen würde die Niederlage seiner Gegner zu einer vollendeten gemacht haben.

g) Die Schlacht bei Kulm.

Fortsetzung des Rückzuges.

Der Rückzug der einzelnen Kolonnen der Verbündeten erfolgte ungleichmäßig, und die für die Nacht gewählten Ruhepunkte lagen in ganz verschiedener Höhe. Barclay wich eigenmächtig von dem ihm vorgeschriebenen Wege ab. Anstatt der neuen Teplitzer Straße wählte er die über Dippoldiswalde, während er Kleist über Maxen marschieren ließ. Die Deckung des Rückzuges wurde dem Korps Wittgenstein und der preußischen zum Korps Kleist gehörigen Brigade Klüx übertragen, die bei Leubnitz und Prohlis Aufstellung nahmen.

Die Russen gelangten am 28. August bis Altenberg, die Preußen über Maxen und Hausdorf nach Fürstenwalde; General Klüx war am 28. bei Tagesanbruch mit 7 Bataillonen und 11 Eskadrons auf den Höhen von Leubnitz und Prohlis geblieben und dann in eine Aufnahmestellung bei Possendorf abmarschiert.

König Friedrich Wilhelm.

König Friedrich Wilhelm begab sich, nachdem er in Dippoldiswalde einige Stunden geruht hatte, am 28. früh in Begleitung Knesebecks nach Altenberg, um dem Zaren gegenüber sich über Schwarzenbergs Kriegführung auszusprechen. Er war, wie Hardenberg berichtet, tief verstimmt und ihm, der in der Schlacht nicht verzagt hatte, sank der Mut, nicht weil er an den Leistungen seiner Truppen verzweifelte, sondern — an der Heerführung.

Herzog Eugen von Württemberg u. Ostermann.

Bei Beginn der Schlacht bei Dresden war der Herzog Eugen von Württemberg mit einem zusammengesetzten, durch die Gardedivi-

sion Jermolow verstärkten russischen Korps bei Pirna zur Sicherung der rechten Flanke zurückgelassen worden. Dann war der Oberbefehl dem Grafen Ostermann-Tolstoi übertragen worden, der, gemütskrank, diesen nur dem Namen nach ausübte, aber naturgemäß ungemein störend wirkte. Man gewinnt den Eindruck, als habe der Zar Ostermann nur zum Herzog Eugen geschickt, um ihn selbst los zu werden. Infolge eines Angriffes des unter dem Schutze des Königsteins über die Elbe gegangenen französischen Korps Vandamme hatte Pirna preisgegeben werden müssen, und am 28. August früh traf in des Herzogs Hauptquartier Zehista die Nachricht vom Verlust der Schlacht und der Absicht Barclays ein, mit den Russen und Preußen auf der Neuen Teplitzer Straße nach Böhmen zurückzugehen. Dieser vom Flügeladjutanten des Zaren, dem Freiherrn v. Wolzogen überbrachten Nachricht widersprach eine fast gleichzeitige Mitteilung Barclays, daß er auf der Dippoldiswalder Straße zurückgehen werde und Ostermann anheimstelle, über Maxen zu marschieren, falls die Straße über Peterswalde nicht mehr frei sein sollte. Es war das Verdienst des tapferen Herzogs Eugen von Württemberg, daß trotzdem die letztere Straße gewählt und damit den Franzosen der nächste Weg nach Böhmen gesperrt wurde. Anstatt nun den Rückzug nur schrittweise fortzusetzen, was im Sinne Eugens gewesen wäre, trat die Fürsorge für die russische Gardeinfanterie, die man als Paradestück durch den ganzen Feldzug zu schleppen bemüht war, in den Vordergrund, und an Stelle des kranken General Ostermann übernahm es General Jermolow, nachdem am 28. abends Peterswalde erreicht war, diesen Gesichtspunkt zu vertreten und einen schleunigen Rückzug anzustreben. Am 29. wurde ein Adjutant Ostermanns nach Teplitz geschickt, der dort um 10 Uhr vormittags eintraf. An Stelle des Kaisers von Österreich fand er dort nur Metternich und den Feldmarschalleutnant Duka. Ostermann wünschte „Auskunft über den Succurs zu erhalten, dessen er gewärtig sein könne, da er sehr stark von dem Vandammeschen Korps gedrängt werde und sich ohne diesen Succurs nicht werde halten können". Kaiser Franz befand sich bereits in Laun, ist also nicht erst durch diese Nachricht, wie bisher wenig schmeichelhaft für ihn allgemein angenommen wurde, bewogen worden dorthin abzureisen. Metternich schickte diese Meldung, wie er 12½ Uhr nachmittags seinem Kaiser von Dux aus berichtete, „dem auf der Ebersdorfer Straße anrückenden Kleistschen Korps und zugleich den Adjutanten des Generals Ostermann an Fürst Schwarzenberg auf der Duxer Straße. Das Feuer hatte sich bei Nollendorf festgesetzt. Teplitz wurde fortwährend Metternich.

evakuiert und wir reisten von dort nach Dux". Eine zweite nach Teplitz gesandte Meldung Ostermanns, „daß er das ihn drückende Korps auf 25 000 Mann schätze und zugleich bemerke, daß eine Kolonne sich gegen die Elbe, wahrscheinlich gegen Aussig hin wende", traf bereits den König Friedrich Wilhelm in Teplitz, der von Altenberg dorthin über das Gebirge vorausgeritten war, wahrscheinlich, um im Einverständnis mit dem Zaren mit Kaiser Franz über die weiteren Operationen zu sprechen. Der König fand in Teplitz indessen nur einen jüngeren österreichischen Diplomaten, den Grafen Bombelles, den er nach Dux sandte, um diese Nachricht Schwarzenberg zu überbringen. Bombelles traf diesen dort noch nicht an, wohl aber Metternich, dem er Bericht erstattete. Bald darauf — um 1 Uhr nachmittags — brachte ein Generalstabsoffizier Metternich die Meldung, „daß die Kleistsche Kolonne bereits debouchiere".

Vandamme. Vandamme hatte nämlich am 28. nachmittags von Napoleon den Befehl erhalten, mit seinem durch 18 Bataillone verstärkten Korps in Böhmen einzudringen und den Herzog Eugen über den Haufen zu werfen. Napoleon rechnete darauf, daß er vor dem zurückgehenden Feinde Tetschen, Aussig und Teplitz erreichen und seine Trains und Bagagen fortnehmen werde. Bei Tetschen sollte er eine Schiffbrücke aus dem bisher bei Pirna verwandten Material herstellen. Vandamme war dem Herzog gefolgt, hatte ihn stark bedrängt und eine Abteilung in der Richtung auf Aussig abgezweigt, um dort — anstatt bei Tetschen — eine Brücke zu schlagen. Die Nachricht vom Debouchieren Kleists aber war unrichtig und wohl darauf zurückzuführen, daß es dem von ihm mit der Deckung seiner rechten Flanke betrauten General Prinzen Biron von Kurland gelungen war, sich mit einem Kosakenregiment und einigen preußischen Dragonern durch den von Trains verfahrenen Engweg des Geiersberges durchzuwinden. Kleist befand sich in der Tat nicht auf der Ebersdorfer Straße, womit die über diesen Ort führende „alte Teplitzer Straße" gemeint ist, sondern bei Liebenau.

Metternichs Rat. Jene Nachrichten veranlaßten Metternich, auf Dukas Vorschlag seinem Kaiser zu raten, am nächsten Tage die große Bagage nach Schlan vorauszusenden, selbst aber in Laun zu verbleiben und eine leichte Equipage und ein Reitpferd bereit zu halten. „Die Operation des Vandamme läßt sich noch nicht berechnen", schrieb er, „die Besetzung der Elbestraße ist eine ganz militärische Maßregel, sie könnte aber dennoch Veranlassung zur Alarmierung der Prager Straße geben." Nach anderen Angaben hat die an den König gelangte schriftliche

Meldung Ostermanns noch den Zusatz erhalten, daß er sich genötigt sehe, das Feld zu räumen und sich hinter die Eger zurückzuziehen.

Der König zeigte sich der schwierigen Lage voll gewachsen und traf ruhig und umsichtig alle erforderlichen und möglichen Anordnungen. Hier war weder der Oberkommandierende noch Kaiser Alexander zur Stelle, und da fühlte der sonst so Zurückhaltende sich zum unmittelbaren Eingreifen verpflichtet, — es war Gefahr im Verzuge. Ganz auf sich angewiesen, wurde ihm die Entschließung leicht. Das „découragement", das unmittelbar vorher sein Staatskanzler wahrgenommen hatte, wich, sowie er selbst handeln konnte. Nach Eingang jener Meldung schickte der König „sogleich den Flügeladjutanten Oberstleutnant v. Natzmer", wie dieser selbst berichtet hat, „an den Grafen Ostermann, um ihn von der Lage der Armee und von dem Marsch der verschiedenen Korps in Kenntnis zu setzen und ihn dringend aufzufordern, sich dem weiteren Vordringen des Feindes mit der größten Kraft entgegenzustellen, weil sonst eine Auflösung der ganzen Armee zu fürchten sei und selbst die Rückkehr des Kaisers Alexander von Altenberg her gefährdet sein könnte. Der v. Natzmer traf die Tete der Kolonne von Ostermann schon in der Gegend von Vorder-Töllnitz und etwas mehr zurück den General selbst. Dieser war sehr betroffen, seinen Kaiser und die ganze Armee noch in den Defileen des Erzgebirges zu wissen; aber demungeachtet bezweifelte er, daß es ihm möglich sein werde, mit diesen Truppen, die seit zwei Tagen ununterbrochen gefochten und sich am letzten Tage zweimal mit dem Bajonett den Weg durch den Feind gebahnt hätten, diesseits der Eger noch ein ernstes Gefecht anzunehmen. Während dieser Betrachtungen setzten die Truppen den Marsch auf Kulm fort und hatten teilweise schon Kulm passiert, als der General v. dem Knesebeck ankam und ein eigenhändiges Schreiben des Königs dem Grafen Ostermann mit der erneuten Aufforderung überbrachte, dem Feinde sich entgegenzustellen". Nach Aster lautete diese Aufforderung, „daß er sich nach Möglichkeit halten möge, um der eben noch im Gebirge mit den größten Hindernissen kämpfenden Armee den Rückzug durch die Schluchten zu sichern". „Nachdem", fährt Natzmer fort, „der Graf dasselbe [das Schreiben] aufmerksam gelesen und sich einige Zeit besonnen, rief er seinen Chef des Generalstabes, sprach mit diesem und dem General v. dem Knesebeck einige Worte und erteilte gleich darauf die nötigen Befehle, um den Truppen eine Aufstellung jenseits Kulm hinter dem Stradebach anzuweisen." Herzog Eugen erfuhr des Königs Botschaft durch Ostermann erst, nachdem er von der Höhe

Des Königs Eingreifen.

Natzmer und Knesebeck bei Ostermann.

von Nollendorf ins Tal abgezogen war. Die günstige Stellung bei Priesten hat dann, wie der Herzog in seinem Tagebuch verzeichnet, Jermolow ausgewählt. Der König hatte dadurch, daß er die Russen zum Schutze ihres Kaisers aufforderte, den rechten Weg gefunden, sie gefügig zu machen. Gleichzeitig versprach er die Heranführung von Unterstützungen, und in der Tat hatte er sofort auf allen Straßen und nach allen Ausgängen des Gebirges Adjutanten entsandt, um die ankommenden Truppen der verbündeten Armeen herbeizuholen und sie an dem Gefecht teilnehmen zu lassen. Er selbst „kam ungefähr zwischen 9 und 10 Uhr morgens zu den Truppen des Grafen Ostermann, welche schon ihre Stellung in und bei Kulm eingenommen hatten. Er hatte eine sehr lange Unterredung mit Ostermann und blieb dann während dem ganzen Gefecht in der Nähe des Schlachtfeldes" an der Chaussee nach Teplitz zwischen Sobochleben und Torn. Die größte Bedeutung erlangte hier das außerordentliche Ansehen, dessen der König persönlich bei den Russen genoß. Sie kannten seine treue Freundschaft zu ihrem Kaiser und hatten wiederholt Gelegenheit gehabt, seine Nichtachtung der Gefahr und vollendete Kaltblütigkeit wahrzunehmen. Der König und Blücher — zwei so ganz verschiedenartige Persönlichkeiten — vermochten in der Schlacht alles über die Russen. Auch Ostermann fügte sich ihm, ein tapferer Mann, aber geistig nicht voll zurechnungsfähig und dem ebenso intelligenten wie tapferen Herzog Eugen zum Unsegen übergeordnet. Der Herzog war als Deutscher und des wahnsinnigen Kaisers Paul einstiger Günstling (obwohl damals noch Knabe) bei den Russen unbeliebt und seine Leistungen sind nie voll anerkannt worden. Jermolow bereitete ihm nur Schwierigkeiten und ließ sich während des Kampfes jeden einzelnen Gardetruppenteil, der eingesetzt werden mußte, abringen. Der König hatte auf fremde Truppen eingewirkt; um so mehr war er bemüht, sie durch seine eigenen zu unterstützen. Einer der Adjutanten traf die preußische reitende Gardebatterie, als sie soeben das Gebirge auf der Straße von Dippoldiswalde überschritten und die Gegend von Teplitz erreicht hatte, und brachte ihr den königlichen Befehl, „sich sogleich dem Feinde, welcher das Gebirge ohnweit Kulm passiert hatte, entgegenzusetzen, um an dem Gefecht Anteil nehmen zu können. Ohnweit dem Schlachtfelde befahlen mir Se. Königliche Majestät Höchstselbst", so berichtet der Batterieführer Premierkapitän Willmann, „die Batterie so lange hinter einer Höhe verdeckt aufzustellen, bis selbige im Gefecht nötig sein werde. Bald darauf gaben Se. Kgl. Majestät den Befehl vorzugehen; ich marschierte demnach bis auf 800 Schritt

Verstärkungen.

hinter den Kaiserlich russischen Geschützen auf und blieb hier en reserve bis zum nächsten Morgen, ohne mich zu engagieren, halten." Die leichten Geschütze der reitenden Artillerie waren für den eigentlichen Geschützkampf wenig geeignet und wurden in der Regel zur unmittelbaren Begleitung des Infanterie- oder Kavallerieangriffs aufgespart. Auch Oberst v. Stück, der Kommandeur des österreichischen Dragonerregiments Erzherzog Johann (3½ Eskadrons), der nach Überschreiten des Gebirges den Kanonendonner gehört hatte, wurde durch einen Adjutanten zum Könige geholt, der ihn ersuchte, „mit seinem Regimente alles beizutragen, was dieses unglückliche Ereignis [Vordringen des Feindes bis Teplitz] verhindern kann", seiner Einsicht aber das Weitere überließ. Stück war sofort bereit und schloß sich dann an die russische Kavallerie an. Während bei Priesten mit größter Tapferkeit gekämpft wurde — am blutigsten bei der sogenannten Juchtenkapelle —, trafen allmählich mehrere russische Kavallerieregimenter ein, dann die russische 1. Grenadierdivision, die preußische Garde-Infanteriebrigade und die russische 2. Gardedivision, die zu des Herzogs Eugen Korps gehörige 4. Infanteriedivision und ein Detachement, das man schon verloren gewähnt hatte. Ein Teil dieser Truppen langte erst in der Nacht an. Die Franzosen entwickelten überlegene Kräfte. Ostermann wurde ein Arm zerschmettert, und General Krapowitzki fiel an der Spitze seiner Gardeinfanterie-Brigade. Die Erzählung, der König habe sich, als die russischen Garden nach zweimaligem vergeblichem Angriff zögerten, wieder vorzugehen, mit den Worten an ihre Spitze gesetzt „Mit mir werden sie wohl gehen" — und dadurch das Gefecht zum Stehen gebracht, ist zwar nicht beglaubigt, aber typisch für sein Ansehen bei der Truppe und das, was man ihm zutraute. Schließlich machte die sich auf dem rechten Flügel bei Karbitz sammelnde russische Kavallerie, an deren Spitze sich der inzwischen eingetroffene Generalquartiermeister Diebitsch setzte, der bedrängten Infanterie Luft. Als Großfürst Konstantin mit zwei Kürassierdivisionen eintraf, ermahnte ihn der König zur Eile.

Nach 5 Uhr nachmittags unternahm Vandamme keinen Angriff mehr, aber auch er erhielt noch am Abend und in der Nacht erhebliche Verstärkungen.

Auch Barclay kam mit seiner Kolonne über Graupen herab, indessen sandte er die Kavallerie, die er unmittelbar bei sich hatte (zwei russische Divisionen und die preußische Gardekavallerie) nach Teplitz, anstatt nach Kulm.

Es war ein eigenartiges Zusammentreffen, daß nach König Friedrich

Eingreifen des Kaisers Alexander.

Wilhelm auch der Zar, ohne dessen Anordnungen zu ahnen, etwas später helfend eingegriffen hatte. Er war am 29. früh von Altenberg aufgebrochen und hatte gegen 2 Uhr nachmittags auf



Skizze 13. **Das Gelände zwischen Dresden und Teplitz. Kriegslage am 29. August 1813 abends.**

der Straße nach Dux die Höhe des Gebirges erreicht und von dort das Gefecht bei Priesten wahrgenommen. Er zweifelte nicht, daß dort die Kolonne Ostermann kämpfte, und erkannte, wie seinerzeit der König, die Notwendigkeit ihrer Verstärkung, wenn nicht die noch im Gebirge befindlichen Heeresteile gefährdet werden sollten. Er ließ daher sofort die im Heraustreten aus dem Engwege begriffene österreichische Division Colloredo durch einen Adjutanten auffordern, auf Kulm zu marschieren, indessen weigerte sich Colloredo, von der ihm befohlenen Marschrichtung — Dux — abzuweichen. Der Zar ritt, so schnell als möglich, nach Dux, wo er Schwarzenberg zu finden hoffte, aber nur Metternich antraf, der mit der ausgesprochenen Absicht, ihn und Schwarzenberg zu erwarten, dort verblieben war und erst später nach Laun zu seinem Kaiser reiste. Der Zar bewog ihn mit Jominis Hilfe, die Verantwortung den österreichischen Generalen gegenüber zu übernehmen. Die Divisionen Colloredo und Bianchi setzten sich nun in der Richtung auf Priesten in Marsch, mußten aber wegen großer Ermüdung schon zwischen Dux und Teplitz Biwak beziehen. Kaiser Alexander hatte inzwischen, ebenso wie vorher der König, seine Adjutanten umhergeschickt, um die herankommenden russischen Truppen nach dem Schlachtfelde zu dirigieren, und seiner Gardekavallerie die enge Straße über den steilen Geiersberg als nächsten Weg angewiesen.

Nach 5 Uhr nachmittags traf Barclay bei Priesten, gegen 6 Uhr Schwarzenberg und später von Dux her der Zar ein, so daß nun alle maßgebenden Persönlichkeiten vereint waren. Die Anwesenheit des Oberfeldherrn erledigte das vorher von Barclay schriftlich ergangene Ersuchen um rasche Hilfe, da Schwarzenberg nun für den nächsten Tag mit Leichtigkeit über die Divisionen Colloredo und Bianchi verfügen konnte. Er unterstellte sie, sowie die Kavalleriebrigade Sorbenburg (Prinz von Sachsen-Koburg) Barclays Kommando, dem der Oberbefehl für die Schlacht übertragen wurde. Niemand zweifelte, daß es wünschenswert sei, mit Vandamme fertig zu werden, bevor Napoleon ihm zu Hilfe kommen konnte. Jomini und Toll befürworteten daher für den nächsten Tag eine Offensive. König Friedrich Wilhelm schloß sich ohne Zögern dieser Auffassung an, und bald waren auch der Zar und die anderen dafür gewonnen. Ein Gegenstand der Sorge war das preußische Korps Kleist, das man noch im Gebirge und zwischen zwei Feuern wußte. Es hatte am 28. den Befehl zum Abmarsch sehr spät erhalten und befand sich am Abend des 29. noch auf dem Nordhange des Erzgebirges bei Fürstenwalde und Liebenau.

Entschluß zur Offensive am 30. August.

Kleist.

Seine Arrieregarde hatte bei Glashütte ein glückliches Gefecht mit der Spitze des Korps St. Cyr gehabt. Der Verfolger war dann über die Marschrichtung getäuscht worden und hatte eine andere Straße eingeschlagen. Der König hatte schon am Vormittage des 29. den bei seinem Hauptquartier kommandierten Leutnant Grafen Schweinitz, als der französische Angriff auf die Stellung bei Priesten begann, mit versiegelten Depeschen abgesandt, um Kleist aufzusuchen, den er in der Nähe vermutete, und ihn aufzufordern, „in das Tal von Teplitz so schnell als möglich durch die Defileen des Erzgebirges zu marschieren, um dem russischen Grafen Ostermann als Soutien zu dienen und an der Schlacht, wo es möglich sein würde, teilzunehmen". Und zwar wies dieser erste Befehl ausdrücklich auf die „alte Teplitzer Straße" hin; denn im Kleistschen Operationsjournal heißt es: „Nachmittags erhielt der Generalleutnant v. Kleist die Nachricht, daß ein feindliches Korps zwischen Peterswalde und Teplitz sich aufgestellt habe, und den Befehl, mit dem Armeekorps über den Geiersberg zu marschieren." Schweinitz traf nach 3 Uhr nachmittags Kleist zwischen Glashütte und Fürstenwalde und berichtete gleichzeitig, daß er alle Straßen — er war über Graupen und Mückenthurm geritten — durch russische Marschkolonnen und verfahrene Fahrzeuge versperrt gefunden habe. Er fügte auf Befragen hinzu, daß, soweit er gehört habe, wahrscheinlich französische Truppen auf der Straße von Peterswalde nach Nollendorf marschierten; der Weg über letzteren Ort in Vandammes Rücken scheine aber frei zu sein. Daß auch der Weg über den Geiersberg (die alte Teplitzer Straße) verstopft sei, wußte Kleist aus einer Meldung Birons, der mit seinen Reitern zu einem sich durchzwängend bis Hohenstein hinter dem linken Flügel der russischen Stellung gelangt war. Kleist empfahl dem zurückreitenden Schweinitz Eile, nachdem er ihm — zunächst für Knesebeck bestimmt — in die Schreibtafel diktiert hatte, „die unterbrochene Fortsetzung des Marsches sei unausführbar; er werde aber denselben möglichst beschleunigen; die Truppen, die auf den Gebirgswegen in einer Kolonne marschierten, seien jedoch durch den Marsch und den Mangel an Verpflegung so ermattet, daß ihnen eine mehrstündige Ruhe gegeben werden müsse, wenn sie nicht [?] intakt auf dem Schlachtfelde ankommen sollten. Die Spitze seiner Kolonne könne Fürstenwalde vor 4 Uhr nachmittags nicht erreichen. Er würde aber, wenn er auch den Truppen die dringend erforderliche Ruhe gegeben habe, dennoch nicht vor Eintritt der Dunkelheit, wo alles entschieden sein müsse, bei Teplitz eintreffen, wohl aber sein Korps der größten Gefahr aus-

setzen, wenn er in der Nacht durch das schwierige Terrain bei den schlechten und mit Fuhrwerken allerart verstopften Wegen in das Tal hinabsteigen wollte". Entsprechend soll er (nach Aster) eine angebliche zweite Aufforderung des Königs, wenigstens eine Brigade gleich hinabzusenden, beantwortet haben.

Der König blieb in Sorge über den von Kleist am nächsten Tage zu nehmenden Weg; er rechnete auf sein Eingreifen und man wünschte, daß Barclay erst dann zum Angriff übergehe, wenn Kleists Annäherung feststehe. Anderseits bestand kein Zweifel, daß man ihm unter den obwaltenden Verhältnissen keinen bestimmten Weg vorschreiben könne. Der König entsandte daher am Abend im Einvernehmen mit dem Zaren den bei diesem kommandierten preußischen Flügeladjutanten Oberst v. Schöler zu Kleist, um ihn, „wenn irgend möglich, zu einer Bewegung in den Rücken des Feindes zu veranlassen". Wolzogen war Augenzeuge, daß der König, und nicht der Zar, wie der ganz unzuverlässige Danilewsky, ferner Bogdanowitsch und Jomini erzählen, den Auftrag erteilte. Dieser zweite Abgesandte traf gegen 11 Uhr in Fürstenwalde ein. Er hatte vom Könige Anweisung, Kleist die Wahl des Weges freizustellen. Schöler hatte außerdem den Auftrag, den jungen Prinzen Friedrich von Oranien, der sich bei Kleist befand, nach Teplitz abzuholen, um ihn der Gefahr, in der sich dieser befand, zu entziehen. Schöler konnte bei seiner Ankunft bestätigen, daß die alte Teplitzer Straße noch immer versperrt war. Kleist entschloß sich nach Beratung mit Grolmann, der zurzeit bei ihm gewissermaßen als freiwilliger Generalstabschef (die Stelle war anderweitig besetzt) weilte, zum Abmarsch auf Nollendorf. Nachdem Schöler bereits wieder zurückgeritten war, sandte Kleist eine schriftliche Meldung an den König: „Die Lage, in der ich mich befinde, ist verzweiflungsvoll; ich habe die Meldung erhalten, daß das Defilee vom Geiersberge durch Bagage und stehen gelassenes Fuhrwerk so verfahren ist, daß 24 Stunden zu seiner Räumung erforderlich sind. Unter diesen Umständen habe ich mich entschlossen, am morgenden Tage auf Nollendorf zu marschieren und mich mit dem Degen in der Faust durchzuschlagen. Indem ich Ew. Majestät bitte, meine Anstrengungen durch einen gleichzeitigen Angriff zu unterstützen, bitte Ew. Majestät ich, die Folgen dieses Schrittes, wenn er mißlingen sollte, nicht mir, sondern denjenigen Personen beizumessen, die mich in diese verzweiflungsvolle Lage gebracht haben."

Kleist gab nun ungesäumt den Befehl zum Vormarsch am nächsten Tage aus und ordnete behufs möglichster Verkürzung der

Marschkolonne das Zurückbleiben der Leiterwagen der Artillerie und der geleerten Pulverwagen der Infanterie ohne Bespannung an, während Vorratsachsen und Räder auf den Geschützen mitgenommen werden sollten.

Längere Zeit nach Schölers Abreiten aus Fürstenwalde traf dort noch der bei Barclay kommandierte preußische Leutnant v. Voß mit einer Mitteilung des letzteren ein, daß er am nächsten Tage bestimmt Vandamme angreifen werde. Voß kehrte erst am Morgen des 30. zurück und überbrachte Barclay die Meldung von dem bereits begonnenen Abmarsch Kleists auf Nollendorf mit der Bitte um Unterstützung seines Unternehmens. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die erste Anregung zur Wahl der Straße auf Nollendorf von Grolmann ausgegangen ist, der das Gelände genau kannte und Kleist geistig überlegen war. Dieser aber übernahm die volle Verantwortung und sein Verdienst bleibt ungeschmälert. Grolmann hat es ihm nie streitig gemacht und sogar ausdrücklich von ihm als dem Urheber gesprochen. Die Schwierigkeit der Wahl des Weges (vgl. Skizze 13) vermag man sich erst bei Betrachtung des vorhandenen höchst unzulänglichen Kartenmaterials zu vergegenwärtigen. Das Kleistsche Hauptquartier verfügte nämlich nur über den sogenannten Müllerschen Atlas von Böhmen (Mappa geographica regni Bohemiae) von 1720 im Maßstabe 1 : 136 000, dessen sich schon Friedrich der Große in den Schlesischen Kriegen bedient hatte. Das Beste an diesem Kartenwerk ist die schöne Ausführung des Kupferstiches und die einen weiten Raum bedeckenden Vignetten mit allegorischen Darstellungen. Die Geländedarstellung ist noch ganz primitiv, das Wegenetz ganz unzureichend. Nur die Straßen Dresden—Pirna—Gieshübel—Peterswalde—Nollendorf—Knienitz—Aussig—Budin und Zinnwald—Eichwald—Teplitz—Budin sind eingezeichnet, eine Straße Nollendorf—Teplitz nicht. Bei dem Vorrücken aus Böhmen auf Dresden war Kleist mehr westlich marschiert, er war also jetzt lediglich auf Erkundungen, Nachfragen und die zufällige Lokalkenntnis einzelner Offiziere angewiesen. Das Hauptquartier des Königs war wenigstens für Sachsen besser mit Karten ausgestattet. Die dort befindliche ausgezeichnete Petrische Karte von 1759 und 1760 im Maßstabe von 1 : 28 000 reicht im Süden nur bis Gottleube einschließlich, gibt aber über den weiteren Lauf der Hauptstraßen einige Auskunft. Was für Karten von Böhmen dort vorhanden waren, ließ sich nicht ermitteln.

Kartenmaterial.

Die Schlacht am 30. August

Als am 30. August 3 Uhr früh Schöler wieder im Hauptquartier Teplitz eintraf, wurden Diebitsch und Toll sofort geweckt. Ersterer

und Toll erkundeten die feindliche Aufstellung, deren rechter Flügel nördlich der Eggenmühle im Gebirge stand und sich über Straden rechtwinklig zur Chaussee quer durch das Tal zog. In einem Kriegsrat, an dem auch der König teilnahm, der nebst Barclay die Nacht



Skizze 14. **Die Schlacht bei Kulm am 30. August 1813. Lage bei Beginn der Schlacht.**

in Teplitz verblieben war, während der Zar und Schwarzenberg sich nach Dux begeben hatten, wurde dann die Angriffsdisposition festgestellt. Sie bezweckte ein hinhaltendes Gefecht auf dem linken Flügel (Russen und die österreichische Brigade Hessen-Homburg) und in der

Mitte (Russen), während der rechte Flügel weit ausholend den feindlichen linken umfassen und zurückdrängen sollte. Als Barclay, der inzwischen durch Leutnant v. Voß den Antritt des Abmarsches Kleists auf Nollendorf erfahren hatte, diesen Befehl um 8 Uhr unterzeichnete, hatte der Kampf auf dem westlichen Flügel bereits seit einer Stunde begonnen. Vandamme hatte dort die Initiative ergriffen und erneut eine Umfassung versucht. Der Kampf wurde ungemein hartnäckig. Die am Tage vorher vom Könige bereitgestellte preußische reitende Gardebatterie wirkte hier auf nächste Entfernung mit. Auf dem östlichen Flügel versuchte die österreichische Division Colloredo Vandamme zu umfassen. Obwohl dieser ihr starke Kräfte entgegensetzte, gelang es ihr schließlich vorwärts zu kommen. Die Division Bianchi folgte. Die österreichische Infanterie warf die auf dem Nordwesthange der Striesowitzer Berge stehenden Franzosen hinab. Das Auftreten einer neuen französischen Brigade hinderte indessen ein weiteres Fortschreiten. In diesem Augenblick hörte man die ersten Kanonenschüsse der Preußen.

Kleists Eingreifen.

Kleist hatte die Versammlung auf 3 Uhr früh bei Streckenwalde, wo die Straße Fürstenwalde—Nollendorf die alte Teplitzer Straße kreuzt, angesetzt, der Abmarsch war indessen infolge der Schwierigkeit des Einreihens der Truppenteile auf den Gebirgswegen in die Marschkolonne um zwei Stunden verzögert worden. In Streckenwalde fand sich abermals Oberst v. Schöler mit Mitteilungen über die Absichten der Monarchen ein und berichtete, daß er die Straße über Graupen jetzt frei gefunden habe. Wäre Kleist umgekehrt, um diesen Weg zu benutzen, so hätte er ungefährdet die Gegend von Teplitz erreichen, aber schwerlich rechtzeitig und entscheidend in der Schlacht mitwirken können. Er schwankte nicht, an seinem Entschlusse, dem Feinde in den Rücken zu gehen, festzuhalten, und marschierte auf Nollendorf. Nachdem die Morgennebel gefallen waren, hatten der Kaiser und der König, die auf dem Schloßberge bei Teplitz hielten, um 10½ Uhr seinen Anmarsch über Arbesau wahrgenommen und Barclay befohlen, die Kavallerie seines rechten Flügels einzusetzen. Dann waren sie bis Sobochleben vorgeritten, wo die russische 1. Gardedivision als Reserve aufgestellt war. Während sie diese musterten und wegen ihrer Tapferkeit am vorangegangenen Tage belobten, hörten sie den von Vorder-Tellnitz herüberschallenden Kanonendonner und eilten auf das Schlachtfeld. Es entspann sich nun ein harter Kampf auch zwischen den Preußen und den Franzosen. Vandamme entwickelte rasch entschlossen Infanterie gegen den neuen Feind und versuchte, sich über Kulm

durchzuschlagen, während seine Artillerie die Russen und Franzosen aufhalten sollte. Aber auch diese griffen erneut auf der ganzen Linie an. Die beiden zuerst entwickelten preußischen Brigaden Pirch und Klüx gerieten infolge des ungestümen französischen Angriffs in schwere Bedrängnis. Das Eingreifen der nachfolgenden Brigade des Prinzen August von Preußen stellte die Lage zeitweise wieder her, sie wurde dann aber auch geworfen und die preußischen Batterien genommen. Das Eingreifen noch intakter Truppenteile wurde durch das Durcheinander in dem engen Gelände erschwert. Prinz August und Kleist entgingen nur mit Mühe der Gefangenschaft, und erst das Eingreifen der zur Sicherung gegen einen etwa von Dresden auf der neuen Teplitzer Straße anrückenden Feind aufgestellten und erst bei Beginn des Gefechts heranbefohlenen Brigade Zieten stellte das Gefecht wieder zugunsten der Preußen her. Die Kraft der Franzosen war nun gebrochen, ihre Bataillone zerstreuten sich und zahlreiche Gefangene, Geschütze und Material einschließlich der eingebüßten eigenen Artillerie fielen in die Hände der Sieger. Der hartnäckigste Widerstand wurde noch in Nieder-Arbesau geleistet, das die Österreicher Colloredos nahmen. Das Dragonerregiment Herzog Johann hatte hier durch eine glänzende Attacke im schwierigsten Gelände mitgewirkt. Die Verwirrung war außerordentlich, in den Strom der flüchtenden Franzosen wurden auch die soeben zurückgeworfenen Teile des Korps Kleist mitgerissen, die erst spät gewahr wurden, daß der Sieg auf seiten der Verbündeten war — selbst Kleist war dies eine Überraschung. Der Erfolg war vollständig; das Korps Vandamme war trotz tapferster Gegenwehr vernichtet. Zahlreiche Gefangene fielen namentlich der Brigade Zieten in die Hände. Eine weit ausgedehnte Verfolgung war unter diesen Umständen wohl kaum möglich, indessen wurde sie doch versucht. Der Zar befahl dem noch auf dem linken Flügel haltenden Prinzen Biron, wie dieser selbst berichtet, mit seinen Reitern „sogleich über den Geiersberg zu marschieren und so viel als möglich Gefangene zu machen", und beide Monarchen schlossen sich der längs der Hauptstraße verfolgenden Kavallerie an. Bei Arbesau kehrten sie um und trafen um 6 Uhr abends in Teplitz ein. Entscheidung.

Die Verluste der Franzosen betrugen über 15 000 Mann mit 82 Geschützen und vielem Material von einer Stärke von etwa 32 000, einschließlich 8—10 000 Gefangene, darunter Vandamme selbst und mehrere andere Generale. Aber auch die Verbündeten verloren von ihren — einschließlich der Preußen — etwa 64 000 Mann 3319, darunter 1500 Preußen, 1002 Russen und 817 Österreicher. Am Verluste.

Tage vorher aber waren von den 14700 Mann des russischen Korps Ostermann 6000 Mann tot und verwundet.

Das Verdienst um den Erfolg.

Es war ein großartiger Erfolg, der allerdings mit einer schließlich auf die doppelte Stärke gesteigerten Überlegenheit erkämpft war. Besonders wichtig war der moralische Wert nach den infolge der Zwiespältigkeit und Unentschlossenheit der Führung so unglücklich verlaufenen Tagen vor Dresden. Kulm war ein Lichtpunkt im Wirrwarr des Koalitionskrieges. Die drei verbündeten Nationen hatten hier im Kampfe gewetteifert und Russen und Österreicher sich im Interesse der gemeinsamen Sache den Anregungen eines fremden Herrschers willig gefügt. König Friedrich Wilhelm und der Kaiser Alexander hatten, ohne Verabredung und weit voneinander entfernt, in demselben Sinne gehandelt, und Schwarzenberg hatte, als er später eintraf, die vorgefundene Lage ohne Empfindlichkeit vom praktischen Standpunkt genommen und ohne Bedenken die österreichischen Truppen nach dem Schlachtfelde herangezogen und sie dem russischen Befehlshaber unterstellt. Man darf nicht vergessen, daß gerade Barclay es gewesen war, der durch seine Unbotmäßigkeit die Gefahren dieses Rückzuges heraufbeschworen hatte. Auch Metternichs Verdienst darf nicht unterschätzt werden. Wenn behauptet worden ist, daß er in Dux in höchst aufgeregtem Zustande angetroffen worden sei, so steht das im Widerspruch zu der Kaltblütigkeit, die aus dem bereits mitgeteilten Bericht an seinen Kaiser spricht, und es ist doch ungewöhnlich, wenn ein nichts weniger als kriegerischer Diplomat die Verantwortung für die dispositionswidrige Verwendung von Truppen seines abwesenden Souveräns übernimmt. Kleist hatte auf den Befehl zum Eingreifen nicht gezögert, den kühnsten Weg zu wählen und dadurch, obwohl sein eigenes Korps fast zertrümmert wurde, die Entscheidung herbeigeführt. Vor allem aber war es des Königs großer Tag. Er bekundete vollkommenen Überblick über die Kriegslage, schnellen Entschluß, rücksichtslose Übernahme der Verantwortung und Kampfsfreudigkeit — er zeigte sich geradezu als Feldherr. Die höchste Gefahr brachte alles, was er vermochte, zu ungeahnter Entfaltung. Diesen Eindruck hatten die Seinigen, und in diesem Sinne berichtete Hardenberg noch am Schlachttage an Gneisenau. Leider ist dies wichtige Dokument bisher nicht aufgefunden, indessen wird der Inhalt durch die Antwort des dem Könige gegenüber sonst so kritischen Gneisenau (vom 3. September) gekennzeichnet: „Ich höre mit Vergnügen, daß es Preußen sind, die die Dinge dort wiederhergestellt haben und unter ihnen der König, der alles angeordnet und den Kopf nicht ver-

loren hat.“ Auch Niebuhr und Wilhelm v. Humboldt berichteten entsprechend, und Thile schrieb am 3. September aus Teplitz an Gneisenau: „Der König hat durch seine Gegenwart und Anordnung sehr viel zum guten Ausgang des Gefechtes von Ostermann am 29. beigetragen; ohne ihn wäre wahrscheinlich der tapfere Ostermann nicht zeitig genug unterstützt worden. Würdig trägt der König daher das Theresienkreuz, das der Kaiser Franz ihm heute gebracht hat.“ Tags vorher hatte nämlich der Kaiser von Österreich dem Kaiser Alexander und dem Könige Großkreuze des Ordens übergeben wollen. Beide hatten dies abgelehnt und sich nur die Ritterkreuze ausgebeten. „Es war diese Rücksicht durch die Schlacht bei Kulm hervorgerufen, um in den obersten Kriegsherren das Verdienst der Truppen zu ehren“, heißt es in der Geschichte des Ordens, die von dem großen persönlichen Verdienst der beiden Monarchen nichts zu melden weiß. Daß die offiziellen österreichischen und russischen Berichte nichts von des Königs Tätigkeit melden, entspricht der damaligen Gewohnheit. Der englische General Stewart aber sprach von den „geschicktesten Dispositionen“ des Königs zur Verstärkung Ostermanns und meinte: „Durch seine Kaltblütigkeit und seine persönlichen Anstrengungen erhielt er die Ordnung und die Mannszucht, welche der bloße Gedanke, den Feind auf den Fersen zu haben, hätte zerstören können.“

Naturgemäß hatte der König selbst große Freude an dem Erfolge und zögerte nicht, seine Dankbarkeit zu beweisen. Noch am Abend der Schlacht hatte er vergeblich Kleist gesucht, um ihm den Schwarzen Adlerorden zu übergeben. Als er ihn dann am nächsten Tage zu sich entbieten ließ, ist Kleist abwehrend zurückgetreten und hat gemeint, das habe er nicht verdient, sein ganzes Korps sei zerstreut, worauf der König in seiner kurzen Art gesagt hat: „Ich weiß alles, tut nichts zur Sache.“ Der König hat also den Grund des partiellen Mißerfolges richtig beurteilt: im besonderen die jungen, kaum ausgebildeten und schlecht ausgerüsteten Landwehrtruppenteile hatten sich den erhöhten Anforderungen, die das Gelände und die schlechten Straßen an sie stellten, naturgemäß nicht gewachsen gezeigt. Auch die Österreicher hatten beim Rückzuge durch das Gebirge sehr gelitten und an Festigkeit des Zusammenhalts eingebüßt. Den Russen vergaß es Friedrich Wilhelm nie, daß sie seiner Anregung gefolgt waren und unter seinen Augen sich so heldenmütig geschlagen hatten. Es entstand in ihm der Wunsch, ihnen ein Erinnerungszeichen an die beiden Tage zu geben, und er stiftete das „Kulmer Kreuz“, dessen

Anfertigung durch ein Kabinettsschreiben vom 4. Dezember 1813 endgültig angeordnet wurde.

Sieges-nachrichten.

Die allgemeine Freude wurde gesteigert durch schon am 30. August eintreffende Nachrichten von zwei anderen siegreichen Schlachten: Blücher, des ewigen Ausweichens müde, war der Boberarmee entgegengegangen und hatte sie an der Katzbach geschlagen, und Bülow hatte bei Großbeeren über die „Berliner Armee" einen Sieg errungen. Überall waren die französischen Generale unterlegen, wo Napoleon nicht selbst zur Stelle war. Dieser aber sah nur zu deutlich die ihm drohende Gefahr wachsen, und es scheint, als sei zeitweise seine Tatkraft gelähmt gewesen. Er trug die Mitschuld am Unglück Vandammes, weil er nicht genügend für seine Unterstützung gesorgt hatte.

Der König und Schwarzenberg.

Trotz des Erfolges war der König sehr schlecht auf Schwarzenberg zu sprechen. Hardenberg verzeichnet am 2. September in seinem Tagebuche: „Unzufriedenheit des Königs mit Schwarzenberg. Te Deum. Große Parade der österreichischen Armee." Und am 6.: „Bei Schwarzenberg gewesen. Der König will ihm den Schwarzen Adlerorden nicht geben!" In der Tat hat er ihm diese Auszeichnung erst nach der Schlacht bei Leipzig verliehen. Bei Kulm hat, soviel wir wissen, Schwarzenberg dem Könige keinerlei Anlaß zur Mißstimmung gegeben, es sei denn, daß er über sein spätes Erscheinen am 29. auf dem Schlachtfelde ungehalten war. Wir erinnern uns, daß der König bereits bei Auerstedt den modernen Grundsatz, daß der Führer beim Rückzuge den Truppen voraus eilen muß, mit Bewußtsein befolgt hat; auch diesmal bewährte sich sein frühzeitiges Erscheinen am Südhange des Gebirges. Wahrscheinlich lag die Verstärkung der von vornherein bestehenden Dissonanz aber doch wohl weiter zurück und ist auf die geringe Entschiedenheit zurückzuführen, die Schwarzenberg vor Dresden gezeigt hatte.

h) Von Kulm bis zum Linksabmarsch der Hauptarmee nach Sachsen.

Stimmung im Hauptquartier.

Die gedrückte Stimmung im Hauptquartier war gewichen und man sah wieder vertrauensvoll in die Zukunft. Auch Kaiser Franz hatte sich am 31. August wieder zu den beiden anderen Souveränen gesellt. Die Fortsetzung des Rückzuges nach Böhmen wurde aufgegeben. Die entfernteren Teile der Hauptarmee sollten herangezogen werden.

Lage am 30. August abends.

Am 30. August abends befand sich das Gros der Österreicher bei Dux, das Korps Meerveldt bei Aussig, je eine Division war am Südabhange des Erzgebirges nach Klostergrab und Johnsdorf deta-

chiert. Drei Divisionen befanden sich noch in Sachsen bei Seyda und südlich davon das Korps Klenau bei Marienberg. Die Russen und die preußischen Garden waren zwischen Teplitz und Kulm versammelt. Kleist befand sich bei Tellnitz, die Brigade Zieten bei Peterswalde. An der Straße nach Altenberg stand eine russische Division und eine Brigade. Den Verbündeten gegenüber waren Murat an den Straßen von Öderau und Freiberg nach Seyda, Marmont bei Altenberg, St. Cyr zwischen Glashütte und Liebenau und Mortier südlich Pirna an der Straße nach Teplitz.

Am 4. September war die Versammlung der Böhmischen Armee am Südhange des Erzgebirges vollendet; sie reichte von Nollendorf bis Kommotau; nur eine österreichische Division befand sich auf dem rechten Elbeufer. An demselben Tage fand zu Teplitz ein Kriegsrat statt. Man wußte, daß die drei französischen Korps südlich Dresden mit dem linken Flügel am Königstein unverändert standen, daß Murat auf Freiberg und Marmont auf Dresden zurückgegangen war und daß Napoleon mit den Garden, einem Teil der Kavallerie und dem VI. Korps sich wieder auf das rechte Elbeufer zurückgezogen hatte. Eine von Radetzky verfaßte Denkschrift über das Ergebnis der Beratungen, die auch von den preußischen und russischen Mitgliedern des Kriegsrats gebilligt zu sein scheint, gründete sich auf vier verschiedene, als möglich angenommene Operationen Napoleons und wußte an Stelle eines entschiedenen Entschlusses nichts dagegen zu setzen als das Ausweicherezept des Trachenberg-Reichenberger Planes. Anstatt also die Erfolge auszunutzen, blieb man dabei, sich vom Gegner das Gesetz vorschreiben zu lassen. Das einzige Erfrischende war die an demselben Tage eintreffende Weigerung Blüchers, mit dem größten Teile seiner Armee nach Böhmen zur Hauptarmee abzurücken, was ihm noch am 30. August früh von Schwarzenberg in übergroßer Besorgnis zugemutet worden war. 4. Septemb.

Der Schluß der Antwort Blüchers an Schwarzenberg vom 2. September ist bezeichnend für sein Unabhängigkeitsgefühl und gleichzeitig für die Unklarheit des Befehlsverhältnisses: „Von Ihren Majestäten dem Kaiser Alexander und dem Könige, meinem Herrn, bin ich ohne alle Nachrichten gelassen.“ Noch deutlicher schrieb er an Bennigsen: „Da mir bekannt gemacht ist, daß Se. Majestät der Kaiser Alexander das Oberkommando der verbündeten Armeen führen und ich auch bisher meine Verhaltungsbefehle nur von Allerhöchstdemselben erhalten habe, so glaube ich schon aus diesem Grunde, der Aufforderung des Fürsten Schwarzenberg nicht unbedingt Folge leisten zu dürfen.“

Neuer Operationsplan.

Allmählich fing man an, etwas klarer zu sehen. In der Richtung auf Dresden wurde „demonstriert", das ständige Aushilfsmittel, wenn man mit seiner Weisheit zu Ende war. Dann erfuhr man, daß Napoleon sich gegen Blücher wende. Darauf wurde am 5. September beschlossen, daß Schwarzenberg sich mit 50 000 bis 60 000 Mann über Aussig nach der Lausitz gegen Napoleons rechte Flanke wenden solle, während Barclay gegen Dresden „energisch erkundete" und einigen Korps Nebenoperationen übertragen wurden. Der König scheint mit diesem komplizierten Operationsplane nicht einverstanden gewesen zu sein; gerade am 6. September, an dem die Bewegungen begannen, verzeichnete Hardenberg seine schon erwähnte energische Weigerung, dem Oberfeldherrn seine höchste Ordensauszeichnung zu verleihen, in sein Tagebuch. Schon am nächsten Tage wurden die Österreicher vom rechten Elbeufer, das sie soeben erreicht hatten, zurückgerufen, weil die Nachricht eingegangen war, daß Napoleon an der Spitze seiner Garden nach Dresden zurückgekehrt sei.

Kriegsrat am 9. September.

Am 9. September hielten die Souveräne mit Schwarzenberg zu Teplitz erneut Kriegsrat. Ein an diesem Tage bei Kleist eingegangenes undatiertes Schreiben Barclays kennzeichnet die Lage:

„Der Feldmarschall Schwarzenberg hat denen österreichischen Korps die Order erteilt, nicht vorzurücken, und daher ziehe ich mich zurück. Ich bitte E. E. daher, mit Ihren zwei Brigaden, die von Altenberg kamen, die Direktion auf Nollendorf zu nehmen. Je früher Sie dort eintreffen, desto besser. Der Feind hat sich von Blücher ganz abgezogen und steht mit seiner Hauptmacht, den Kaiser selbst an der Tete, bei Dresden. Er hat meine Avantgarde bei Dohna angegriffen und sie in etwas repoussiert. Ich will mich morgen Schritt für Schritt zurückziehen. Graf Wittgenstein konzentriert sich bei Gieshübel, die Grenadiere stehen bei Peterswalde und die Garden bei Nollendorf."

Noch charakteristischer ist eine Stelle aus einem Schreiben Knesebecks aus Teplitz vom 8. September an Gneisenau:

„Vom Feinde wissen wir Bestimmtes sehr wenig. Die Vorposten desselben sind, sowie die unsrigen jenseits des Gebirges vorgedrungen, gleich zurückgegangen, und es scheint, als wolle er uns wieder bis Dresden vorkommen lassen. Zu sagen, was man hiesigerseits tun wird, ist sehr schwer; — denn wir kommen, wie immer, nicht aus dem Kriegsrate heraus. Schwarzenberg ist ein verständiger Mann, hat aber nicht die Meinung der Monarchen und den Glauben für sich; daher einige Kontroversen; die russischen Generale gehorchen

nicht, der Kaiser befiehlt zuweilen mit; — Toll, Jomini und Diebitsch pfuschen auch mit drein; — so kommen widersprechende Befehle auf Befehle; und niemand weiß, wer Koch oder Kellner ist."

Man nahm an, daß Napoleon eine Bewegung auf Leipzig beabsichtige, glaubte aber auch gleichzeitig an sein möglichst langes Verweilen bei Dresden und plante eine Heranziehung Blüchers und der „polnischen Armee" unter Bennigsen. In der das Ergebnis der Beratung zusammenfassenden Denkschrift wurde Blücher Freiheit in bezug auf den von ihm zu nehmenden Weg gelassen; ein Begleitschreiben des Zaren beseitigte dieselbe. Er griff hier direkt befehlend ein, wahrscheinlich, ohne Schwarzenberg zu benachrichtigen.

Auch König Friedrich Wilhelm hat direkte Anweisungen an Kleist ergehen lassen, indessen mit dem großen Unterschiede, daß er dem Oberfeldherrn nicht entgegenarbeitete. Kleist beklagte sich bitter über die Zerstückelung seines Korps durch Barclay, und der König gab seine Klagen an den Zaren weiter. Kleist hielt nun seinen Herrn durch zahlreiche Berichte auf dem laufenden. Der König und Kleist.

Das dauernde Zurückgehen beeinträchtigte offensichtlich die ohnehin geringe Kommandoeinheit; die Strategie des Ausweichens war nicht geeignet, den Respekt vor dem Oberfeldherrn zu festigen, und an herber Kritik fehlte es nicht. Auch Stein schrieb am 9. September aus Prag an Hardenberg, es scheine nicht, daß Schwarzenberg den Rückzug nach den Grundsätzen ausgeführt habe, die Moreau 1796 gelehrt. Kritisierung des Oberfeldherrn.

Die Franzosen waren den zurückgehenden Österreichern gefolgt und rückten von Dresden her vor, was auch Barclay zu einer rückgängigen Bewegung unter fortdauernden Gefechten bewog. Erneutes Vorrücken der Franzosen.

Im Hauptquartier, in dem endlich am 9. September der Alliancetraktat zwischen Österreich, Rußland und Preußen unterschrieben worden war, riß bereits wieder Mutlosigkeit ein, was regelmäßig der Fall war, wenn man Napoleon persönlich gegenüber wußte. König Friedrich Wilhelm hatte keinen Zweifel über diese Tatsache und hat sie später drastisch zum Ausdruck gebracht. Man darf daher annehmen, daß er auch jetzt innerlich sicherer blieb als die meisten anderen. Nicht zum mindesten wird ihn die Erinnerung daran gestärkt haben, daß sein Korps Kleist und die Russen sich wieder in demselben, nun in allen Einzelheiten wohlbekannten Gelände befanden, in dem sie sich noch vor kurzem dank seinem Eingreifen so tapfer und erfolgreich geschlagen hatten. Und in der Tat litt es ihn nicht im Quartier; als am 10. morgens die Alarmsignale ertönten, ritt er, wie Hardenberg erzählt, nach Kulm zu, dem Kanonendonner entgegen. Es fand ein Rückzugs- Im Hauptquartier.

gefecht am Geiersberge und bei Nollendorf statt. „Der König war an solchen Tagen unruhiger Erwartung immer der erste auf der entscheidenden Stelle“, sagt Hippel. Am 11. September erwartete man vergebens einen entscheidenden Angriff. Da hob am 12. die Nachricht vom glänzenden Siege der Nordarmee bei Dennewitz über Davout die Stimmung; das Ausbleiben des Angriffes ließ auf einen Rückzug Napoleons schließen, und am 13. wurde in einem Kriegsrat zu Teplitz Schwarzenbergs Vorschlag gemäß beschlossen, „die noch auf den Höhen befindlichen Truppen zu vertreiben, nachdem dies geschehen, aber mit dem Hauptteil der Armee sofort den Linksabmarsch über Marienberg nach Sachsen in Richtung auf Chemnitz und Leipzig anzutreten, während General Barclay bis zum Eintreffen der Schlesischen Armee mit dem Korps Wittgenstein und Kleist den Schutz von Böhmen zu übernehmen hätte“. Noch an demselben Tage traf indessen eine Meldung Blüchers und eine eingehende Erläuterung Gneisenaus ein, wonach auf ein Eintreffen der Schlesischen Armee bei der Böhmischen überhaupt nicht zu rechnen war. Blücher war in ebenso freier, wie der Kriegslage angepaßter Auslegung der ihm von Wolkonsky zugegangenen Anweisung — und geradezu wider den Befehl des Zaren, der ihm direkt die Chaussee von Rumburg nach Böhmisch-Leipa als Marschstraße bezeichnet hatte, — auf Bautzen marschiert, zum Angriff Napoleons entschlossen. Das hätte — rein sachlich — erfrischend wirken sollen, mußte aber den Kaiser Alexander — trotz der Feinheit der Erklärung Gneisenaus — verletzen. Der König war vollkommen mit Blücher einverstanden und befürwortete in einem zweiten an demselben Tage abgehaltenen Kriegsrat einen Rechtsabmarsch der Schlesischen Armee nach der Gegend von Mühlberg zur Verbindung mit der Nordarmee und das Vorrücken der „Polnischen Armee“ Bennigsens an die Stelle der Schlesischen. Er drang hiermit nicht durch. Knesebeck wurde vom Zaren beauftragt, die Gründe für und wider eine Bewegung der Schlesischen Armee nach der Mittelelbe oder nach Böhmen zu entwickeln. Die Gründe für letztere wurden als überwiegend angesehen und die Denkschrift ging abends 8 Uhr mit einem Begleitschreiben Knesebecks an Blücher ab. Immerhin war es ein Erfolg des Königs, daß Blücher durch den Schluß der Denkschrift gewissermaßen freie Hand gelassen wurde. Knesebeck verschwieg in seinem Begleitschreiben die unzweideutig kundgegebene Auffassung seines Herrn und sah sich erst dreizehn Tage später durch die Umstände genötigt, Farbe zu bekennen.

Kriegsrat am 13. September.

Über Napoleon blieb man im unklaren, und darum wurde aus

der Deckungsaufgabe für Barclay der Auftrag zu — einer gewaltsamen Erkundung. Daraus entstanden am 14. September die Gefechte bei Nollendorf und Hellendorf, durch die Barclay die Straße bis Berggieshübel gewann.

Auch am 14. September wurde Kriegsrat gehalten und die Ausführung des sistierten Linksabmarsches der Hauptarmee beschlossen. Am Abend traf Major Rühle v. Lilienstern mit einem Rechtfertigungsschreiben Blüchers ein, einer feinen Arbeit Gneisenaus, begleitet von einigen urwüchsigen, aber prächtigen Worten Blüchers an Knesebeck. Rühle gab mündlich wichtige Aufschlüsse, und Alexander und Friedrich Wilhelm verstanden und billigten nun Blüchers Maßnahmen vollkommen. Die Rücksichten auf das, was vom Kronprinzen von Schweden zu erwarten, oder vielmehr nicht zu erwarten war, standen im Vordergrunde. Die beiden befreundeten Monarchen sahen ein, daß Blücher mit Recht die Führung übernommen hatte — er (oder sagen wir — Gneisenau) hatte den Stein ins Rollen gebracht und sein König und der Zar waren damit zufrieden. Sie betrachteten es als ihre eigene Sache und fühlten sich im Gegensatz zur österreichischen Heeresleitung. Am 15. September reiste Rühle mit einem Schreiben Knesebecks zurück mit dem vorläufig geheimzuhaltenden Inhalt, „daß die beiden Monarchen die selbstgewählte große Aufgabe der Schlesischen Armee, nach der Gegend der Elstermündung rechts abzumarschieren usw. usw., genehmigten". Außerdem wurde der Befehl an Blücher, nach Böhmen abzumarschieren, offiziell aufgehoben — beide Schriftstücke sind auf Befehl der Monarchen sofort nach Empfang vernichtet worden. Schwarzenberg erhielt von den Blücher erteilten Anweisungen keine Mitteilung. So war wieder ein Höhepunkt unheilvoller Uneinigkeit und Rücksichtslosigkeit erreicht, erklärlich nur dadurch, daß die beiden befreundeten Monarchen in solchem Verfahren den einzigen noch übrigbleibenden Weg zum Vorwärtstreiben der Operationen sahen.

Kriegsrat am 14. September.

Blüchers Rechtfertigung.

Anweisungen an Blücher.

Im österreichischen Hauptquartier wurde gleichzeitig ein Befehl zum Linksabmarsch der österreichischen Armee ausgearbeitet, den Barclay mit den Korps Wittgenstein und Kleist decken sollte. Erst am 16. früh gelangten die Befehle an ihre Adressen. Napoleon war nicht der Gegner, der so gemächliches Planen und langsames Erwägen ungestraft ließ. Schon am Nachmittag wurde die russische Avantgarde bei Markersbach angegriffen und wich bis Petersdorf zurück. Am 16. wurde der französische Angriff wiederholt, bei Nollendorf erschienen abermals die Preußen, diesmal von Süden kommend, und am Abend des 16. standen Truppen der Verbündeten

Gefechte im Gebirge.

aller drei Nationen zwischen Aussig, Kulm und Teplitz mit Reserven bei Dux und Brüx. Am 17. September kam es abermals bei Kulm zu einem Gefecht; den Franzosen gelang es nicht, durchzudringen. Für den nächsten Tag erwarteten die Verbündeten bestimmt einen Angriff Napoleons, indessen machte nur das Korps des Marschalls St. Cyr einen Vorstoß gegen den Geiersberg und Graupen, während die Österreicher eine gewaltsame Erkundung in vier Kolonnen in der Richtung auf Nollendorf ausführten.

Napoleon gibt die Offensive nach Böhmen auf.

Man erkannte, daß Napoleon die Offensive gegen Böhmen aufgegeben hatte, und in einem am 19. September abgehaltenen Kriegsrat wurde beschlossen, zunächst die Ankunft der russischen Reservearmee unter Bennigsen abzuwarten. Dadurch entstand von selbst eine Art Waffenstillstand, der für die Verbündeten bindend wurde, weil sie ihre Kavallerie und Reserveartillerie aus Verpflegungsrücksichten hinter die Eger zurückgeschickt hatten, so daß für die Aufklärung nur die schwachen Streifkorps verfügbar blieben.

Eintreffen Bennigsens.

Endlich am 26. September trafen die Spitzen der „polnischen Armee" Bennigsens in Leitmeritz ein. Er übernahm gemeinsam mit dem österreichischen Korps Colloredo den Schutz Böhmens, und die Böhmische Armee begann ihren Linksabmarsch. Die ersten Marschziele waren Zwickau und Marienberg.

Der König, Gneisenau u. Knesebeck.

Gegen Mittag erhielt Knesebeck, während er sich in des Königs Zimmer befand, ein Schreiben Gneisenaus vom 25. September morgens, aus dem er entnahm, daß der Feind sich vor der Schlesischen Armee zurückgezogen habe, nachdem es ihm nicht gelungen, sie „zu einer allgemeinen Schlacht zu zwingen". Gneisenau hatte einen Plan zum Elbeübergange behufs gemeinsamen Operierens mit der Nordarmee entwickelt. Der König las das Schriftstück, erkannte die grundsätzliche Übereinstimmung mit seinem Votum im zweiten Kriegsrat am 13. und „nahm den Gedanken wieder mit Wärme auf", wie Knesebeck nun nicht umhin konnte, noch an demselben Tage Gneisenau zu berichten. Als der König beim weiteren Lesen wahrnahm, daß Gneisenau bestrebt war, die mit Bernadottes fortgesetzter Untätigkeit unzufriedenen preußischen und russischen Generale zum Zusammenwirken mit der Schlesischen Armee auch ohne jenen zu bewegen, und daß Tauentzien bereits zugesagt hatte, wurde sein „Mißfallen erregt, da durch Traktaten dem Kronprinzen das Bülowsche Korps zugesichert ist. Machen Sie sich also gefaßt", schrieb Knesebeck, „darüber ein Schreiben zu erhalten; denn, wenn der König auch wohl glaubt, daß der Kronprinz vielleicht mit mehr Lebhaftigkeit seinen Sieg hätte verfolgen

können, so ist er doch der Meinung, daß das Ganze mit vieler Vorsicht jetzt von ihm geführt worden ist". Man erkennt sofort als Hauptmotiv für des Königs Mißbilligung seine grundsätzliche Vertragstreue. Bereits während des Waffenstillstandes hatte er aus den Berichten Grolmanns entnommen, daß in den Verhandlungen Schwarzenbergs mit Toll Bülow „als isoliert vom Kronprinzen von Schweden betrachtet" wurde. Er hatte darauf bemerkt, „daß man dem Kronprinzen wortbrüchig werden würde", und darauf gedrungen, diesen Gesichtspunkt bei dem Zaren und dem Oberkommando zur Sprache zu bringen und „womöglich auszugleichen". Dieser Gedankengang hat sich hier wiederholt, und der König war völlig im Recht, wenn er Gneisenaus Plan nicht billigte. Knesebeck aber hoffte offenbar, durch Ankündigung eines ungnädigen Königlichen Handschreibens auf den unbequemen Dränger einzuwirken. Indessen bereits zwei Tage später war er gezwungen, Gneisenau zu berichten, daß sein Vorschlag, betreffend den Rechtsabmarsch der Schlesischen Armee, um die Elbe an der Elstermündung zu überschreiten, allgemeine Billigung gefunden habe; der Zar, der König und Schwarzenberg seien überzeugt, daß die Korps Bubna und Tscherbatow zur Überwachung der Straße von Bautzen und der Eingänge von Rumburg genügen würden. Daß der König Gneisenau nicht nachhaltig zürnte, geht aus Knesebecks Nachschrift hervor: „Der König hat mit mir über den Punkt gesprochen, der ihm letzthin in Ihrem Memoire auffiel, und mir gesagt, ich möchte Sie freundschaftlich benachrichtigen, ja die Verhältnisse bei dem Korps des Kronprinzen zu berücksichtigen, da ohnehin die Uneinigkeit schon anfinge, bei jener Armee einzureißen, und dies dem allgemeinen Besten so leicht nachteilig werden könne. Übrigens war der König sehr vergnügt über die Ansicht, die Sie heute über die Operationen aufgestellt hatten, und auch damit einverstanden, daß durch das Hinzukommen der Kraft der Kronprinz am ehesten bewogen werden müßte, in Tätigkeit überzugehen; um so mehr aber empfehlen Se. Majestät, jedes gute Vernehmen und die Eintracht zu erhalten und herzustellen, wo sie durch löblichen Eifer von der einen und vielleicht zu große Behutsamkeit von der andern Seite erschüttert worden sein könnte; — der König schloß: ich möchte Sie ja auffordern, Ihrerseits selbst indirekt dazu mitzuwirken, und sagte mir, es würde dazu für Sie nur eines Winkes bedürfen. Ich entledige mich dieses Auftrages und freue mich, daß meine letzthin geäußerte Besorgnis über diesen Gegenstand hiermit als ausgetilgt anzusehen ist. Ich bitte Sie, dessen also auch Ihrerseits nicht weiter zu erwähnen."

Zarter konnte man sich nicht ausdrücken, als der König es hier tut; Knesebeck aber hatte es bereits erreicht, Gneisenau zu kränken und seine stets gehegte Annahme, daß der König ihm nicht wohlwolle, zu bestärken. Am 29., also vor Eintreffen dieses aufklärenden Schreibens, schrieb Gneisenau aus Elsterwerda an Knesebeck, daß er nun, da er „die Mißbilligung Sr. Majestät kenne, keinen Schritt ferner tun werde, um den General v. Bülow zu vermögen, mit uns sich zu vereinigen, sondern nur trachten werde, es dahin einzuleiten, daß der Kronprinz selbst gemeinschaftlich mit uns wirke". Das sachliche Ergebnis war also ein gutes, indessen blieb in Gneisenaus Brust ein Stachel, und man möchte aus diesem Vorgang entnehmen, daß die Kluft zwischen ihm und seinem Könige ohne das Dazwischentreten anderer doch vielleicht überbrückbar gewesen wäre.

Nachricht vom Abmarsch Napoleons auf Leipzig

Die am 1. Oktober eingehende Nachricht vom Abmarsch Napoleons auf Leipzig hatte vielfache Änderungen der Marschdisposition, indessen keinen entscheidenden Entschluß zur Folge. Man wollte eine Schlacht vermeiden, den „kleinen Krieg" führen und durch Bedrohung der rückwärtigen Verbindungen Napoleon zum Rückzuge nach Sachsen veranlassen. Mit dem gewaltigen Respekt vor Napoleon, dessen Person in den Augen seiner Gegner — und darum mit Recht auch in seiner eigenen — eine Armee aufwog, verband sich ein andauerndes Verkennen, — man ging nicht davon ab, mit unglaublich kleinlichen Mitteln auf seine Entschließungen einwirken zu wollen.

Der König trennt sich vom Hauptquartier

Alle Bewegungen vollzogen sich mit einer der herrschenden Unentschlossenheit entsprechenden Langsamkeit. Am 6. Oktober gingen die ersten Nachrichten von der Schlacht bei Wartenburg und Blüchers Übergang über die Elbe ein. Am nächsten Tage folgte die Bestätigung — ein entscheidender Entschluß wurde nicht gefaßt. Der König, der in Teplitz verblieben war, hatte die offizielle Nachricht vom Siege von Wartenburg bereits am 6. nachmittags durch Major v. Brünneck erhalten. Er war offenbar sehr mißgestimmt über die Vorgänge im Hauptquartier und gewohnheitsmäßig trennte er sich in solcher Stimmung, und wenn ihm eine Einwirkung aussichtslos erschien, von den anderen. Am 9. Oktober schrieb Knesebeck an Hardenberg: „Der König scheint sich entschlossen zu haben, auf diesem Flügel hier zu bleiben. Ich fürchte, wir werden dadurch auf lange von der Hauptsache getrennt werden." In einem anderen Schreiben von demselben Tage heißt es, der König fürchte, daß Österreich dem zum Anschluß geneigten Bayern gegenüber zu große Forderungen stelle und „daß in Wien über viele kleine Angelegenheiten immer Schwierigkeiten gemacht

würden, und als wenn man von seiten des Hofkriegsrates den Krieg nicht mit Leben und Eifer umfaßte... Wahrscheinlich kommt es in diesen Tagen zu einer großen allgemeinen Schlacht in der Gegend von Leipzig". Den König bewegte offenbar vielerlei: die Verlangsamung und das Schwanken der Operationen, die nach seiner Auffassung kleinliche Politik Österreichs und die immer zunehmende Verschlechterung des Verhältnisses zwischen seinen Generalen und dem Kronprinzen von Schweden. Ein Trost war Blüchers unentwegte Initiative. Am 10. traf der König über Peterswalde in Zehista ein und begab sich von da nach Klein-Borten bei Dresden, wo Bennigsen sein Hauptquartier hatte. Kaiser Franz war in Kommotau geblieben und Kaiser Alexander war nach Besprechung mit ihm dortselbst und Rücksprache mit Schwarzenberg in Chemnitz nach Marienberg gereist. Der König war im Unmut gern allein und suchte die Truppen auf. Auch diesmal setzte er sich vermeidlicher Gefahr aus. Sein Wagen wurde vom Sonnenstein her beschossen und ein Pferd seines Küchenwagens durch eine Kanonenkugel getötet. In Borten suchte der König sofort Bennigsen auf, der in einem wohlerhaltenen Schloß Quartier genommen hatte, während er selbst sich in seiner gewohnten Anspruchslosigkeit mit einem ausgeplünderten Schloß begnügte, in dem die Federn der aufgeschnittenen Betten umherflogen. Bei Dohna hatte der König Spuren eines am Tage vorher stattgefundenen Gefechtes gesehen und am 12. fanden in nächster Nähe Kämpfe um den Besitz der Vororte von Dresden statt. An demselben Tage schrieb der König hocherfreut über die Nachricht von dem zwischen Österreich und Bayern abgeschlossenen Bündnisvertrage an Hardenberg, er lasse dem Kaiser von Österreich „von Herzen" dazu Glück wünschen. „Da ich mich jetzt zufällig bei der Bennigsenschen Armee befinde, indem es zu weitläufig geworden wäre, der großen Armee über Marienberg zu folgen, indem ich mich noch in dem Augenblick in Teplitz befand und wir jetzt täglich entscheidenden Kriegsszenen entgegensehen, ich auch, sobald es die Entfernung erlauben wird, mich wieder zum russischen Kaiser zu begeben gedenke, so würde es angemessen sein, wenn Sie für das erste dem österreichischen Kaiser folgen wollten ... Gott, der uns bis jetzt so sichtbarlich geholfen, wird auch ferner helfen."

Am 13. unternahm Bennigsen eine gewaltsame Erkundung gegen Dresden, vielleicht im Gedanken, sich in Besitz der Stadt zu setzen. Als indessen der Gegner ungeahnt starke Kräfte entwickelte, brach Bennigsen das Gefecht ab, dem der König von seinem alten Standpunkte auf den Räcknitzer Höhen beigewohnt hatte.

i) Die Schlacht von Leipzig.

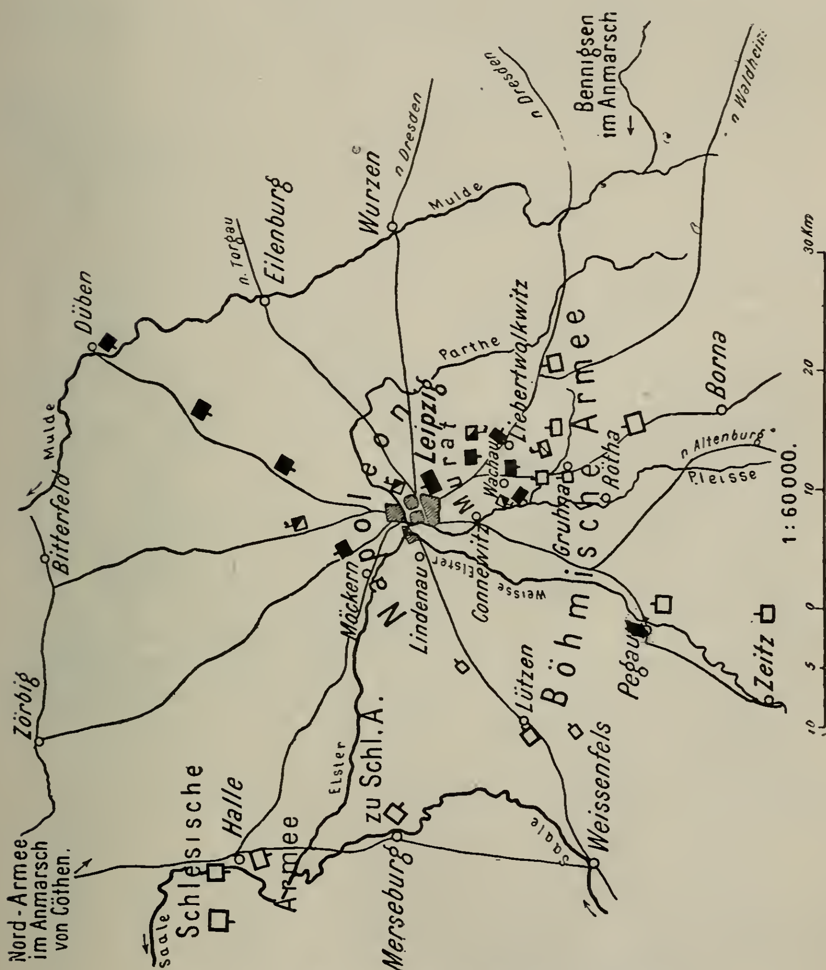
Kriegslage in der ersten Hälfte des Oktober.

Inzwischen war im großen Hauptquartier ein entscheidender Umschwung eingetreten. Als der König sich von jenem getrennt hatte, nahm die Böhmische Armee den Raum von Chemnitz bis Borna ein. Vor ihr war Murat mit 3 Armeekorps und 1½ Kavalleriekorps in die Gegend zwischen Rötha und Röchlich zurückgewichen. Den rechten vorgeschobenen Flügel der Verbündeten bildete Bennigsen vor Dresden. Ihm gegenüber stand Ney mit 2 Armeekorps. Den linken Flügel der Verbündeten bildeten leichte Truppen auf dem rechten Saaleufer bei Naumburg; ein französisches Korps stand zwischen Lützen und Weißenfels. Die Nordarmee befand sich zwischen Saale und Mulde bei Zörbig, unmittelbar am linken Muldeufer zwischen Bitterfeld und Raguhn die Schlesische Armee, das Korps Tauentzien auf dem linken Elbeufer zwischen Dessau und Roßlau, die Brigade Thümen auf dem rechten Elbeufer vor Wittenberg. Napoleon war mit einem Teil seiner Streitkräfte am 7. von Dresden nach Wurzen aufgebrochen, hatte sich am 8. mit Davout vereinigt und beschlossen, die Schlesische Armee anzugreifen, die er am 10. noch bei Dessau vermutete. Seine Bewegung wurde zum Luftstoß und seine 6 Armeekorps und 3 Kavalleriekorps starke Armee befand sich an diesem Tage (ausschließlich eines Armeekorps und eines Kavalleriekorps bei Düben) zwischen der Mulde und Elbe im Marsch auf Wittenberg und Dessau. Napoleons Nachrichten waren so ungenügend, daß er seinen Vorstoß bis zur Elbe und zum Teil über sie hinaus bis zum 12. fortführte. Tauentzien und Thümen waren in der Richtung auf die Schlesische und die Nordarmee noch weiter ausgewichen und standen bei Halle und Löbejün.

Beiderseitiger Vormarsch auf Leipzig

Als die am 12. bei Napoleon eingehenden Nachrichten die Lage klärten, beschloß er die Versammlung seiner gesamten Kräfte bei Leipzig. Die Ausführung begann schon am 13. Oktober. Seine Absicht wurde den Verbündeten alsbald klar, und Schwarzenberg befahl gleichfalls den Vormarsch auf Leipzig für den 14. An diesem Tage wurde auch Blücher durch die Nachrichten bewogen, ein Gleiches zu tun, und der Kronprinz von Schweden folgte ihm. Ein in diesem Kriege noch nicht dagewesener Zusammenstoß der feindlichen Heere mit versammelten Kräften stand bevor. Seitens der Verbündeten war eine Umfassung von drei Seiten angebahnt. Napoleon strebte zunächst eine völlige Versammlung an. Nur zögernd hatte sich bisher die Böhmische Armee fortbewegt, und auch Kaiser Alexander hatte sich nicht entschieden zum Gedanken einer Offensivschlacht aufzuschwingen vermocht. Erst

ein Bericht Blüchers vom 11. hatte den Ausschlag gegeben; er schloß mit den Worten: „Die drei Armeen sind sich jetzt so nahe, daß ein gleichzeitiger Angriff gegen den Punkt, wo der Feind seine Kräfte konzentriert hat, statthaben könnte.“ Tolls Verdienst war es, seinen



Skizze 15. **Die Kriegslage am 14. Oktober 1813 abends.**

Kaiser von der Notwendigkeit einer Entscheidungsschlacht überzeugt zu haben, dem sich dann auch Schwarzenberg anschloß.

König Friedrich Wilhelm befand sich noch bei Bennigsen und hatte diesmal seine Stimme nicht in die Wagschale werfen können, —

es ist kein Zweifel, daß er als einer der ersten den Offensivgedanken sich zu eigen gemacht hätte. Man möchte bedauern, daß er, seiner Verstimmung nachgebend, sich von der Stelle entfernt hatte, wo er, wie bisher, Einfluß hätte üben können.

Der König begibt sich zur Böhmischen Armee.

Am 14. reiste der König nach Freiberg ab, wie seine Umgebung annahm, in der Absicht, der „polnischen Armee“ auf Nossen zu folgen. Von der Böhmischen Armee eingetroffene Kuriere hatten bestätigt, daß dort bis zum 12. abends nichts vorgefallen sei. Dies Zögern erregte Bedenken und scheint der Grund gewesen zu sein, daß der König sich doch von Bennigsen trennte und am 15. nach Penig abreiste, um womöglich am nächsten Tage das Hauptquartier des Kaisers Alexander in Altenburg zu erreichen. Inzwischen hatte bereits am 14. Oktober ein Kampf gegen Murat bei Liebertwolkwitz mit einem für die Verbündeten zwar nicht entscheidenden, aber doch günstigen Ausgang stattgefunden. In Altenburg fand der König den Kaiser von Österreich, während der Kaiser von Rußland und Schwarzenberg am 15. weiter vorwärts in Pegau Quartier bezogen hatten. Der 15. hatte der „Vorbereitung für die am 16. erwartete Entscheidungsschlacht“ gedient. Napoleon und Schwarzenberg befahlen beide für den 16. den Angriff. Die Disposition Schwarzenbergs, ein Machwerk Langenaus mit Übergehung Radetzkys, war überaus unpraktisch und fand einmütigen Widerstand bei den Generalen, den Jominis scharfe Kritik verstärkte. Als schließlich der Zar sich seinem Ratgeber anschloß und rundweg erklärte, die Russen nach eigenem Ermessen verwenden zu wollen, gab der Oberfeldherr nach und erließ einen neuen Befehl. Die Böhmische Armee wurde entsprechend der Gliederung des Geländes durch Pleiße und Elster in drei Kolonnen geteilt, außerdem griff gleichzeitig die Schlesische Armee von Norden her an. Es entstanden vier getrennte Schlachten und Gefechte: bei Wachau, bei Connewitz, bei Lindenau und bei Möckern.

Schlacht bei Wachau am 16. Oktober. Die drei Monarchen.

Auf dem Schlachtfelde von Wachau fochten die Russen und Preußen der Böhmischen Armee. Kurz nach 9 Uhr morgens erschien Kaiser Alexander auf dem Wachtberge zwischen Güldengossa und Göhren, von dem man das vorliegende Gelände überblicken konnte. Schon beim Heraufreiten durch Magdeborn hatte ihn der Anblick der großen französischen Massen auf den Höhen bei Dösen, Wachau und Liebertwolkwitz mit Sorge erfüllt. Etwas später traf der König von Preußen von Gruhna her ein, dann auch Kaiser Franz aus Altenburg über Borna. Aus dem Gasthofe von Göhren wurden Stühle für die Monarchen herbeigeschafft. Hinter ihnen hielten russische Gardekosaken.

Skizze 16. Die Schlacht bei Leipzig. 1. Tag, der 16. Oktober 1813. Aufstellung der Franzosen am Morgen und Anmarsch der Verbündeten.

Zum ersten Male waren die drei Herrscher auf dem Schlachtfelde vereint. Gerade dieser Umstand war für Preußens König maßgebend, sich jeglicher unmittelbaren Einmischung in die Befehlsführung zu enthalten. Kaiser Alexander überzeugte sich immer mehr von der geringen Aussicht der Verbündeten, hier vorwärts zu kommen, und zog, im Einverständnis mit dem Könige, die russisch-preußischen Garden und Reserven heran und bewog den auf dem linken Pleißeufer haltenden Schwarzenberg, auch die österreichischen Reserven, die ursprünglich gegen Connewitz Verwendung finden sollten, zur Hilfe zu schicken. Es sei hier bemerkt, daß es zu den größten Erschwernissen der Heeresleitung Schwarzenbergs gehörte, daß ihm die unmittelbare Verfügung über die russisch-preußischen Garden und Reserven nicht zustand, daß er sich vielmehr hierzu jedesmal der Zustimmung des Zaren und des Königs versichern mußte, soweit nicht ersterer schon unmittelbare Befehle gegeben hatte.

Im Laufe des Nachmittags gerieten die Monarchen in die Gefahr, gefangen zu werden. Gegen 3 Uhr nachmittags attackierte der französische General Bordesoulle mit zwei Kavalleriebrigaden die Infanterie des Herzogs Eugen von Württemberg. Die in das Gefecht eingreifende russische leichte Gardekavallerie wurde geworfen und über einen Wiesengrund bei Güldengossa verfolgt. Die nur noch 800 Schritt entfernten französischen Reiter nahmen die Monarchen mit ihrem großen Gefolge wahr, die nur durch einen Graben, zu dem ein schmaler Damm führte, gesichert waren, und wandten sich dorthin. Schwarzenberg, der sich ihnen schon seit geraumer Zeit zugesellt hatte, vermochte sie, ihre Pferde zu besteigen und sich der Gefahr zu entziehen, während er selbst den Degen zog und die Schlachtlinie hinab sprengte. Ein Teil von Bordesoulles Reitern setzte über den Graben, ein anderer suchte sich über Güldengossa den Monarchen zu nähern. Die Gardekosaken warfen sich nun dem Feinde entgegen und die russische Artillerie feuerte mit Kartätschen. Allmählich näherten sich mehr Truppen der Verbündeten und die Gefahr war beseitigt.

Stand der Schlacht am Abend des 16. Oktober.

Nach hin und her wogendem blutigem Kampfe hatten die Verbündeten am Abend des 16. bei Wachau noch nicht mehr Gelände gewonnen, als sie am Morgen innegehabt hatten. Die gegen Connewitz vorgedrungene österreichische Kolonne war nicht über die Pleiße gekommen. Auch das schon genommene Lindenau hatten die Österreicher trotz tapferster Gegenwehr nicht zu halten vermocht. Auf dem Gebiet südlich und westlich von Leipzig machte erst die Dunkelheit dem Kampfe ein Ende. Der Zar und Kaiser Franz kehrten nach Rötha zurück, der König traf gegen 10 Uhr in Borna ein.

Einen entscheidenden Erfolg hatte an diesem Tage nur die Schlesische Armee bei Möckern. Das auf dem rechten Flügel befindliche Korps York drang sogar bis an die Tore von Leipzig vor. Schon bevor die Nachricht hiervon im Hauptquartier eintraf, herrschte hier eine sehr zuversichtliche Stimmung. Schwarzenberg gab noch am Abend eine Disposition für einen, am nächsten Morgen 6 Uhr zu beginnenden Angriff aus, zu dem er auf die Mitwirkung des Korps Colloredo und der Armee Bennigsens rechnete. Als er am 17. früh wußte, daß diese Verstärkung am Vormittage noch nicht verfügbar sein werde, wurde der Angriff auf den Nachmittag verschoben. Für alle Fälle wurde indessen die Armee bereitgestellt, und schon seit 7 Uhr morgens befanden sich außer dem Oberfeldherrn der Zar und der König auf dem Schlachtfelde. Der Feind rührte sich nicht, und da das Korps Colloredo zwar im Laufe des Vormittags, aber sehr ermüdet eintraf und die Ankunft Bennigsens sich bis zum Abend verzögerte, so wurde der Angriff auf den nächsten Tag verschoben. Mit sinkender Nacht kehrte der König nach Borna zurück. Nur Blücher hatte auch an diesem Tage wieder Gelände gewonnen. Die Schlesische Armee. Im Hauptquartier. Der 17. Oktober.

Wie Napoleon die Lage ansah, läßt sich daraus entnehmen, daß er den verwundet in Gefangenschaft geratenen österreichischen General Grafen Merveldt benutzte, seinen Gegnern Friedensanerbietungen zu machen und Kaiser Franz ein privates Schreiben zu senden — es war zu spät.

Der Angriff für den 18. war in sechs Kolonnen angeordnet: unter den Befehlen des Erbprinzen von Hessen-Homburg (Österreicher), Barclays (Russen und Preußen), Bennigsens (Russen und Österreicher), des Kronprinzen von Schweden, dem Blücher zwei russische Korps abgetreten hatte (Russen, Preußen und Schweden), Blüchers (Preußen und Russen) und Gyulais (Österreicher), im ganzen 295 000 Mann mit 1466 Geschützen, gegenüber etwa 160 000 Franzosen und Rheinbundtruppen mit 630 Geschützen, die sich inzwischen rückwärts um Leipzig konzentriert hatten. 2. Schlachttag, der 18. Oktober.

Kaiser Alexander stieg am 18. früh 5½ Uhr zu Pferde und traf am Sammelpunkt der Kolonne Barclay in der Nähe von Güldengossa mit dem Könige zusammen. Der Rückzug des Feindes von Wachau und Liebertwolkwitz wurde frühzeitig von den Vorposten gemeldet, von vorgesandter Kavallerie bestätigt und auch bald von den Souveränen unmittelbar wahrgenommen. Um 7 Uhr gab Schwarzenberg den Befehl zum Angriff. Die beiden Monarchen beobachteten zuerst vom Galgenberge das Vorrücken der Kolonne Barclay und

begaben sich, als diese bis vor Probstheida und bis zur Höhe der alten Ziegelei vorgerückt war und nun ein stehendes Feuergefecht entstand, auf eine zwischen der Schäferei Meusdorf und dem Dorfe Zuckelhausen gelegene Anhöhe — später „Monarchenhügel" genannt — und verblieben daselbst. Der König war, wie ein Augenzeuge berichtet, „sehr vergnügt". Nachmittags traf auch Kaiser Franz dort ein. Der Zar scheint sich diesmal des Eingreifens enthalten zu haben; nur Barclay hat er um 2 Uhr nachmittags direkt befohlen, Probstheida zu stürmen, wahrscheinlich, um Bennigsens Vorgehen zu erleichtern. Je ruhiger und zurückhaltender König Friedrich Wilhelm äußerlich blieb, desto gewaltiger muß sein Inneres bewegt gewesen sein. Die Macht des Unbezwinglichen, der ihn und sein Land sieben Jahre lang in Fesseln geschlagen hatte, schwand sichtlich vor seinen Augen dahin — der Augenblick stand unmittelbar bevor, in dem erfüllt wurde, was der König und die Besten seines Volkes ebenso lange Zeit angestrebt und vorbereitet hatten. Der König hatte genugsam erfahren, wie leicht der scheinbar schon errungene Schlachterfolg im letzten Augenblicke wie ein Traumbild entschwindet. Da hörte er vom linken Flügel den Kanonendonner immer stärker werden, das Zeichen einer Krisis. Eingreifen konnte er nicht, es waren Österreicher, die dort unter dem Prinzen von Hessen-Homburg kämpften, aber es litt ihn nicht mehr auf dem Monarchenhügel, er ritt dorthin. Nicht an jener Stelle fiel die Entscheidung, obwohl es für den Rückzug der Franzosen von größter Bedeutung war, daß die Österreicher Connewitz nicht wieder in ihre Gewalt bekamen. Napoleon hatte daher rechtzeitig hier so bedeutende Kräfte eingesetzt, daß seine Gegner nicht über Lößnig hinaus vorzudringen vermochten.

Anordnungen zur Verfolgung.

Offenbar haben die Wahrnehmungen an dieser Stelle den König auf den richtigen Gedanken gebracht, für eine Ausbeutung des schon fast völlig erkämpften Sieges das möglichste zu tun, und da in der Umkreisung bei Lindenau eine Lücke entstanden war, durch die der Feind entkommen konnte, wenigstens für die Verfolgung zu sorgen. Das konnte er bei der gegenwärtigen Lage mit gutem Gewissen tun, ohne befürchten zu müssen, die Kreise des Oberfeldherrn zu stören. „Sobald sich's nun", berichtet Natzmer, „aber gegen 5 Uhr nachmittags zeigte, daß keine Massen zum Vorschein kamen und die Ortschaften [Probstheida, Stötteritz, Schönfeld] nur verteidigt wurden, um sich Zeit zu verschaffen, abzuziehen, ward ich vom König [der inzwischen auf den Monarchenhügel zurückgekehrt war] zu Blücher geschickt, ihm die Order zu erteilen, sogleich einen Teil seines Korps, besonders alle

Kavallerie, die er entbehren könne, und reitende Artillerie abzuschicken, dem Feinde den Rückzug abzuschneiden oder ihn doch zu harcelieren."

Der Blüchers Hauptquartier zugeteilte englische Oberst Hudson Lowe sagt am Schlusse seines Schlachtberichts: „Ungefähr in dem Augenblick, als dieser glückliche Angriff [des russischen Korps Langeron auf das vielumstrittene Schönfeld gegen 5½ Uhr] den Tag beschloß, erschien ein Adjutant des Königs von Preußen und brachte dem General Blücher Nachricht vom Erfolge des großen Heeres, die französische Armee sei im Rückzuge, und verlangte, Blücher möge seine Kavallerie und leichte Artillerie, soviel er entbehren könne, absenden, um den Feind zu belästigen."

Man sieht, wie beide Angaben sich decken. Es ist daher ohne jeden Zweifel des Königs Verdienst, daß Blücher nachzuholen suchte, was die Einkesselung des Gegners nicht vermocht hatte, die völlige Vernichtung. Blücher befahl zu diesem Zweck dem Korps Yorck, das an diesem Tage am wenigsten an der Schlacht beteiligt gewesen war, nebst zwei vom Korps Sacken abgegebenen Kosakenregimentern, wie es im Tagebuch des Yorckschen Korps heißt, „sogleich abzumarschieren, die Übergänge bei Merseburg und Halle über die Saale sicherzustellen und gegen den Feind nach seiner eigenen Einsicht den Umständen gemäß zu operieren. Gleich nach erhaltener Order, um 7 Uhr abends, trat das Korps den Marsch an" und erreichte am nächsten Morgen mit der an der Spitze befindlichen Reservekavallerie Passendorf jenseits Halle und mit seinen übrigen Truppen Halle und Bruckdorf; die Zerstörung der Elsterbrücken verhinderte die Besetzung von Merseburg, wo sich indessen bereits Kosaken eingefunden hatten. So war die Verfolgung durch das Gelände — das sumpfige Land zwischen Elster und Luppe war ungangbar — zunächst in eine falsche Richtung geleitet. Das Verdienst des Königs, allein selbständig und rechtzeitig auf eine ernste Verfolgung hingewirkt zu haben, wird dadurch nicht geschmälert. Auch sein kaiserlicher Freund soll einen entsprechenden Gedankengang gehabt und beabsichtigt haben, seine noch völlig intakten und ausgeruhten Garden, Grenadiere und Kürassiere noch am Abend des 18. nach Pegau marschieren zu lassen. Er soll überredet worden sein, diese Truppen — der Schonung wegen — erst am nächsten Tage in Bewegung zu setzen. Von seiten des Oberfeldherrn geschah, obwohl er sich nachweislich schon um 2 Uhr nachmittags mit dem Gedanken an die Maßnahmen beim Rückzuge des Feindes beschäftigt hatte, nichts Ernstliches. Die auf dem linken Ufer befindliche Armeeabteilung Gyulai erhielt an Stelle des Befehls, den abziehenden Feind anzu-

15*

greifen, nur den, zu beobachten und die Straße auf Pegau zu sichern, und später, die Stellung bei Kösen zu besetzen. Sofortige Anweisung zur Verfolgung erhielt nur der Ataman Platow, — der aber befand sich bei der Nordarmee und hatte einen großen Bogen zu beschreiben. Auch die auf dem linken Flügel der Nordarmee befindlichen öster-



Skizze 17. **Die Schlacht bei Leipzig. Die Aufstellung in der Nacht zum 19. Oktober 1813.**

reichischen leichten Truppen Bubnas wurden ohne Beschleunigung zur Verfolgung bestimmt; er erhielt den Befehl erst am nächsten Morgen. Dann wurde auch die österreichische Kavalleriedivision Nostitz und das österreichische II. Korps zur Versammlung bei Pegau behufs Aufnahme der Verfolgung befohlen — schon um Mitternacht erfolgte Gegen-

befehl. Als gegen 6 Uhr abends Schwarzenberg die in der Nähe befindlichen Generale auf den „Monarchenhügel" bei Meusdorf zur Befehlsausgabe versammelte, fuhr Kaiser Franz nach Rötha zurück. Der Zar und König Friedrich Wilhelm blieben noch bis 8 Uhr auf dem Schlachtfelde.

Die verbündeten Truppen biwakierten in der Nacht an den von ihnen im Laufe der Schlacht erreichten Punkten; die beiderseitigen Vorposten standen sich unmittelbar gegenüber. Aufstellung in der Nacht.

Bei Tagesanbruch sollten alle Armeeteile zur Erneuerung des Kampfes in Schlachtordnung bereit stehen, im Falle eines feindlichen Rückzuges aber in fünf Kolonnen zum Sturm gegen Leipzig vorrücken. Aber die Lücke im Westen war offen geblieben und mit Anbruch der Dunkelheit begann der Rückzug der französischen Armee in traurigster Verfassung, aber — ungehindert. Am 19. gegen 2 Uhr morgens fingen die zur Verteidigung der Stadt bestimmten Truppen an, sich auf die Umfassung der Vorstädte zurückzuziehen und diese notdürftig zur Verteidigung einzurichten, — im ganzen etwa 30 000 Mann. Disposition für den 19. Oktober. Rückzug Napoleons.

Um 7 Uhr morgens fanden sich der Kaiser von Rußland, der König und Schwarzenberg, mit großem Gefolge über Probstheida kommend, auf dem Tonberge bei den „Straßenhäusern" an der zerschossenen Windmühle (Tabaksmühle) ein, dem Standpunkte Napoleons am Tage vorher. Überall war der Rückzug der Franzosen wahrgenommen worden. Die verschiedenen Kolonnen der Verbündeten bewegten sich vorwärts und gegen 9 Uhr morgens war das ganze Vorgelände von Leipzig vom Feinde frei, und eine Stunde später standen alle Kolonnen zum Angriff auf die Stadt bereit. Da gab Kaiser Alexander den überraschenden Befehl, auf eine halbe Stunde alle Bewegungen einzustellen. Den Anlaß dazu hatte das Erscheinen eines angeblichen Vertreters Leipzigs gegeben, der um Schonung bat, und des sächsischen Obersten v. Ryssel, um im Namen seines Königs einen Waffenstillstand vorzuschlagen. Obwohl jeder Zeitverlust dem Abzuge des Gegners zugute kam, wurden nach Besprechung mit König Friedrich Wilhelm Toll und Natzmer zum Könige von Sachsen gesandt. Sie sollten erklären, daß nach Zurückweisung aller ihrer früheren Anträge von Unterhandlungen nicht mehr die Rede sein könne, wohl aber wolle man Leipzig nach Möglichkeit schonen, wenn es unverzüglich vom Feinde geräumt werde, auch die sächsischen Truppen nicht feindlich behandeln, wenn sie sich sofort aus dem Gefecht zurückzögen und wenn man sie rückwärts aufgestellt mit zusammengesetzten Gewehren finde. In der festgesetzten halben Stunde 3. Schlachttag, der 19. Oktober.

konnten die Abgesandten nicht zurück sein; es hätte auch nichts genützt, sie abzuwarten; der König von Sachsen hatte sich in völliger Verkennung der Lage zu nichts bereit gefunden.

Eroberung von Leipzig.

So begann der Angriff, und nach heftigem Kampfe drang Blücher gegen Mittag mit den Russen durch das Hallesche Tor ein; von der Nordarmee Truppen Bülows am Grimmaischen Tor und zwar zuerst durch eine Seitenpforte des Tores die Füsiliere des 2. Reserveregiments unter dem Major v. Mirbach, dann durch eine schwache Mauerstelle in der Nähe Major Friccius mit dem Königsberger Landwehrbataillon, an dessen Spitze der Prinz von Hessen-Homburg; die Pommerschen Grenadiere der Brigade Borstell und die Russen Wintzingerodes durch das Spitaltor; Teile der „polnischen Armee", die einen Linksabmarsch ausführte, durch das Peterstor; die Kolonnen Barclays und Colloredos blieben dahinter. Allmählich wurde man auch der inneren Stadt Herr.

Einzug der Monarchen.

Noch während der Kampf fortdauerte, begaben sich die Monarchen in die Stadt. Der König und der Zar ritten mit Schwarzenberg um 1 Uhr durch das Grimmaische Tor ein. Thile berichtete noch an demselben Tage an Hardenberg: „Der Rest der Sachsen kam in Leipzig uns entgegen, mit ihnen die Badenschen Truppen. Sie formierten Spaliere, durch welche, als in der letzten Vorstadt noch gekämpft wurde, der Kaiser Alexander und der König schon ihren Einzug unter dem Freudengeschrei des ganzen Volkes und der noch vor einer Stunde feindlichen Soldaten hielten." In wenigen schlichten Worten vergegenwärtigt uns dieser älteste und unmittelbarste Bericht die Größe des Augenblickes: nach völligem Zusammenbruch und siebenjähriger Knechtung Preußens endlich ein voller Sieg über das von dem scheinbar Unbesiegbaren selbst angeführte feindliche Hauptheer, gleichzeitig der durch Bayern bereits angebahnte Beginn des Zerfalles des unnatürlichen Bundes Deutscher mit dem Unterdrücker. Der Erfolg der Waffen brachte zuwege, was dem Appell an den Patriotismus nicht gelungen war. Preußen war erstanden — Deutschland fing an, sich auf sich selbst zu besinnen — es war die Morgenröte einer neuen Zeit. Ein peinlicher Moment war das Eintreffen der beiden befreundeten Monarchen auf dem Markt vor der Wohnung des unglücklichen Königs von Sachsen, der sich in einer verhängnisvollen Verkennung seiner deutschen Fürstenpflicht nur als Napoleons Vasall fühlte und jetzt, obwohl er soeben Bernadotte auf den Flur hinabgeleitet hatte, die Begegnung vermied. Nach Bewillkommnung Bernadottes ging es weiter nach dem Ranstädter Tor. Da kam ihnen

Der König und Blücher.

Blücher vom Halleschen Tor entgegen — welche Begegnung! Vor sieben Jahren und fünf Tagen hatte der tapfere General die Schlacht von Auerstedt mit einer unglücklichen Attacke eröffnet, vergebens hatte er den Tag über versucht, die verzettelte Kavallerie zu einer Entscheidung zu sammeln, vergebens hatte er seinem Herrn geraten, durch Einsetzen der Reserven die Schlacht wieder herzustellen, und dann hatte er seinen König auf dem furchtbaren Rückzuge begleitet und, da er ihm die Schlacht nicht hatte gewinnen helfen können, für seine Sicherheit gesorgt. Damals war ihm König Friedrich Wilhelm ehrwürdiger erschienen, als wenn er eine Schlacht gewonnen hätte, und nun war eine Schlacht gewonnen und keiner hatte mehr dazu getan, als der alte tapfere General, der mit seinem Schlesischen Heere schon längst den Siegespfad gewandelt war. Sie haben wohl beide jenes furchtbaren Nachtrittes vor sieben Jahren gedacht, der König sicherlich, den der Gedanke an Auerstedt nie verließ. Die Begegnung kann nicht besser gekennzeichnet werden, als durch Blüchers eigene klassische Schilderung in seinem Briefe an seine Gattin vom 20. Oktober: „Der Kaiser von Rußland hat mich in Leipzig uf öffentlichen margt geküßt und den befreier Deutschlands genannt, auch der Kaiser von Österreich überhäufte mich mit lob und mein könig dankte mich mit tränen in den augen." Wir sehen den Kaiser Alexander als strahlenden Triumphator Gnade spenden und mit großen und warmen Worten danken; sicherlich empfand er im Augenblick auch so. Es war ihm ein Bedürfnis, daß ein jeder es wahrnahm, wie er rückhaltlos zu lohnen wußte. Anders der König. Ihm war es nicht gegeben, sich frei und unbefangen zu äußern, aber der alte Blücher, der ihn in jener Unglücksnacht gewürdigt hatte, verstand ihn auch im Glück — in seiner großen Kinderseele war kein Raum für Mißtrauen und Mißverständnis, er hatte Tränen in den Augen seines Herrn gesehen und das genügte ihm. Anders war der Eindruck Gneisenaus. Auf einem, einem Briefe an Clausewitz beigefügten besonderen Zettelchen heißt es: „Der König hat mir, als alles in Leipzig auf dem Markte versammelt war, einige kalte, doch etwas freundliche Worte der Zufriedenheit mit unserer Armee gesagt. Mir persönlich nichts. Noch habe ich kein Wort der Zufriedenheit über unseren Elbübergang und die folgenden Kriegsbegebenheiten erhalten. ... Aber Sie sehen, wie tief gewurzelt die Abneigung des Königs gegen alle diejenigen ist, die nicht gleiche politische Gesinnung mit ihm gehabt haben. Sowie indessen dieser heilige Krieg vorüber ist, so trete ich aus seiner Armee und will lieber das Brot des Kummers essen, als diesem unfreundlichen Herrscher

mich in seiner Armee aufdrängen." Auch hier liegt doch die Annahme sehr nahe, daß es keine einseitige Schuld war, daß der König und sein fähigster und an patriotischer Hingebung nicht übertroffener General auch nach dem großen Erfolge den Weg zueinander nicht fanden.

Alle Straßen Leipzigs waren mit Truppen angefüllt, zum Teil durch verfahrene Bagagewagen und Artillerie verstopft; in der Nähe der beiden Monarchen schlugen französische Granaten ein; wiederholt vermochten sie den Weg nicht fortzusetzen und mußten umkehren. Der Zar übertrug dem Kronprinzen von Schweden das Kommando über die in Leipzig befindlichen Truppen, um Ordnung herbeizuführen. Wieder am Grimmaischen Tor angelangt, begegneten der Zar und der König dem Kaiser Franz; sie stiegen vom Pferde und umarmten sich. Letzterer ritt allein über den Markt zum Peterstor, vielfach seiner Freude Ausdruck gebend und dankend, und fuhr dann nach Rötha. Die beiden anderen Monarchen besichtigten noch die schwedischen Truppen und suchten dann ihre Quartiere in der Stadt auf; der König wohnte im Hommelschen Hause.

Kaiser Franz.

Elend der Verwundeten.

Einen furchtbaren Kontrast zu Triumph, lauter Freude und tönendem Danke bildete das nach allen Berichten übermäßige Elend der Verwundeten, das durch einen heute kaum faßbaren Mangel an Fürsorge, wie er der damaligen Kriegführung eigen war, zum Äußersten gesteigert wurde. Im Augenblick waren die Leitenden hiervon noch nicht unterrichtet. Auch hat ihre berechtigte Genugtuung über den Sieg wohl kaum die Erwägung getrübt, daß es der Vereinigung einer außerordentlichen Überlegenheit bedurft hatte, um den gewaltigen Gegner zu überwinden. Man war längst gewohnt, ihn mit ganz anderem Maße zu messen, als jeden anderen Feldherrn, und überzeugt, ihn nur durch ungewöhnliche Mittel bezwingen zu können. Überdies war diese Übermacht keineswegs voll zur Verwendung gelangt — ihr Einsetzen an rechter Stelle hätte zu voller Vernichtung geführt und einen „Feldzug 1814" entbehrlich gemacht.

Sieg durch Überlegenheit.

Verluste.

Wir haben gesehen, wie wenig die Aufstellung der Reserven einer ausgiebigen Verfolgung entsprach, nachdem man Napoleon hatte entkommen lassen. Was er am 19. und 20. Oktober an die Saale brachte, waren nicht mehr als 60000 bis 80000 Mann, also viel weniger als die Hälfte der Truppen, über die er bei Leipzig verfügt hatte. Indessen auch der Verlust der Verbündeten bezifferte sich auf rund 54000 Köpfe.

Verfolgung.

Schon vor dem Einzuge der Monarchen in Leipzig war am

19. Oktober auf dem Schlachtfelde ein Kriegsrat abgehalten worden, in dem die am nächsten Tage ins Werk zu setzende Verfolgung beraten wurde. Die Böhmische Armee sollte in zwei Kolonnen oberhalb, die Schlesische unterhalb die Elbe überschreiten und südlich bzw. nördlich der Marschrichtung des Feindes vorgehen, die Polnische Armee sollte ihm folgen. Man hoffte, Napoleon der durch Hinzutritt des österreichischen Korps Frimont neuformierten österreichisch-bayerischen Armee Wredes in die Arme zu treiben. Die Verwendung der Nordarmee blieb noch unsicher. Nur dem durch die übergetretenen Sachsen verstärkten Korps Tauentzien wurde sofort die Belagerung von Torgau, Wittenberg und Magdeburg übertragen. Alle Bewegungen wurden am 20. begonnen. Aber die Verfolgungsmaßnahmen waren zu spät eingeleitet; es kam nur zu Nachhutgefechten. Wrede stellte sich Napoleon am 30. Oktober bei Hanau entgegen, indessen nach zweitägiger Schlacht gelang es diesem, sich den Weg zum Rhein freizumachen. Es war schon jetzt kein Zweifel mehr, daß es eines zweiten Feldzuges bedürfen werde, wenn die Verbündeten Napoleon ihren Willen aufzwingen wollten. Schlacht bei Hanau.

König Friedrich Wilhelm hatte am Vormittage des 20. Oktober das Schlachtfeld beritten und dem unsäglichen Elend, das er dort sah, zu steuern gesucht. Am 21. wurde der Kommandeur der badischen Truppen, Graf Hochberg (nachmals Markgraf Wilhelm von Baden), vom Könige empfangen, den er „zwar sehr ernst, aber sehr freundlich" fand. „Das wohlwollende und einfache Benehmen des Königs tat mir sehr wohl" — so berichtet er. Auch im Glück blieb des Königs Bescheidenheit unverändert. Er sah bei der Armee zunächst keine zweckentsprechende Tätigkeit für sich und reiste bereits am 22. nach seiner Hauptstadt ab, wo er am 24. eintraf, genau sieben Jahre, nachdem die Franzosen dort eingezogen waren, während er sich auf der Flucht nach dem Osten befand. Als ihm abends im dichtgefüllten Theater „wie aus einem Munde in betäubender Vollstimmigkeit" das „Heil dir im Siegerkranz" entgegenschallte, da gab auch der jeder stürmischen Äußerung und jedem Hervortreten seiner Person so abgeneigte König sich ganz der Wirkung des Augenblicks hin. Mit Tränen in den Augen hat er seinen neben ihm stehenden Schwestern gesagt: „Ich verdiene das nicht; es ist nicht mein Verdienst, daß ich die Ehre habe, eine so brave Armee zu kommandieren." Der König.

Eigentlich wollte der König am 28. nach Breslau zu seiner noch dort verweilenden Familie reisen, um nach einigen Tagen über Berlin zur Armee zurückzukehren; eine Nachricht indessen vom angeblichen

Abmarsch St. Cyrs von Dresden über Torgau, welche eine Beunruhigung von Berlin nicht ganz ausgeschlossen erscheinen ließ, verzögerte die Reise bis zum 29. Am 5. November traf er mit seinem zweiten Sohne, dem Prinzen Wilhelm, der von nun an auch den Feldzug mitmachen sollte, wieder in Berlin ein und reiste am 8. nach Frankfurt a. M. ab, wo sich bereits die beiden Kaiser befanden. Diese wünschten, den König feierlich zu empfangen und baten sich „zur Freundschaft" seine Zustimmung aus. Durch überraschende Ankunft am 13. November wußte er aber dem Triumphzug zu entgehen, und es verblieb bei einer Parade.

Napoleons Rückzug über den Rhein.

Am 2. November hatte Napoleon mit etwa 60000 bis 70000 Mann bei Mainz den Rhein überschritten und diesen Platz in den Händen behalten. Seiner Arrieregarde war Gyulai bis Hochheim am Rhein gefolgt; er vertrieb sie von dort am 9. November. Blücher brach am 7. November von Gießen und Wetzlar gegen Köln auf und wäre über den Rhein gegangen, wenn nicht ein Befehl ihn zurückgerufen hätte. Die Schlesische Armee langte Mitte November im Nassauischen vor Kastell an und schloß diesen Brückenkopf ein. Napoleon hatte also doch noch den Rest seiner Armee gerettet, und zahlreiche deutsche Festungen am Rhein, an der Elbe und der Oder blieben noch in französischen Händen; Dresden und die Weichselfestungen kapitulierten im November. Davout befand sich im nordwestlichen Deutschland bei Hamburg, die Dänen waren Napoleons Verbündete, und in Oberitalien und auf beiden Seiten der Pyrenäen kämpften noch französische Heere.

Neigung zu Unterhandlungen.

Da ein Napoleon an der Spitze Frankreichs stand, war dies Land noch keineswegs besiegt, und bald entstand im großen Hauptquartier der Verbündeten eine lebhafte Neigung zu Unterhandlungen, bestärkt durch den Mißerfolg von Hanau, wo Wrede verwundet worden war. „Zuvörderst haben zwar", schrieb General v. Hake am 2. November an Hardenberg, „die Eröffnungen des Kaisers Napoleon gegen Graf Merveldt dazu Veranlassung gegeben, demnächst aber, wie ich in Erfahrung gebracht, auch der dringende Wunsch des Kaisers Alexander nach Frieden und darauf die bestimmte Erklärung des Grafen Barclay, daß die russische Armee außerstande sei, den Krieg fortzusetzen. Man sieht überall den Mangel der im Generalkommando unentbehrlichen Einheit, ohne welche die verschiedenen Armeen nicht nach einem allgemeinen Plan operieren und kein großes Resultat, wohl aber anfänglich partielles und später allgemeines Unglück entstehen kann. England oder vielmehr dessen Abgesandte stimmen lebhaft für den Frieden und bearbeiten dazu die Einfluß habenden Per-

sonen. Kurz, es ist Zeit, daß darüber ein reifer Beschluß genommen, wenn dies noch nicht der Fall sein sollte, damit man auf der anderen Seite nichts für die Fortsetzung des Krieges verabsäume."

In Österreichs Interesse lag weder die völlige Vernichtung Napoleons, noch eine übermäßige Erstarkung Preußens. Die eigene frühere Machtstellung war im wesentlichen wiedergewonnen; man war nicht geneigt, das Errungene erneut aufs Spiel zu setzen, und noch weniger, zur weiteren Steigerung des Prestiges des Zaren beizutragen. Der Kronprinz von Schweden warnte lebhaft davor, den Boden Frankreichs, seiner alten Heimat, zu betreten, bevor alle Versuche der Unterhandlung erschöpft seien. Es gab nur wenige entschieden kriegslustige Elemente, eigentlich nur repräsentiert durch die Schlesische Armee, in der indessen Yorck gegen eine sofortige Fortsetzung der Operationen entschieden Stellung nahm, und Bülow. Daß König Friedrich Wilhelm sich nicht Blücher, Gneisenau und Stein anschloß, für die unentwegt der Gedanke feststand, daß der Friede in Paris diktiert werden müsse, wäre auch ohne seine friedliebende Natur erklärlich gewesen. Das Erlebte lastete zu schwer auf ihm, und ein Rückschlag konnte den Bestand Preußens abermals gefährden, dessen Kräfte nach beispiellosen Leistungen nunmehr erschöpft schienen. Noch am 12. Dezember hatte Hardenberg eine unerquickliche Unterredung über die Politik und die Fortsetzung des Krieges mit ihm und notierte in seinem Ärger in sein Tagebuch: „Er würde mit gekreuzten Armen in Frankfurt bleiben wollen." *Die Stimmung des Königs.*

Bei Kaiser Alexander wurde schließlich die eigene, durch die Kriegsmüdigkeit seiner Generale unterstützte Friedensneigung durch den Wunsch überwogen, seine stolze Rolle als Befreier Europas zu Ende zu führen, und zwar, so merkwürdig es klingt, durch seinen Plan der Vereinigung eines wiederhergestellten Polens durch Personalunion mit Rußland; hierzu bedurfte es der Niederwerfung Napoleons, des Schützers Polens. *Kaiser Alexander.*

Während durch den gefangenen französischen Diplomaten St. Aignan Verhandlungen mit seinem Kaiser angeknüpft wurden, entschloß man sich endlich doch zur Fortsetzung des Krieges, zunächst allerdings nur zur Feststellung eines Operationsplanes.

3. 1814.

a) Die Einleitung des Feldzuges.

Es ist hier nicht der Ort, den vielfachen Wandel des Operationsplanes für den neuen Feldzug zu entwickeln, zumal über des Königs persönliche Beteiligung daran Sicheres nicht feststeht. Gneisenau be- *Operationspläne.*

nutzte sein und Steins Eintreffen in Frankfurt zu einem wiederholten Versuch, eine schleunige Eröffnung des Angriffs durchzusetzen, indessen ohne Erfolg. Dem österreichischen Vorschlage, den Durchmarsch durch die Schweiz nötigenfalls gewaltsam zu erzwingen, stimmte der Zar nicht zu, der aber auch Gneisenaus Plan verwarf, und ebensowenig der König. Am 7. Dezember hat er eine Denkschrift Knesebecks unterzeichnet und dem Zaren vorgelegt, die ein Abwarten des Ergebnisses der Unterhandlungen mit Napoleon und der freiwilligen Zustimmung der Schweiz zum Durchzug, sowie des Beginns des Frühjahrs befürwortete. Wahrscheinlich ist hierbei infolge des Einflusses Knesebecks die Erwägung mitbestimmend gewesen, daß es noch immer an einer Garantie für eine angemessene Wiederherstellung des preußischen Staates fehlte und daß der König vorher nicht neue Wagnisse unternehmen wollte. Das war die Stimmung, von der Hardenberg so drastisch berichtete. Glücklicherweise folgte schließlich der König doch mehr dem Rate seines nunmehr zu entschiedenem Vorgehen entschlossenen russischen Bundesgenossen, als der Kassandrastimme Knesebecks. Endlich wurde ein österreichischer Vermittelungsvorschlag angenommen: das preußische und ein russisches Korps der Nordarmee sollten die Niederlande erobern; Bülow und Wintzingerode waren bereits dorthin aufgebrochen. Der Kronprinz von Schweden mit dem durch Abgaben der „Polnischen Armee" verstärkten Rest der Nordarmee sollte dem französischen Korps Davout in Hamburg und den Dänen gegenüber verbleiben, Blücher unter Beobachtung von Mainz, wo man anfangs die ganze Schlesische Armee hatte fesseln wollen, den Mittelrhein überschreiten und den Feind beschäftigen, bis die den Oberrhein überschreitende Hauptarmee Schwarzenbergs, unter Zurücklassung eines Beobachtungskorps vor Kehl und Straßburg, die Verbindungslinien des Feindes erreicht haben würde. Als erstes Operationsziel der Hauptarmee wurde die Hochebene von Langres bezeichnet, der von seiten der Strategen des Hauptquartiers, einschließlich Knesebeck, eine fast mystische Bedeutung beigemessen wurde. Die gesamten Verhandlungen über die Operationen förderten eine Fülle unfruchtbarer pseudostrategischer Theorien zutage, so daß man mit Staunen wahrnehmen konnte, wie außerordentlich wenig die Mehrzahl der maßgebenden Generale aus der langen Periode der Napoleonischen Kriege gelernt hatte. Fast allein bei der Schlesischen Armee hielt man sich vom Rückfall in die Kriegführung einer vergangenen Zeit frei; man verfiel dort aber in das andere Extrem, d. h. man ließ es an der nötigen Sorgfalt der Vorbereitungen und der unerläßlichen Vorsicht fehlen. Im großen Hauptquartier

Die Schlesische Armee.

versäumte man, aus der Zertrümmerung der Armee Napoleons rechtzeitig Nutzen zu ziehen. Blücher aber operierte nach der großen Ruhepause so, wie es angemessen gewesen wäre, wenn er ohne Verzug über den Rhein hätte folgen dürfen. Er unterschätzte das Organisationstalent Napoleons und die wunderbare Reorganisationskraft seiner Armee sowie die Vaterlandsliebe und Leistungsfähigkeit des auf seinem eigenen Boden angegriffenen französischen Volkes. Trotzdem würde sein kühnes Draufgehen nicht zu den nachfolgenden Rückschlägen geführt haben, wenn der Heereszug der Hauptarmee nicht jeglicher Initiative und Kraft ermangelt hätte.

Die Hauptarmee.

Die Hauptarmee sollte den gewaltigen Umweg über den Oberrhein machen, die Österreicher sogar durch die Schweiz trotz des Zaren, der fürchtete, daß Österreich nur danach strebe, dort wieder die einstige Machtstellung zu befestigen. Es war ein Verdienst Schwarzenbergs, daß er sich nicht einschüchtern ließ, sonst wäre überhaupt nicht abzusehen gewesen, wann die Bewegung beginnen sollte. Am 20. Dezember gingen auf seinen Befehl die österreichischen Truppen bei Basel, Schaffhausen und Lauffenburg über den Rhein. Das Bayerisch-Österreichische V. Armeekorps unter Wrede erhielt die Aufgabe, Hünigen zur Gewinnung eines „Operations-Pivot-Punktes" zu berennen und die Fortnahme von Belfort zu versuchen. Der Kronprinz von Württemberg sollte mit dem aus Württembergern bestehenden IV. Armeekorps in den ersten Tagen des Januar bei Belfort versammelt stehen, um die Bewegungen des V. Korps zu decken und mit den Österreichern Verbindung zu halten, und Wittgenstein mit dem VI. Armeekorps (Russen) und den Badenern die Verbindung zwischen Wrede und Blücher halten, Straßburg beobachten und durch Demonstrationen zu einem Rheinübergang des Gegners Aufmerksamkeit von den Hauptoperationen abziehen. Barclay mit den russisch-preußischen Garden und Reserven diente der Hauptarmee als Rückhalt auf dem rechten Rheinufer. Blücher blieb die Art der Ausführung seines Rheinüberganges überlassen. Es war ein gewaltiger Apparat, der in Bewegung gesetzt wurde, um die in einen dünnen Kordon aufgelösten Reste von 5 Armeekorps und 3 Kavalleriekorps zurückzuwerfen. Gegen die auf 500 Kilometer — von Basel bis Nymwegen — verteilten 53 000 Mann Franzosen wurden rund 307 000 Mann in Bewegung gesetzt.

Beginn der Bewegungen.

Napoleon bezweckte am Rhein nur eine „Scheinverteidigung". Es kam ihm auf Zeitgewinn an, und das Unerhörte gelang ihm, zum zweiten Male in zwei Jahren eine neue Armee aufzustellen. Den besten Dienst leistete ihm dabei die Unentschlossenheit seiner Gegner.

Blüchers Rheinübergang.

Blücher wurde durch die Schwäche der Rheinverteidigung dazu berechtigt, seinen Rheinübergang in drei weit getrennten Kolonnen, am 1. Januar gleichzeitig bei Koblenz (russisches VIII. Infanteriekorps unter St. Priest), unter seiner eigenen Leitung (preußisches I. Armeekorps York) bei Kaub und bei Mannheim (russisches Korps Sacken) auszuführen, während das russische Korps Langeron York folgen und dann die Einschließung von Mainz übernehmen sollte.

Das preußische Heer.

Das Preußische Heer war wieder merkwürdig zersplittert: das III. Armeekorps (Bülow) befand sich in den Niederlanden, wo es selbständig und, ohne allzu großen Widerstand zu finden, Fortschritte machte, bei der Schlesischen Armee Blüchers war Preußen nur durch das I. Armeekorps (York) vertreten, das II. Armeekorps (Kleist) schloß Erfurt ein und das IV. (Tauentzien) die Festungen an der mittleren Elbe, nur die Garden (1 Infanterie- und 1 Kavalleriebrigade) befanden sich bei der Reserve der Hauptarmee. Da war es für den König nicht leicht, den richtigen Platz zu finden. Wollte er sich nicht jedes Einflusses auf die Operationen und die Politik begeben, so mußte er bei den anderen beiden Monarchen bleiben. Er kannte aus Erfahrung die Verhältnisse zur Genüge, um nicht zu wissen, daß dort entscheidende Unternehmungen in absehbarer Zeit nicht zu erwarten waren, auch war ihm wohl längst bekannt, daß der Zar Wert darauf legte, erst am Jahrestage des Überganges der russischen Armee über den Niemen den Rhein zu überschreiten. Er selbst hatte der Fortsetzung des Krieges über Deutschlands Grenzen hinaus anfänglich widerstrebt. Nachdem er aber einmal nachgegeben und dem Einmarsch in Frankreich zugestimmt hatte, war er auch von der Notwendigkeit zielbewußter Durchführung des einmal gefaßten Entschlusses überzeugt, und immer mehr steigerte sich bei ihm die Abneigung gegen die fortan noch mehr denn je von der Politik beeinflußte Heeresleitung seitens des österreichischen Hauptquartiers. Für die nächste Zeit waren Beratungen über den noch in den ersten Anfängen der Ausführung befindlichen Kriegsplan nicht zu erwarten, und so war es denn nicht verwunderlich, wenn der König möglichst lange in der Nähe der Schlesischen Armee verblieb, die, trotz des zahlenmäßigen Überwiegens der Russen, Preußen verkörperte. Die beiden Kaiser hatten sich Schwarzenbergs Hauptquartier angeschlossen und gegen Ende Dezember Freiburg erreicht; der König verließ Frankfurt erst am 1. Januar 1814 in der Frühe und begab sich mit dem Kronprinzen und seinem zweiten Sohne, dem Prinzen Wilhelm, nach Mannheim, um dem Rheinübergang Sackens beizuwohnen. Er kam dadurch allerdings zu

Der Platz des Königs. — Der König bei Sackens Rheinübergang.

den Russen, aber bei Kaub, wo Blücher war, fühlte er sich überflüssig und auch zu weit entfernt von den anderen Monarchen, denen er sich doch wieder anschließen wollte.

Gegen 4 Uhr morgens ließ Sacken bei Sandhofen in der Dunkelheit 4 Bataillone unter Generalmajor Saß und Achlestitschow übersetzen, denen Generalmajor Talissin II mit der zweiten Staffel folgte. Es handelte sich darum, zunächst eine der Neckarmündung gegenüber befindliche französische Redoute zu nehmen. Der badische Kreisdirektor v. Hinkeldey, der sich schon vorher ungemein tätig für die gute Sache gezeigt hatte, ließ sich mit seinem Sohne auf dem ersten Fahrzeuge übersetzen. Währenddem traf der König ein. Prinz Wilhelm schildert den Vorgang in seinem Tagebuche:

„Bald nach 5 Uhr fuhr der König mit mir ... nach Mannheim, wo wir ankamen, als es eben anfing hell zu werden. Während dem Fahren sahen wir beständig das Blitzen der Kanonen. Wir setzten uns zu Pferde und ritten an den Rhein, wo das Sackensche Korps hinter einem Damm auf der Wiese lagerte. Eben, als wir ankamen, hörten wir von drüben ein Hurra, welches die Erstürmung der Schanze bezeichnete. Dies Hurra wurde sogleich durch das ganze Korps wiederholt. Man sah nur noch einzelne Schüsse fallen, es war die sich zurückziehende Besatzung. Gleich darauf kamen schon die Gefangenen und Blessierten zurück über den Rhein . . . Nachdem noch einige Truppen, vorzüglich Kosaken, zur Verfolgung übergesetzt waren, fuhr auch der König mit uns und dem Sackenschen Generalstab über. Ein herrlicher Augenblick! Als man landete und der König zuerst auf dem linken Rheinufer ausstieg, wünschte ihm alles Glück sowohl zum neuen Jahre, als auch zu dem glücklich vollbrachten Rheinübergang. Wir gingen jetzt nach der Schanze, welche gerade der Neckarmündung gegenüberliegt. Es war eine viereckige Redoute mit verschanztem Eingange mit Palisaden und Sturmpfählen und einem natürlichen Verhack verstärkt. Durch den Graben waren nur einzelne Leute gekommen . . ., die Erstürmung des Einganges hatte entschieden. Es hatte ziemlich viel Menschen [200 Mann trotz der völligen Überraschung] gekostet. . . . Das Übersetzen der Truppen dauerte unaufhörlich unter beständigem Hurra und Musizieren fort. Es war herrlich. Auch die Schiffe zur Brücke kamen nunmehr aus dem Neckar [aus 30 österreichischen Pontons und außerdem wahrscheinlich den von Hinkeldey für den Neckarübergang der Hauptarmee zusammengebrachten Fahrzeugen war im Neckar vorher eine Pontonbrücke gebaut worden]. Nachdem wir ungefähr eine Stunde drüben gewesen waren, kehrten

wir nach Mannheim zurück ... Noch ehe wir nach Mannheim gefahren waren, hatte der Major Rothenburg von General Tauentzien die Nachricht der Einnahme von Torgau überbracht. Lauter glückliche Vorbedeutungen beim Eintritt ins neue Jahr ..."

Der König bei den anderen Monarchen. Der König nahm am nächsten Tage in Mannheim Quartier und setzte am 3. Januar die Reise über Heidelberg und Karlsruhe nach Freiburg fort, wo er sich den beiden anderen Monarchen anschloß. Am 12. verlegte er sein Quartier nach Lörrach, wo der Zar tags vorher über Schaffhausen eingetroffen war.

Rheinübergang der Garden. Endlich am 13. Januar, dem russischen Neujahrstage, überschritten die künstlich zurückgehaltenen russisch-preußischen Garden nach einem Vorbeimarsch vor den drei Monarchen den Rhein, eine dem Ernst der Sache nicht angepaßte „historische" Spielerei, ganz nach dem Herzen des Zaren. Ein Schaden erwuchs daraus nur darum nicht, weil die Hauptarmee so überaus langsam in Frankreich vorrückte.

Vormarsch auf Langres. Langsam näherte sich das Zentrum der Hauptarmee Langres, nur zögernd schritt man zum Angriff des kleinen festen Platzes. Am 16. Januar abends wurde der Befehl für diese auf den 18. festgesetzte Unternehmung ausgegeben, indessen schon am 17. früh marschierte Mortier mit den dort versammelten Truppen nach Chaumont ab, und als am Abend desselben Tages der Platz ohne Kampf übergeben wurde, fand man darin nur eine Handvoll Leute und wenige Geschütze vor. Nun war der „strategische Punkt" erreicht, dessen Besitz in den Augen der verbohrten Pseudostrategen die Herrschaft über Frankreich gewährleistete. Selbstredend wollten diese Leute keinen Schritt weitergehen. Es war die höchste Zeit, daß der Zar am 16. Basel verließ und zu Schwarzenberg eilte. Die Politik war es, die ihn von nun an zur konsequent treibenden Kraft machte. Er trat offen mit der Absicht hervor, Napoleon zu entthronen. Damit war die Notwendigkeit eines Krieges bis zur Vernichtung des Gegners ausgesprochen. Aber diese Absicht stand im Widerspruch zu dem bisher Vereinbarten und ließ die Fortsetzung der gemeinsamen Verhandlungen widersinnig erscheinen. Metternichs Politik war die entgegengesetzte, und des russischen Kaisers zum mindesten angedeutete Absicht, Bernadotte zu Napoleons Nachfolger zu machen, vermehrte den Zwiespalt. Dem am 22. Januar in Langres eingetroffenen Kaiser Alexander folgte König Friedrich Wilhelm am 25. und Kaiser Franz am 26. Der König stand jetzt auf seiten der Österreicher, mehr aber noch der am 18. eingetroffene englische Minister des Auswärtigen Lord Castlereagh. Es ist sehr merkwürdig, daß Knesebeck in diesem Falle ursprünglich eine

(Marginal note beside "verließ und zu Schwarzenberg eilte": Die Politik.)

ganz richtige Auffassung der Kriegslage hat; er schrieb am 22. Januar an Gneisenau: „Dem Feinde Zeit zu lassen sich zu sammeln, wäre der größte Fehler.“ Dieser Brief aber ist nicht befördert worden, dagegen ein anderer desselben Datums entgegengesetzten Inhalts. In diesem schien Knesebeck „der Punkt gekommen zu sein, wo die Negoziations anfangen müssen; sie müssen so geleitet werden, daß sie nicht über 10 bis 14 Tage dauern, und in diesen 14 Tagen müssen wir erforschen, wo Napoleons Sammelplatz ist, und danach unsere Operationen richten. Ohne dies zu wissen, halte ich jedes weitere Vorgehen für sehr gefährlich“. Dieser Widerspruch ist bezeichnend für den Mangel einer eigenen Ansicht. Er muß sich hier die Auffassung des Königs zu eigen gemacht haben, bei dem der Gedanke an die Erschöpfung seines Landes und die Unsicherheit seiner zukünftigen Gestaltung im Vordergrunde stand. Die von seinem Generaladjutanten kundgegebene wunderliche militärische Auffassung hat seinem gesunden Urteil schwerlich entsprochen. In der Wirkung aber kam es auf dasselbe hinaus, und darum stimmte er einer Denkschrift Knesebecks zu, die ein Abwarten bei Langres verlangte. Knesebeck meinte, die Hochebene „müsse als der Rubikon betrachtet werden, den man nicht überschreiten dürfe“, und Schwarzenberg sagte in einem Brief an seine Gemahlin: „Jede Vorrückung nach Paris ist im höchsten Grade unmilitärisch.“ Die Uneinigkeit war auf die Spitze getrieben. Gneisenau und Müffling hatten im Sinne einer energischen Kriegführung vergeblich auf Knesebeck einzuwirken gesucht, um so erfolgreicher durch Stein auf den Zaren, den außerdem Pozzo di Borgo anregte, Napoleons unversöhnlicher korsikanischer Gegner. Blücher berichtete in demselben Gedankengange unmittelbar an den König. Die eine Partei strebte eine kriegerische Entscheidung an, die anderen wollten den Frieden durch Unterhandlungen herbeiführen — beides schloß einander aus. Schwarzenbergs Untätigkeit war eine unabweisliche Folge der Politik Metternichs, und wenn kurz vorher, am 21. Januar, Kaiser Franz ihm hatte eröffnen lassen, daß er „bis zum Augenblick der Zeichnung des Friedens in seinen Operationen nur militärischen Rücksichten zu folgen habe“, so war schon jetzt erwiesen, daß dies nur mit Vorbehalt gemeint war. Da der englische Minister Castlereagh den Marsch auf Paris nicht aufgeben wollte und trotzdem für Unterhandlungen war, so fand man eine nichtssagende Einigungsformel: „Einstimmig wurde beschlossen, daß die Operationen ihren Fortgang nehmen und dem Fürsten Schwarzenberg überlassen werden sollte, sie mit schuldiger Rücksicht auf militärische Klugheit zu leiten.“ Nur der Zar blieb unbeugsam. Formell

Knesebecks Auffassung der Kriegslage.

Gneisenau, Stein, Pozzo di Borgo.

Die österreichische Politik.

Einigungsformel.

Der Zar

war er im Unrecht, wenn er keine Unterhandlungen wollte, weil er damit von den in Frankfurt getroffenen Vereinbarungen abwich, praktisch aber wollte er das vom militärischen Standpunkte einzig Richtige. Am 27. eröffnete ihm Metternich, die österreichischen Truppen würden keinen Schritt vorrücken, bevor die von ihm aufgeworfenen politischen Fragen erledigt seien. Darauf erklärte Kaiser Alexander in Chaumont, wo sich seit einiger Zeit Schwarzenbergs Hauptquartier befand, während die Diplomaten und vorläufig auch König Friedrich Wilhelm in Langres zurückgeblieben waren, mündlich, daß er, „wenn auch die österreichischen Truppen zurückblieben, dennoch mit den Garden pp. vormarschieren und Feldmarschall Blücher ebenfalls folgen würde". Unabhängig hiervon hatte Gneisenau, wie aus einem am 28. Januar an Stein gerichteten Briefe hervorgeht, denselben Gedanken gefaßt. Am 27. war der Zar noch in Langres gewesen und hatte mit dem Könige über die Operationen diskutiert, während Stein lebhaft für den Vormarsch auf Paris im Sinne des Kaisers Alexander eintrat.

Trennungsgedanke.

Hardenberg. Hardenberg stand in dieser Zeit, wie ihm auch Metternich bescheinigt, auf österreichischer Seite und war mit Steins Drängen sehr unzufrieden. In seinem Tagebuche (d. 27. Januar) spricht er von „mißverstandenen Intrigen Steins, um die Armee direkt auf Paris marschieren zu lassen, was der Kaiser Alexander will. Die österreichische Partei ist dem entgegen. Andere wissen nicht, was sie wollen".

Der König. Also auch der König ist noch unentschlossen gewesen. Als er sich aber am nächsten Tage von den Diplomaten trennte und nach Chaumont zu Kaiser Alexander begab, überwog seine Bündnistreue gegen diesen alle Bedenken, und er erklärte sich bereit, ihm zu folgen. Die Entschiedenheit der beiden Monarchen machte insofern Eindruck, als Schwarzenberg sich veranlaßt sah, dem Zaren sofort ein bereits seit dem 25. Januar in Langres vereinbartes „Tableau zur allgemeinen Vorrückung in drei Kolonnen" zu übersenden. Da indessen nicht feststand, wann der Vormarsch beginnen solle, hatte dies kaum praktische Bedeutung und war wohl nur zur Beruhigung bestimmt. Da nun bereits am 28. trotz seiner Drohung der Zar doch der Berufung einer Bevollmächtigtenkonferenz zur Beratung der sechs von Metternich aufgeworfenen politischen Fragen, sowie der Führung von Unterhandlungen mit Napoleons Bevollmächtigtem Caulaincourt, gleichzeitig mit dem Fortgang der Operationen, zustimmte, auch nachgab, die französische Dynastiefrage nicht zu erörtern, so war zwar die Gefahr des Auseinanderfallens des Bündnisses beseitigt — es war aber auch ein voller Sieg der österreichischen Partei. Das Gewitter, das

Schwarzenberg.

die schwüle Luft zu reinigen versprach, hatte sich nicht entladen, und man darf sich nicht wundern, wenn später wiederholte Drohungen einer Sezession der Russen und Preußen nicht mehr den gewünschten Eindruck machten. Das einzige gute Ergebnis war, daß vor aller Welt das unbedingte Zusammenhalten von Rußland und Preußen offen ausgesprochen wurde. Daß der König das Festhalten an diesem Bündnis konsequent über alle schweren eigenen, von seinen Ratgebern unterstützten Bedenken stellte, war politisch und militärisch von seinem Standpunkte zweifellos richtig und ist ihm hoch anzurechnen. Des Zaren rasches Nachgeben, dem kein unmittelbares Zugeständnis der anderen Partei gegenüberstand, läßt sich nur dadurch erklären, daß ihm die in einer Trennung liegende Gefahr deutlicher zum Bewußtsein gekommen war. Glücklicherweise hielt er an dem Ziele der Vernichtung des Feindes fest und verlangte, daß mit den wachsenden Erfolgen die Forderungen steigen müßten und die Frankfurter Bedingungen nicht mehr maßgebend sein dürften. Der König. Der Zar.

Inzwischen hatte die Kriegslage sich wesentlich geändert; es zeigte sich, daß man nicht einseitig einen Stillstand in den Operationen eintreten lassen könne. Napoleon einerseits, und Blücher anderseits hatten dafür gesorgt, daß es zu einer Entscheidung kommen mußte. Änderung der Kriegslage.

Nach der Räumung von Langres hatte Mortier am 23. Januar mit seinem Korps in großer Nähe bei Bar sur Aube Halt gemacht, am 24. hatten ihn die am meisten vorgeschobenen beiden Korps der Hauptarmee, das IV. unter dem Kronprinzen von Württemberg und das III. unter Gyulai, angegriffen. Am nächsten Tage hatte sich Mortier, von seinen Gegnern unbemerkt, abgezogen, eine Verfolgung unterblieb. Treffen bei Bar sur Aube.

b) Die Schlacht von La Rothière.

Die Schlesische Armee war, unter Zurücklassung des Korps Yorck für kurze Zeit vor den Festungen Metz, Thionville (Diedenhofen) und Luxemburg, rasch vorwärts geeilt, hatte bereits am 25. März bei Joinville die Marne überschritten und war in gleiche Höhe mit der Hauptarmee gelangt. Yorck erhielt den Befehl zum schleunigen Nachrücken. Schwarzenberg war von Blüchers raschem Vorgehen gar nicht erbaut, besorgte eine Störung seiner Operationen und sandte den dem Hauptquartier der Schlesischen Armee wohlbekannten Oberst Baron Steigentesch zu Blücher, um ihn festzuhalten. Es war zu spät; er traf diesen am 27. bereits in Brienne — zur allgemeinen Überraschung, obwohl Blücher nur sein Schwarzenberg längst mit- Die Schlesische Armee. Gegensätze im verbündeten Heere.

geteiltes Marschtableau genau eingehalten hatte. Blücher hatte sich damit vor die Front der Hauptarmee gesetzt und machte ihre Avantgarde, eine Tat, die sich allerdings vom Standpunkte der militärischen Unterordnung, sowie der Grundsätze für die Leitung von Operationen verurteilen läßt, die aber doch eine andere Beurteilung seitens des Historikers verdient. In der Tat verkörperte die Schlesische Armee — Preußen und Rußland — das treibende Element, dem sich im Anfange dieses Feldzuges der König allerdings nur widerstrebend anschloß. Die Hauptarmee dagegen verkörperte Österreich und die zurückhaltende Partei, trotz ihrer starken russischen Heeresabteilungen und trotz der Anwesenheit des Zaren und des Königs. Blüchers Unterordnung unter Schwarzenberg war eine tatsächlich nur bedingte, beide Armeen kooperierten und hier spielte sich ein Kampf der streitenden Parteien ab. Blücher wählte eine kühne Initiative und setzte sich an die Spitze des Ganzen, um die träge Masse der Hauptarmee fortzureißen. Es war ein eigenmächtiges, kühnes Unternehmen, typisch für den Feldherrn und seinen Generalstabschef. Auch der österreichische Abgesandte Steigentesch hat sich dem Zauber dieses vielleicht zu „genialen" Hauptquartiers nicht zu entziehen vermocht.

Kriegslage am 28. Jan.

Yorck war schnell gefolgt und befand sich am 28. Januar bereits St. Dizier gegenüber. Auch Wittgenstein hatte sich endlich von Straßburg losgelöst, dessen Einschließung er den Badenern überließ, und befand sich links rückwärts von Yorck am oberen Ornain, seine Avantgarde unter Pahlen bei der Schlesischen Armee an der Voire. Wrede hatte nördlich von Chaumont die Marne überschritten, Blücher befand sich in Brienne, ein Korps auf dem linken Aubeufer vorgeschoben; nur Lanskoy hatte er mit leichten Truppen bei Dommartin und Doulevant zurückgelassen. Von dem Zentrum der Hauptarmee befand sich das IV. Korps noch in Bar sur Aube, das III. an der Straße nach Troyes, wohin sich Mortier zurückgezogen hatte; das Hauptquartier war in Chaumont, die russisch-preußischen Garden und Reserven noch zwischen Chaumont und Langres.

So bildete die Aufstellung der Verbündeten einen nach Westen offenen Winkel. In diesen hatte sich Napoleon mit seiner neu organisierten Armee eingeschoben. Die vor der Schlesischen Armee mit ihren schwachen „Korps" zurückweichenden Marschälle Marmont, Victor und Ney hatten sich nämlich am 24. bei St. Dizier vereinigt und auf dem linken Marneufer Aufstellung genommen. Napoleon war am 25. aus Paris in Chalons eingetroffen und hatte persönlich das Kommando übernommen. Er traf Maßnahmen, um Mortier von Troyes und

Napoleon auf dem Kriegsschauplatz.

das aus den Niederlanden anrückende Korps Macdonald über Chalons heranzuziehen, und stand — nach einem Erfolge über den russischen General Lanskoy bei St. Dizier — mit seinen verfügbaren Korps zwischen Marne und Voire, mit den vordersten Truppen bei Montierender und Vassy. Napoleon befand sich in Blüchers rechter Flanke und bedrohte seinen Vormarsch, seine eigene Lage aber war weit gefährlicher. Wenn seine Gegner nur zufassen wollten, so konnten sie ihn erdrücken. Blücher sah die Sachlage auch so an, und als ihm am Nachmittage des 28. die allerdings unzutreffende Meldung vom Vorrücken des Gegners auf Joinville unter Zurückdrängen der Russen Blüchers Auffassung.



Skizze 18. **Die Kriegslage am 28. Januar 1814 abends.**

zuging, schlug er in einem abends 8½ Uhr von Brienne abgesandten Schreiben Schwarzenberg vor, Yorck, Kleist (der von Erfurt her im Anmarsch war) und Wittgenstein Napoleon angreifen zu lassen; der Vormarsch könne dem Feinde „teuer zu stehen kommen", — er selbst werde noch die Bewegungen des nächsten Tages abwarten. Nach Eingang dieses Schreibens am 29. berichtete Schwarzenberg an seinen Kaiser. Obwohl er Blüchers Auffassung über die Gefahr, in die sich der Gegner begeben hatte, teilte, bat er dringend „um bestimmten Befehl", bevor er sich vorwärts bewege. Gleichzeitig führte er in einem an Metternich gerichteten Schreiben über Blüchers Vordringen

und die dadurch herbeigeführte Vernachlässigung der Flankendeckung der Hauptarmee Klage, wobei er sich der Worte „manœuvrer comme des cochons“ bedionte. Kaiser Franz antwortete an demselben Tage:

Entscheidung des Kaisers Franz.

„Lieber F. M. Fürst Schwarzenberg. Wenn auch Joinville, wie ich nicht zweifle, von den alliierten Truppen wieder genommen und der Feind bis Vitry zurückgeworfen werden sollte, so würde auch alsdann gegen alle Klugheit sein, von Bar sur Aube gegen Troyes vorzurücken, insolange der Feind bei Châlons sur Marne stehet. Auch müssen Sie die Möglichkeit nicht außer acht lassen, daß ein feindliches Armeekorps auch gegen den linken Flügel aus dem mittägigen Frankreich anrücken könnte, daß Sie wenig disponible Truppen haben, welche Sie dem Feinde dort entgegensetzen können, da ein großer Teil derselben bei den Blockaden fester Plätze verwendet wird, deren Garnisonen, solange Truppen vor oder zur Seite derselben stehen, eingeschlossen gehalten werden müssen. Wenn Sie endlich die Straße berücksichtigen, welche die Armee im Falle eines Rückzuges nehmen müßte, dann werden Sie, wie ich hoffe, in allen diesen Umständen mehr als hinreichenden Grund finden, nicht nur keine weiteren Bewegungen weiter vorwärts mit der Armee zu unternehmen, sondern auch, daß Sie schon zu weit gegangen sind, um nicht zu einem retrograden Marsch vom Feinde gezwungen zu werden, sobald derselbe gegen den einen oder den anderen oder gegen beide Flügel der Armee und dann aus dem Maastal auf die Kommunikation derselben mit einem glücklichen Erfolg vorrücken sollte. Dies auf ihren Bericht vom 29. dieses, wonach Sie sich genau zu benehmen haben. Sollte der russische Kaiser gegen jeden Begriff vernünftiger Operationen vorangehen wollen, so werden Sie auf die Zusammenberufung eines Kriegsrates bestehen. Im Falle Sie aber auch hier überstimmt werden sollten, so haben Sie sich auf meinen Entscheid in Ihrer persönlichen Hinsicht zu berufen.

Langres, am 29. Januar 1814. Franz.“

Aller Wahrscheinlichkeit wird dies Schriftstück spätestens am 30. an seine Adresse gelangt sein. Daß es das Präsentat vom 1. Februar trägt, erklärt sich wohl durch die Flut der Ereignisse, die gerade jetzt eintrat und wohl geeignet war, selbst das wohlgeordnete Schreibwesen des Schwarzenbergschen Hauptquartiers in Unordnung zu bringen. Diese Ereignisse waren übrigens von solcher Tragweite, daß es für den Augenblick nicht ausschlaggebend war, ob die sehr entschiedene Willensmeinung des Kaisers Franz dem Oberfeldherrn bekannt wurde. Durch das Verhalten des Gegners entstand eine Zwangslage. Trotz-

dem behält das Schreiben eine außerordentliche Wichtigkeit als eines der wenigen Dokumente, die ein unmittelbares Eingreifen des Kaisers Franz in die Operationen bezeugen, und als typisch für den überaus energischen Widerstand, der österreichischerseits gegen die offensive Partei ausgeübt wurde. Die Metternichsche Politik gibt den Grundton an und die militärische Redaktion wird ein Werk des Feldmarschalleutnants Duka sein, der — ein sehr unglücklicher Ratgeber — sich in seines Souveräns unmittelbarster Umgebung befand. Der Gedankengang des Schreibens war nicht neu und Schwarzenberg sicherlich bekannt, den beiden anderen Souveränen aber schwerlich gänzlich verborgen. Hieraus erklärt sich vieles in der gegenseitigen Haltung. Man wird auch erkennen, wie wenig beneidenswert Schwarzenbergs Stellung war, den die beiden fremden Monarchen als ihnen feindselig zu betrachten anfingen, während er an die Weisungen seines eigenen Herrschers gebunden war.

Schon während jenes Schriftstück abgefaßt wurde, am 29. Januar, wurde Blücher von Napoleon bei Brienne angegriffen. Gleichzeitig erhielt man durch Gefangennahme eines Adjutanten Napoleons Kenntnis von Depeschen des letzteren, die die Lage klärten und seine Anwesenheit bestätigten. Blücher gelang es, seine im weiteren Vorrücken längs der Aube begriffene Armee aus der Marschkolonne zu sammeln. Nach unentschiedenem Kampfe zog er sich in der Nacht zum 30. nach Trannes zurück, um sich der Hauptarmee zu nähern. Schon 8 Uhr morgens meldete er Schwarzenberg: „Ich werde jedenfalls das Defilee von Trannes halten.“ Treffen bei Brienne.

Die Vorgänge bei Brienne erfuhr man im Hauptquartier der Monarchen durch Blüchers Adjutanten, Major v. Brünneck. Kaiser Alexander und der König ritten noch am späten Abend von Langres, wo sie abermals Quartier genommen hatten, nach Chaumont zu Schwarzenberg. Es entstand ein Kriegsrat, in dem beschlossen wurde, am nächsten Tage das III. und IV. Armeekorps zu Blüchers Unterstützung um Bar sur Aube bereitzustellen.

Napoleon blieb den 30. und 31. Januar in der Gegend von Brienne, ohne daß es ihm gelang, Mortier und Macdonald heranzuziehen. Seine Lage wurde noch gefährdeter, nachdem York sich in den Besitz von St. Dizier gesetzt hatte und Wittgenstein bis Vassy vorgerückt war, während Blücher durch Bereitstellung des III. und IV. Armeekorps (Gyulai und Kronprinz von Württemberg) der Hauptarmee gestützt wurde. Diese selbst bereitete sich zur Schlacht vor durch Heranziehung der russisch-preußischen Garden und Reserven in Napoleon.

die Nähe von Bar sur Aube, und durch Vorschieben der Flügel, nämlich des V. Armeekorps bis Doulevant und des I. nach Bar sur Seine. Napoleon schien verloren, wenn alle Teile der Verbündeten ihre Vereinigung in seiner Stellung suchten. Zu solchem Entschluß aber waren die Verhältnisse dieser Koalitionsarmee nicht angetan. Schwarzenberg erkannte den Vorteil der Lage vollkommen.

Im Hauptquartier der Verbündeten.

In einer im österreichischen Hauptquartier verfaßten Denkschrift vom 31. Januar wird die Überzeugung ausgesprochen, Napoleon habe die Verbündeten in konzentrischem Vormarsch auf Troyes vermutet und sei auf Brienne marschiert, um die Marschkolonnen vom rechten Flügel aufzurollen und zugleich die Operationsbasis zu bedrohen; vier Tage später würde ihm diese Bewegung geglückt sein, jetzt gereiche sie den Verbündeten zum Vorteil; Napoleon sei wahrscheinlich der schwächere Teil und müsse eine Hauptschlacht vermeiden und sich auf partielle Angriffe und Hinundhermarschieren beschränken, er werde die „Beschwerden des Winterfeldzuges vermehren". Solche schwächliche „Ermattungsstrategie" wurde einem Napoleon untergelegt. Diese Verkennung des gewaltigen Gegners führte nicht etwa, wie man meinen sollte, zum Entschluß, ihn zu erdrücken, man fühlte sich vielmehr von der Gefahr einer Entscheidungsschlacht befreit und glaubte, gleichfalls durch Manövrieren sein Ziel erreichen zu können. Blücher sollte, unterstützt vom III. und IV. Armeekorps, auf Brienne vorrücken, wo jene zurückzubleiben hätten, während ersterer auf Vitry marschierte, um es am 3. Februar anzugreifen; das I. Armeekorps sollte gegen Troyes demonstrieren, die Garden und Reserven bei Bar sur Aube in Reserve bleiben. Der Schlußsatz ist besonders bezeichnend: „Erst wenn Vitry besetzt ist, können wir unsere alte Schlachtordnung annehmen. Der Feldmarschall Blücher bildet unsere rechte Flanke und stellt sich bei Vitry auf. Das V. und VI. Armeekorps dirigieren sich auf Arcis, das I., III. und IV. Armeekorps auf Troyes, die russischen Garden und Reserven auf Arcis. Hat sich der Feind von Vitry auf Chalons gezogen, so marschiert der General Blücher auf Chalons und wir besetzen Troyes." Es wurde also bestimmt angenommen, daß der Gegner ohne weiteres ausweichen werde, und demgemäß schloß auch

Schlachtbefehl für den 1. Februar.

der an demselben Tage ausgegebene Schlachtbefehl für den 1. Februar, der Blücher den Angriff auf Brienne auftrug und ihm dazu das III. und IV. Armeekorps unterstellte, mit den Worten: „Wenn der Angriff auf Brienne geglückt ist, dirigiert sich die Armee des Feldmarschalls v. Blücher gegen Vitry." Es wurde über die Schlacht hinaus disponiert, weil man annahm, daß es gar nicht zu einer solchen kommen

werde. Aus diesem Grunde ist es auch nicht so verwunderlich, daß Schwarzenberg auf die eigene Leitung der Unternehmung verzichtete und dem Wunsche des Kaisers Alexander und des Königs, die am 31. wieder in Chaumont eingetroffen waren, nachgebend, Blücher damit beauftragte, obwohl von preußischen Truppen nicht mehr als die fünf Eskadrons des Streifkorps des Generalmajors Prinzen Biron von Kurland zur Stelle waren. Das auffallende Gewicht, das auf Vitry gelegt wird, erklärt sich, zum Teil wenigstens, daraus, daß sich in einer der aufgefangenen Depeschen Napoleons der Satz findet: „Vitry ist der Drehpunkt für alle Operationen."

Am Morgen des 1. Februar begaben sich Kaiser Alexander und der König nach der Höhe von Trannes. Prinz Wilhelm berichtet hierüber in seinem Tagebuch: „Um 8 Uhr fuhr der König mit mir von Chaumont fort nach Bar sur Aube. Alles war im Marsch. In Colombey les deux Eglises, wo wir frühstückten, trafen wir die Garden. Um ½1 Uhr kamen wir hier an. Ein Offizier meldete, daß der Kaiser [Alexander] schon vor sei nach Trannes. Wir setzten uns also gleich zu Pferde und ritten vor. Die Kanonade war ziemlich lebhaft, es hieß, daß alles gut ginge. Nach vielem Suchen fanden wir den Kaiser auf einer kleinen Höhe, von wo man ziemlich alles übersehen konnte. Von diesem Fleck rührten wir uns den ganzen Tag nicht; der Boden war grundlos. Feldmarschall Blücher und Schwarzenberg waren auch dort. . . . Letzterer hatte ersterem das Kommando an diesem Tage überlassen. . . . Da ich alle Rapports mit anhörte, so konnte ich dem ganzen Gang der Schlacht recht gut folgen. . . . Die erste Schlacht war mitgemacht, aber leider in großer Entfernung, ohne eine Kugel gehört zu haben. . . ." Schlacht bei La Rothière.

Der König war schlechter Laune und, wie Gneisenau am 2. an Hardenberg schrieb, „abermals sehr ungläubig. Er empfing selbst gestern den Feldmarschall bei Anfang der Schlacht etwas höhnisch über unsere Affäre hier bei Brienne am 29., die man für eine Niederlage ausgegeben hatte. »Na der französische Kaiser hat Ihnen einen sehr unfreundlichen Besuch gemacht?« sagte er. Der Feldmarschall wußte nicht recht, was er antworten sollte. Und dieser Besuch war doch von einer für uns sehr erfreulichen Natur; denn wir nahmen dem Feind 8 Kanonen ab und trieben seine Angriffe zurück; auch waren wir darauf vorbereitet und hatten ihn schon den Tag vorher erwartet. Daß wir uns morgens um 2 Uhr in unsere gestrige Stellung bei Trannes zurückzogen, lag in der Besorgnis, durch einen Marsch des Feindes in unserer rechten Flanke umgangen und von der Haupt-

armee getrennt zu werden." Des Königs Mißvergnügen war die Folge falscher Nachrichten über die angebliche Überraschung Blüchers in Brienne und über seinen Rückzug von dort. Toll hatte zahlreiche unversorgte russische Verwundete und Marodeure getroffen, wie nach



Skizze 19. **Die Schlacht bei La Rothière am 1. Februar 1814 gegen 1 Uhr nachmittags.**

einer verlorenen Schlacht, und der Feldzeugmeister Graf Franquemont hatte vom Zustande der zurückkehrenden Trains ein sehr ungünstiges Bild bekommen. Da diese schon über Brienne hinaus waren, als der französische Angriff erfolgte, hätte es eigentlich die größte Anerkennung

verdient, daß sie überhaupt zurückgelangt und nicht in Feindeshand gefallen waren. Das gab willkommenes Material zu bösen Reden derer, die Blücher als unbequemem Dränger nicht wohlwollten, und so bildete sich die Mär, er habe sich nur mit Mühe bewegen lassen, bei Trannes Halt zu machen. All dieser Klatsch ist auch zu des Königs Ohr gedrungen. Prinz Wilhelm erzählt, daß am 30. während des Essens „im geheimen schon von dem eigenen Ausgang der Affäre vom 29. gesprochen" wurde.

In die Leitung hat der König an diesem Tage in keiner Weise eingegriffen und konnte es auch nicht, da Kaiser Alexander zugegen war und preußische Truppen außer jenen 5 Eskadrons nicht mitfochten. Aus der geplanten Vorbewegung entwickelte sich eine ernste Schlacht, wie Blücher es nicht anders vermutet hatte. Während er mit seinen Russen Napoleon bei La Rothière frontal angriff, drang der Kronprinz von Württemberg, der von vornherein (bereits am 30.) die größte Bereitwilligkeit zur energischen Mitwirkung bekundet hatte, durch das Wald- und Sumpfgelände südöstlich des Schlachtfeldes gegen den feindlichen linken Flügel vor, den der aus eigenster Initiative heranmarschierende Wrede über Chaumesnil umfaßte. Gegen den rechten bei Dienville an die Aube gelehnten Flügel kämpften Gyulais Österreicher tapfer auf beiden Ufern, auf dem linken indessen ohne Erfolg. Kaiser Alexander griff in recht verhängnisvoller Weise in die Schlacht ein, indem er auf Tolls sehr unangebrachten Rat eine Grenadierdivision und Kavallerie dem Kronprinzen von Württemberg zur Hilfe sandte, wo das ungangbare Gelände ihre Verwendung, selbst abgesehen von ihrem späten Eintreffen, von vornherein ausschloß. Die zu Blüchers Unterstützung auf La Rothière in Marsch gesetzte Grenadierdivision traf erst in der Dunkelheit ein und die Garden standen zu weit rückwärts, um mitwirken zu können. Nach schwerem Kampfe war — als die Dunkelheit eintrat, ein Sieg erfochten — Napoleon war auf französischem Boden zum ersten Male geschlagen. Seiner jungen Armee drohte die Vernichtung, wenn eine energische Verfolgung in Szene gesetzt wurde, aber diese blieb aus, teils aus den bekannten Gründen, die eine Verfolgung nach gewonnener Schlacht zu den Seltenheiten machen, teils, weil in dem Schlachtbefehl Schwarzenbergs über die Marschrichtung nach der Schlacht in einer eine Verfolgung ausschließenden Weise vorausdisponiert war — man hatte dem Gegner im voraus „goldene Brücken" gebaut. Ob in der Tat ein völliger Sieg erfochten war, darüber waren die Monarchen, die diesmal auf ihrem ersten Aufstellungspunkt verblieben waren, bis sie gegen 9 Uhr abends das

Ausbleiben der Verfolgung.

Schlachtfed verließen, noch zweifelhaft. Der König hat, wie Kaiser Wilhelm später erzählt hat, auf die Meldung eines jungen Offiziers „Die Schlacht ist gewonnen" — erwidert: „Ja woher wissen Sie denn das?" — Eine Bestätigung des Sieges brachte dann Blüchers Adjutant Nostitz. Kaiser Alexander umarmte ihn und trug ihm auf, dem Feldmarschall zu sagen, „er habe heute auf alle früher erfochtenen Siege die Krone gesetzt". Dieselben Worte hat der Zar dann noch Blücher selbst wiederholt. Ebenso gnädig empfing der König den Überbringer der Siegesbotschaft, äußerte jedoch, wie Nostitz berichtet, „daß man dem sich zurückziehenden Feinde nicht mit zu großer Vorsicht folgen müsse". Hätte der König über eigene Truppen verfügen können, so hätte er sich schwerlich auf eine so zarte Andeutung einer Verfolgung beschränkt. Immerhin ist es kennzeichnend für sein gesundes Urteil, daß er — anscheinend leider allein — die Notwendigkeit einer energischen Verfolgung erkannte.

Napoleons Rückzug.

Napoleon konnte am späten Abend nicht nur einen sorgsam durchdachten Rückzugsbefehl ausgeben, sondern auch den Rückzug auf das linke Aubeufer wirklich ausführen, da selbst am 2. Februar nichts Entscheidendes geschah. Der Zar und der König, schon am frühen Morgen durch den Kanonendonner der Rückzugsgefechte geweckt, wohnten mit Schwarzenberg einem Teil der Kämpfe bei. Prinz Wilhelm berichtet hierüber: „Bei Brienne war noch ein kleines Gefecht. . . . Der Feind verließ es aber, und wir ritten nun rauf ins Schloß. Hier fand sich alles zusammen, Blüchers Hauptquartier. Eine Menge Champagner wurde herbeigeschafft und auf Blüchers Wohl getrunken. (Die Bouteillen wurden mit dem Degen geköpft.) Von der Terrasse des Schlosses konnte man den sich zurückziehenden Feind sehen. Das Schloß war ziemlich wüste schon." Während der unverantwortliche Teil des Hauptquartiers sich so zweckentsprechend und angenehm beschäftigte, hielten die beiden Monarchen — es war gegen 9 Uhr morgens — mit Schwarzenberg, Blücher und Barclay im Schlosse einen Kriegsrat ab, in dem die Trennung der Schlesischen Armee, die bereits durch Schwarzenbergs Befehl am 31. Januar und durch am Morgen des 2. Februar gegebene Anweisungen vorbereitet war, endgültig bestätigt wurde. Sie sollte unter Heranziehung der Korps von Yorck, Kleist und von vor Mainz freigemachten Teilen des Korps Langeron längs der Marne über Meaux, das Hauptheer über Troyes auf beiden Ufern der Seine gegen Paris vorrücken. Das war also nun doch der Beginn der von Blücher stets angestrebten „allgemeinen Völkerwanderung auf Paris". Die Teilung machte die Heeresmasse beweglicher

Der König am 2. Febr.

und operationsfähiger, die Verpflegung wurde erleichtert — und Metternich und Schwarzenberg wurden das unbequeme Blüchersche Hauptquartier los. So konnten alle Teile zufrieden sein, — leider versäumte man darüber auch jetzt die Verfolgung.

„Wir ließen uns", fährt Prinz Wilhelm fort, „noch das Haus zeigen, wo Napoleon in der Akademie von Brienne erzogen worden war. Dann ritten wir auch vor. Bei Lassicourt führt eine Brücke über die Voire, welche weiter links unweit Lesmont in die Aube fließt. Vor Lassicourt stand Wrede, bei Lesmont der Kronprinz von Württemberg. Die übrigen Korps folgten. Wrede attackierte mehrere Male die Brücke, konnte sie aber nicht emportieren, die französische Arrieregarde verteidigte sie. Ein Kroatenregiment, welches die Brücke stürmen sollte, versagte, der Feind hatte eine Batterie am jenseitigen Talrande etabliert und bestrich die Brücke und die Chaussee recht ordentlich. Hier hörte ich die ersten Kugeln, die Suite mußte sich zerstreuen, was dann nur einige Augenblicke dauert, dann ist gleich wieder alles da. Der König ritt durch Lassicourt durch zu einem bayerischen Bataillon, was aufmarschiert war etwas links von der Brücke; sie wollten Honneurs machen, was schnell untersagt wurde, weil sonst der Feind von drüben uns wohl möchte eine kleine Salve zugeschickt haben. Österreichische Husaren waren durch eine Furt gegangen und dem Feinde in den Rücken, sie waren aber nur wenige und hatten müssen schneller zurückkommen, als sie gegangen waren. — Wir mochten etwa zwei Stunden uns hier aufgehalten haben, als wir fortritten, weil nichts Ernsthaftes unternommen wurde. Dieser Ritt war einer der schrecklichsten. Es schneite so unbändig, daß wir trotz des beständigen Reitens händedick Schnee auf uns hatten, dabei ein enormer Sturm und recht kalt. Das Wetter hatte sich seit gestern total geändert, die Chaussee war heute ganz trocken und nun schon fußhoch voll Schnee. In Arsonval stieg ich mit dem König ... auf die Droschke und fuhren [wir] hierher. Ich hatte keinen Mantel, saß oder huckte vielmehr nach [der] Windseite, konnte mich nirgends festhalten und so kamen wir denn [wieder in Bar sur Aube] an. Ich war in einen Schneeball verwandelt. Zehnmal lieber wäre ich zu Pferde geblieben ... Durch und durch naß." Der Prinz deutet nur leicht an, daß man sich in Gefahr befand, es hat nie in seiner Art gelegen, von so etwas umständlich zu sprechen, es war zu selbstverständlich; auch darin war er der Sohn seines Vaters. In der Tat aber haben die beiden Monarchen etwa zwei Stunden im Kugelregen bei Wrede ausgehalten, der sich vergeblich bemühte, sie aus dem Gefahrbereich zu entfernen.

c) Die Zeit der Trennung der Schlesischen Armee bis zur Wiedervereinigung.

Trennung der Schlesischen Armee.

Napoleon marschierte über Troyes auf Nogent ab, langsam folgte die Hauptarmee, während am 5. Februar der Kongreß zu Chatillon eröffnet wurde. Die Schlesische Armee war in der ihr schon vor der Schlacht von La Rothière vorgeschriebenen Richtung rechts abmarschiert und wollte zunächst ihre zerstreuten Korps vereinigen. Beide Armeen sollten parallel zueinander auf Paris marschieren, das Korps Wittgenstein zwischen beiden die Verbindung herstellen. Man unterschätzte wieder Napoleons Tatkraft und die Regenerationskraft des französischen Heeres. Kaiser Alexander war schon ganz von dem Gedanken an den Einzug in Paris beschäftigt und ließ sich, so unglaublich es scheint, dadurch zu einem verhängnisvollen Eingriff in die Heeresleitung verleiten. Schon am 6. Februar hatten Schwarzenberg und der Zar Blücher vorgeschlagen, das Korps Kleist abzugeben, damit es mit Wittgenstein vereint ein Zwischenglied zwischen beiden Armeen bilden solle. Der Zar stellte Blücher dafür das aus den Niederlanden kommende, noch ziemlich weit entfernte Korps Wintzingerode zur Verfügung. Wahrscheinlich hätte Kaiser Alexander diesen Schwarzenbergschen Gedanken sich nicht sofort zu eigen gemacht, wenn die Furcht, Blücher könne vor ihm in Paris einziehen, ihn nicht beherrscht hätte. Am nächsten Tage drückte er Blücher, der nur das schwache Korps Macdonald gegenüber hatte, geradezu den Wunsch aus, daß jeder Truppendurchzug durch Paris bis zu seiner und des Königs Ankunft vermieden werde und daß die Truppen seiner unmittelbaren Umgebung — also die Garden — mit den Souveränen zuerst die Hauptstadt betreten müßten; die wichtigsten politischen Erwägungen machten diese Maßnahme unerläßlich. Der stets uneigennützige und hilfsbereite Blücher setzte nicht nur Kleist, sondern auch Kapzewitsch mit dem bereits bei der Schlesischen Armee eingetroffenen Teile des Korps Langeron zum Abmarsch zur Hauptarmee in Bewegung. Inzwischen hatte das Korps Wittgenstein bereits aufgehört, ein Zwischenglied zwischen beiden Armeen zu sein, ohne daß Blücher dies rechtzeitig erfuhr, und schließlich bildete nur ein halbes Kosakenregiment eine ungenügende Verbindung.

Niederlagen der Schlesischen Armee.

Die zeitweise Abtrennung zweier Korps von der Schlesischen Armee zur denkbar unglücklichsten Stunde und die Entblößung ihrer linken Flanke waren ein Anlaß zu einer Reihe schwerer Niederlagen, denen die durch die eigene Unvorsichtigkeit Blüchers vereinzelten Korps seiner Armee erlagen, als Napoleon unerwartet in ihrer Flanke erschien.

Am 8. Februar trafen der Kaiser Alexander und der König, von Bar sur Seine kommend, in dem tags vorher besetzten Troyes ein. Die Hauptarmee ruhte zwei Tage und schickte sich an, in zwei Kolonnen exzentrisch auf Nogent sur Seine und Sens vorzurücken. Am 9. abends ging die erste Meldung von einem Abmarsch französischer Kolonnen in der Richtung auf die Schlesische Armee ein und am 11. nachmittags die erste Nachricht, daß das Korps Olsufiew bei Champaubert angegriffen sei; am nächsten Tage wurde bekannt, daß es eine Niederlage war. Ihre ganze Schwere aber, wie später auch der folgenden, verschwieg Blücher. Er bat nur, womöglich durch Bewegungen in des Feindes Rücken sein Vorrücken aufzuhalten. Im Hauptquartier der Monarchen dachte man zur Zeit mehr an die Kongreßverhandlungen als an die Operationen; indessen gerade jetzt unterbrach der Zar durch einen rücksichtslosen Befehl an seinen Bevollmächtigten ihre Fortsetzung. Die Anordnungen, die Schwarzenberg zur Unterstützung der Schlesischen Armee traf, hatten keinen praktischen Wert, ebensowenig die Schiebung der Garden und Reserven auf Méry, da sie nicht darüber hinauskamen. Im Hauptquartier zu Troyes.

Der Zar entsandte wenigstens seinen Generalquartiermeister Diebitsch mit einem Detachement nach Plancy zur Verbindung mit Blücher; wirklichen Nutzen hat auch diese Entsendung nicht gehabt. Der König war in schwerer Sorge um seine Truppen, und am 13. mittags gingen die ersten Nachrichten über Yorcks und Sackens Gefecht bei Montmirail ein, das man allerdings zunächst nur zwischen den Zeilen als Niederlage erkennen konnte. Es war klar, daß die auf Sens in Bewegung gesetzten drei Armeekorps der Hauptarmee einen Luftstoß gemacht hatten, und daß Napoleon sich mit seinen Hauptkräften gegen Blücher gewandt hatte. Wenn sich trotzdem der Zar jetzt nicht zu dem ermannte, was er früher gedroht hatte, mit seinen Russen und den preußischen Garden, der Schlesischen Armee, bei der sich drei russische Korps befanden, zu Hilfe zu eilen, was ohne Schädigung der Aufgaben der Hauptarmee geschehen konnte, so war das eine Folge des Druckes der politischen Gesamtlage. Und gerade in dem Augenblick, in dem er und König Friedrich Wilhelm aufeinander angewiesen waren, trat die Politik zwischen sie. Das war gefährlicher als der augenblickliche Stillstand der Hauptarmee, der übrigens gleichfalls vornehmlich in der allgemeinen politischen Lage seine Ursache hatte, nicht aber durch einen angeblich am 13. von Kaiser Franz gegebenen Befehl, die Seine nicht zu überschreiten, veranlaßt worden ist. Die Anordnungen Schwarzenbergs gerade von

diesem Tage beweisen das Gegenteil; möglicherweise liegt eine Verwechslung mit dem nicht zur Ausführung gekommenen Stillstandsbefehl des Kaisers von Österreich vom 29. Januar vor. Der König war in seiner düsteren Stimmung mehr als sonst der Kassandrastimme Knesebecks zugänglich. Dieser setzte am 12. Februar eine Denkschrift auf, in der er den Abschluß des Friedens befürwortete — in diesem hierfür ungünstigsten Augenblick. Auch Hardenberg war ganz von Friedenssehnsucht erfüllt, und so war niemand in des Königs Umgebung, der geeignet war, ihn zu stützen. Verständlich wird seine Haltung nur durch die völlige Erschöpfung aller Mittel seines von Natur armen, durch eine lange Reihe von Jahren vom Feinde ausgesogenen Staates, worüber der stellvertretende Chef seines Kriegsdepartements, General v. Rauch, der von Berlin nach Troyes gekommen war, gerade jetzt aus eigener Anschauung und nach Rücksprache mit dem Finanzminister berichtete.

Ministerkonferenz in Troyes. Unglücklicherweise tagte gerade am 12. und 13. Februar zu Troyes eine Konferenz der Minister der verbündeten Staaten, in der sich alle Teilnehmer außer dem Vertreter Rußlands für den Frieden aussprachen. Metternich stellte infolgedessen einen auf Isolierung Rußlands hinzielenden Antrag. Der Zar war hierüber auf das tiefste verstimmt und fühlte sich auch von Preußen verlassen. In einem am 14. an Hardenberg gerichteten Brief gab er dies kund und sprach sich bekümmert darüber aus, daß man seinem Ziele, den Frieden durch Vernichtung der Napoleonischen Armee zu erlangen, entgegen sei. Er fühlte sich in der Tat diplomatisch besiegt und stimmte förmlich einer Disposition Schwarzenbergs für den 14. und 15. zu, die das Imstichlassen der eigenen Truppen besiegelte. Der König, der sich vom Hauptquartier getrennt und nach Pont sur Seine begeben hatte, wurde über die ihm durch Hardenberg und General v. Schoeler gemeldeten bitteren, aber gerechtfertigten Äußerungen seines kaiserlichen Freundes sehr erregt, bekundete Hardenberg seine Unzufriedenheit und versicherte den Zaren seines treuen Festhaltens. Der von Metternich gegen den Zaren geplante Schlag war dadurch pariert. Hardenberg suchte sich beiden Souveränen gegenüber zu rechtfertigen. Der Zar gestand zwar weitere Verhandlungen mit Napoleons Bevollmächtigtem Caulaincourt zu, war aber bestimmt gegen einen Waffenstillstand. Die fortgesetzten schlechten Nachrichten von der Schlesischen Armee brachen indessen seinen Widerstand, und schon am 15. wies er seinen Kommissar in Chatillon an, die vereinbarten Bedingungen zu einem Präliminarfrieden zu unterzeichnen. Der König und Hardenberg drängten sehr

Mißstimmung des Zaren.

Der König.

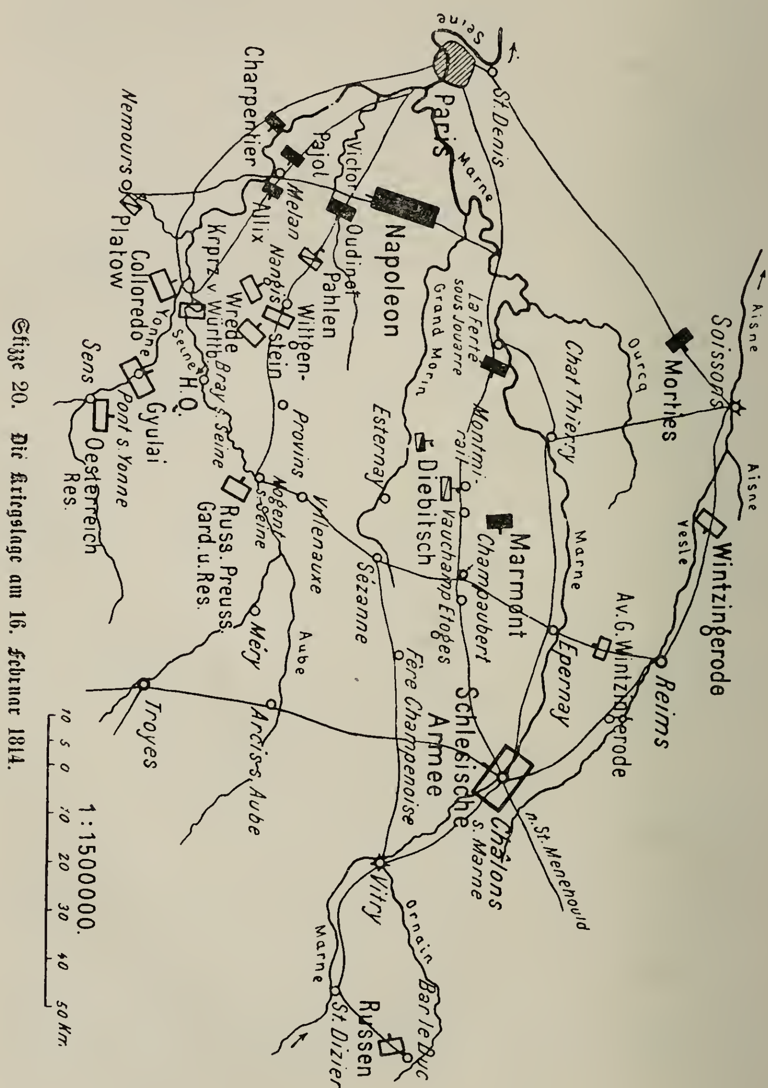
auf seinen schnellen Abschluß und letzterer teilte dem preußischen Kommissar Wilhelm v. Humboldt mit, daß des Königs Absicht in allen Punkten mit den österreichischerseits erteilten Instruktionen übereinstimme. Kaiser Alexander begab sich mit Barclay nach Pont sur Seine zum Könige und den in der Umgegend dieses Ortes befindlichen russisch-preußischen Garden und Reserven, während der Rest der bei der Hauptarmee befindlichen Russen sich nicht weit davon bereits bei Villenoxe auf dem rechten Seineufer befand und Diebitsch schon bis Montmirail vorgerückt war. Das sah wie eine Bereitschaft zum Abmarsch nach Norden aus, indessen erfolgte ein solcher nicht. Schwarzenberg schob sein Hauptquartier nach Nogent sur Seine vor — die ganze Hauptarmee bewegte sich langsam nach Westen. Die Niederlagen der Schlesischen Armee wurden viel besprochen. Prinz Wilhelm erzählt am 16. Februar: „Der König, welcher gern schwarz sieht, ließ sich sehr weitläufig über alles aus. Er meinte, die Tage von Auerstedt wären wieder da, und wir würden nun wohl ruhig bis über den Rhein zurückgehen und, wenn man dann Frieden schlösse, so wäre es unverzeihlich, so viele Menschen geopfert zu haben und nichts weiter dadurch bewirkt, als was man im November 1813 hätte in Frankfurt a. M. erlangen können. ... In dieser Art sprach der König fast täglich, so daß es uns zuweilen ganz unglücklich machte, wenn wir auch bessere Hoffnungen hatten."

Am 15. Februar war auch ein Bericht des Generals v. Hake, den der König zu Blücher geschickt hatte, über die letzte Niederlage, das Rückzugsgefecht von Etoges, angelangt — die Schlesische Armee besaß nun kein Korps mehr, das nicht schwer geschädigt war. Schwarzenberg erließ eine Disposition für die drei nächsten Tage, die nichts weniger als einen Rückzug der Hauptarmee, die, den beiden französischen Korps Viktor und Oudinot folgend, bereits die Seine in der Richtung auf Paris überschritten hatte, nach Arcis sur Aube, Troyes und Sens bedeutete. Die Hoffnung, Napoleon durch einen Marsch auf seine Hauptstadt zum Ablassen von Blücher zu bewegen, wurde also aufgegeben. Als indessen in der Nacht zum 16. Hake selbst zurückkehrte und eingehendere Nachrichten brachte, während man aus einer Meldung Diebitsch' vom Abmarsch Napoleons auf La Ferté sous Jouarre entnehmen konnte, daß er Blüchers Verfolgung aufgegeben habe, nahm Schwarzenberg von dem geplanten Rückzuge Abstand und beschloß, stehen zu bleiben, bis sich die Schlesische Armee mit ihm vereint habe.

Geplanter Rückzug.

Napoleon wendet sich gegen die Hauptarmee.

Inzwischen war Napoleon, der in der Tat von Blücher abgelassen hatte, mit unerhörter Schnelligkeit vor der Front der Hauptarmee erschienen, und nun erlebte Schwarzenberg, was er an Blücher



Skizze 20. Die Kriegslage am 16. Februar 1814.

so hart getadelt hatte, an seiner eigenen Armee. Die über die Seine vorgeschobenen Korps wurden vereinzelt geschlagen oder doch zurückgedrängt. Napoleon hatte wieder überall gesiegt, wo er erschienen

war. Er zögerte nicht, diesen Erfolg auch diplomatisch auszunutzen. Am 17. zog er die Caulaincourt erteilte „carte blanche“ zurück und verlangte in drohendem Ton als Grundlage für weitere Verhandlungen die Frankfurter Bedingungen, d. h. die Gewährung der „natürlichen Grenzen“ Frankreichs — des Rheins, der Alpen und der Pyrenäen —, während der von den Verbündeten vereinbarte Entwurf eines Präliminarfriedens Frankreich auf seinen Umfang zur Zeit des Königtums zurückführen wollte.

Man war auf Napoleons Angriff in keiner Weise vorbereitet gewesen, und noch am Morgen des 17. hatte man geglaubt, daß sein Marsch über La Ferté nur den Wiedergewinn der bedrohten Verbindung auf Paris bezwecke. Daher verlegten Schwarzenberg, der Zar und der König ihr Hauptquartier nach Bray, ohne zu ahnen, daß Napoleon in diesem Augenblick bereits gegen die Avantgarde Wittgensteins vorrückte. Wie Knesebeck am 17. morgens 8 Uhr an Hardenberg schrieb, „auch der Politik zu Hilfe zu kommen, ist das Hauptquartier vorwärts gelegt worden. Der Kaiser schien zwar nicht übel geneigt, gleich wieder auf Paris losgehen zu wollen, ich hoffe indes, daß eine Zwei-Stunden-Unterredung, die ich gestern vormittag mit ihm gehabt habe, ihn zurückgebracht haben wird“.

Als der König in Bray die Niederlage der Avantgarde Wittgensteins erfuhr, erzählte er es dem Prinzen Wilhelm, mit dem Verbot, davon zu sprechen, und fügte hinzu, „daß wir morgen wirklich den Rückzug antreten würden“. Die Stimmung war eine sehr gedrückte und es wurde davon gesprochen, daß nun keine Aussicht mehr sei, nach Paris zu kommen.

Waffenstillstandsforderung.

Merkwürdigerweise stand die Absicht einer rückgängigen Bewegung auf Troyes bereits fest, bevor man jene Niederlage erfuhr, und Schwarzenberg verfiel auf ein höchst eigenartiges Mittel zur Sicherung dieses Rückzuges und zum Zeitgewinn, um die Verhandlungen vor erneutem Blutvergießen beenden zu können. Er schickte nämlich am 17. seinen Adjutanten, den Obersten Grafen Paar, nach dem Hauptquartier Napoleons mit einem an Berthier gerichteten Schreiben, das eine Mitteilung der Unterzeichnung der von Caulaincourt vorgeschlagenen Friedensbedingungen durch die Souveräne und die Aufforderung zu einem Waffenstillstand enthielt. Schwarzenberg fügte hinzu, daß er „gemäß den mir gestern gegebenen Befehlen sofort die Angriffsbewegungen gegen die französische Armee angehalten habe“. Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm hatten zwar am 16. keineswegs einen solchen Befehl gegeben, wohl aber in einem am 17. nach-

mittags abgehaltenen Kriegsrate unbegreiflicherweise Schwarzenberg bezüglich eines Waffenstillstandes zugestimmt, weil der Friede der Unterzeichnung entgegensehe. Diesmal hatten die Generale und Souveräne „diplomatischer“ sein wollen als die Diplomaten; es war eine höchst unglückliche Leistung, und Metternich begriff sofort, wie sehr durch diesen Antrag das Ansehen der Verbündeten in Napoleons Augen leiden müsse. Schon am nächsten Tage ließ er durch Hardenberg dem König und dem Zaren sein Bedauern über Schwarzenbergs Maßnahme ausdrücken, und Napoleon und Berthier würdigten den Vorschlag zunächst keiner Antwort.

Rückwärtige Versammlung.

Am 18. wurde das Hauptquartier rückwärts nach Trainel und am 19. nach Troyes verlegt. Schwarzenberg gab einen Befehl für den 19. und 20. zur rückwärtigen Versammlung der Armee bei Troyes, um nach Vereinigung mit Blücher „die Offensive aufs neue ergreifen“ zu können. Am 20. hatten die Verbündeten 150 000 Mann eng vereint, ihnen gegenüber standen nur 60—70 000. Außerdem sollte die Schlesische Armee, die sich in Chalons wieder gesammelt und geordnet hatte, am nächsten Tage in Méry eintreffen. Selten war der Augenblick günstiger für eine Entscheidungsschlacht. Daß Napoleon zu Waffenstillstand und Frieden nicht geneigt war, wurde noch dadurch bestätigt, daß ein Abgesandter in Waffenstillstandsangelegenheiten gar nicht durch die französischen Vorposten gelassen wurde und seinen Auftrag daher nicht auszurichten vermochte. Der Gedanke an eine Schlacht schien auch noch nicht aufgegeben, und Prinz Wilhelm schrieb am 20. in sein Tagebuch: „Hier erwarten wir nun eine Schlacht, der König wünschte sie jetzt sehr, um den Truppen wieder Mut zu geben.“ Es ist, als wenn die düstere Wolke der Verhandlungen ihn bisher bedrückt hätte und als wenn jetzt der Soldat wieder in ihm erwachte — in der Tat erkannte er den rechten Augenblick, aber weder er noch der Zar vermochten ihre Überzeugung, obwohl sie Schwarzenberg hart bedrängten, durchzusetzen. Was den König beeinflußte, war indessen nicht allein der Gedanke an die notwendige Ermutigung der durch den Rückzug sehr niedergedrückten Truppen; die Erschöpfung Preußens duldete eine lange Dauer des Krieges nicht, für keinen Herrscher war schnelle Entscheidung so wichtig wie für ihn. Daher hatte er für den Frieden gestimmt. Da nun feststand, daß ein ehrenvoller Frieden nicht zu erreichen war, sehnte er die Beendigung des Krieges durch das Schwert herbei. Schon am nächsten Tage verzeichnet Prinz Wilhelm: „Man scheint keine Schlacht liefern zu wollen.“

Eintreffen der Schlesischen Armee.

Am 20. traf auch Gneisenau in Troyes ein, der mit Grolmann der Schlesischen Armee vorausgeeilt war. „Der König empfing ihn“, wie Prinz Wilhelm berichtet, „gleich mit den Worten: Es sind ja schöne Geschichten bei Ihnen vorgegangen.“ Das war für Gneisenau, der sich zu verteidigen suchte, besonders empfindlich. Indessen kehrte er noch in der Hoffnung auf eine Schlacht zu Blücher zurück. Da gingen in der Nacht zum 21. ungünstige Nachrichten von den im Südosten Frankreichs gegen Augereau fechtenden Truppen ein, und damit entstand lebhafte Sorge für die rückwärtigen Verbindungen; außerdem erfuhr man das Anrücken französischer Verstärkungen aus Spanien. Schwarzenberg entsandte das auf dem äußersten linken Flügel befindliche I. Armeekorps nach dem Kriegsschauplatz im südöstlichen Frankreich und teilte noch am späten Abend Blücher mit, daß er, um sich nicht vor dem Defilee zu schlagen, sich am nächsten Tage auf die Anhöhen hinter Troyes zurückziehen und nur das III. und IV. Korps vorwärts stehen lassen werde. Für den 22. wurde dann, um doch etwas zu tun, eine große Kavallerieerkundung angeordnet. Da es nur ein Verlegenheitsmittel war, kam nichts als eine Aufstellung zustande, aus der man, ohne etwas getan zu haben, wieder nach Hause ritt. Prinz Wilhelm hat diese zwecklose Demonstration höchst anschaulich geschildert.

Der König u. Gneisenau.

d) Die zweite Trennung der Schlesischen Armee und die Schlacht bei Bar sur Aube.

Am 22. Februar hatte Grolmann im Blücherschen Hauptquartier eine abermalige Trennung der Schlesischen Armee zur Vereinigung mit den aus den Niederlanden heranrückenden Korps Bülow und Wintzingerode und demnächst gemeinsamem Vorgehen längs der Marne auf Paris in Vorschlag gebracht. Man wollte sich weder in den bevorstehenden Rückzug mit fortreißen lassen, noch in dieser unwirtlichen und ausgesogenen Gegend verhungern. Der Vorschlag fand daher stürmischen Beifall, und Grolmann wurde am 22. Februar in das Hauptquartier entsandt, um diesen Plan zu entwickeln und darzulegen, daß dadurch aller Wahrscheinlichkeit nach die Hauptarmee degagiert werden würde. Zum Unglück trafen gleichzeitig übertriebene Nachrichten über Napoleons Stärke und ein langes Schreiben Napoleons an seinen „sehr teueren Schwiegervater“ ein, in dem er den Frieden indessen nur auf Grund der Frankfurter Vorschläge als „ultimatum“ anbot, sowie eine Antwort Berthiers an Schwarzenberg, die diesen über das Irrtümliche seiner Auffassung bezüglich eines Waffenstillstandes belehrte. Trotz

Vorschlag zur erneuten Trennung der Schlesischen Armee

Einleitung des Rückzuges auf Langres.

alles Widerstrebens des Kaisers Alexander und des Königs wurde der Rückzug auf Langres eingeleitet, eine Entscheidung, der Kaiser Franz schon am 21. zugestimmt hatte. Zweifellos haben die beiden befreundeten Monarchen Schwarzenberg nochmals hart zugesetzt. Er schrieb darüber: „Viel, sehr viel mußte ich ob dieses Entschlusses, die Schlacht nicht anzunehmen, bitter leiden. Ich blieb aber felsenfest und nichts konnte mich erschüttern."

Am Morgen des 23. versammelten sich die Monarchen und die leitenden Generale und Staatsmänner in des Königs Wohnung und beschlossen, erneut einen Waffenstillstand behufs Förderung der Friedensunterhandlungen bei Napoleon zu beantragen, Troyes aber, um eine feste Haltung zu zeigen, bis zum 24. früh zu halten. Die beiden Kaiser reisten dann nach Vendoeuvres ab. „Der König blieb", wie sein Sohn erzählt, „noch bis Mittag, indem er sagte: Es ist nicht meine Art, gleich fortzurennen, ohne daß es not tut." Wir kennen seine Haltung beim Rückzuge — nur zu viele hatte er erlebt, aber nie hat er seiner Würde etwas vergeben.

Genehmigung der Trennung.

Etwas Gutes war doch erreicht worden — Grolmann überbrachte Blücher mündlich die Genehmigung des Königs und des Zaren zu dem Trennungsvorschlage. Blücher, der bei Méry um die Behauptung der Brücke gekämpft hatte, nahm die beiden Souveräne in einem prächtigen Schreiben beim Wort und zögerte keinen Augenblick, sich in Bewegung zu setzen. Am 24., bereits 2 Uhr morgens, begannen seine Bewegungen; in dem ihm von Schwarzenberg zugegangenen Befehl hieß es: „und marschiert nach eigener Disposition".

Blüchers Abmarsch.

Gleichzeitig gestand Napoleon den Beginn von Verhandlungen über einen Waffenstillstand in Lusigny zu, wollte indessen einen solchen nicht eher bewilligen, als bis die Frankfurter Vorschläge wieder zugestanden seien.

Räumung von Troyes.

In der Nacht zum 24. wurde Troyes von der Hauptarmee geräumt und der Rückzug fortgesetzt. Das Hauptquartier wurde nach Bar sur Aube verlegt. Dort besprachen sich der Zar und der König erneut und der erstere machte abermals den Vorschlag, „mit den sämtlichen russischen und preußischen Garden zur Armee des Feldmarschalls Blücher zu stoßen und von der österreichischen Armee wegzuziehen". Der König wollte darüber Knesebecks Gutachten hören. Dieser, durch Krankheit ans Zimmer gefesselt, sprach sich lebhaft dagegen aus, sah darin die Signatur zur Auflösung des Bündnisses und zum größten Unglück und befürwortete den Frieden. In einem am nächsten Morgen in Knesebecks Zimmer auf des Kaisers Alexander Wunsch abgehaltenen

Kriegsrat am 25. Februar.

Kriegsrat der drei Monarchen nebst Generalen und Staatsmännern forderten der König und der Zar für den Fall eines abermaligen Abmarsches Napoleons gegen die Schlesische Armee eine sofortige Offensive der Hauptarmee. Kaiser Alexander erklärt nun wirklich, daß er im anderen Falle mit seinen Truppen zu Blücher abrücken werde. König Friedrich Wilhelm hatte erst am Tage vorher im Einverständnis mit dem Zaren Schwarzenberg auf Wunsch einen Befehl zur Rückberufung Blüchers zur Verfügung gestellt, schloß sich aber, trotz Knesebecks Bedenken, wieder rücksichtslos seinem Verbündeten an und bestand, wie Metternich berichtet, „nachdrücklich auf der Vereinigung aller drei Armeen zu einer Unternehmung gegen Paris. ... Die Beratung wurde lebhaft und von seiten des Königs von Preußen nicht ohne Bitterkeit geführt". Die wiederholte Drohung des Zaren ist jetzt vielleicht nicht mehr ganz ernst genommen worden. Außerdem liegt die Annahme nahe, daß die Folgen der Ausführung der Trennung auf das Verhalten der früheren Rheinbundstaaten in verhängnisvoller Weise hätten einwirken können. Dagegen spricht allerdings die Tatsache, daß der König von Württemberg bald darauf Vorbereitungen getroffen hat, sein Kontingent den Russen anzuschließen, falls die Österreicher beim Rückzuge beharren sollten.

König Friedrich Wilhelm muß sich in dem Kriegsrat sehr entschieden für die Annahme einer Schlacht ausgesprochen haben, sonst würde Knesebeck, seiner sonstigen Anschauung entgegen, nicht dafür gestimmt haben. Wir dürfen auch annehmen, daß der König in erster Linie dafür tätig war, daß Blücher nunmehr die Hauptrolle zugewiesen wurde. Wir werden noch sehen, wie Friedrich Wilhelm fortan konsequent den offensiven Gedanken festhielt und vertrat. Schließlich einigte man sich über sieben Punkte, die Kaiser Alexander persönlich niederschrieb:

„1. Man wird keine Schlacht bei Bar sur Aube liefern.
2. Blücher wird seine Bewegung getrennt fortsetzen.
3. Die große Armee wird ihre Bewegung über Chaumont und Langres fortsetzen.
4. Die Fortsetzung dieser Bewegung wird von den Umständen abhängen.
5. Blücher von den für die Hauptarmee festgesetzten Bewegungen und den Wintzingerode und Bülow behufs Unterstellung unter sein Kommando erteilten Befehlen benachrichtigen.
6. Wintzingerode und Bülow entsprechende Befehle erteilen.
7. Blücher einen Spielraum in seinen Bewegungen geben, alle-

mal vorausgesetzt, daß dabei eine gewisse militärische Klugheit beobachtet wird."

Keine Partei hatte einen vollen Sieg errungen und Kaiser Alexander war sehr mißgestimmt; seine Reizbarkeit wurde durch die Opposition seiner kriegsunlustigen Generale erhöht. Es war, als sei der Pessimismus König Friedrich Wilhelms auf jenen übergegangen und dieser von ihm befreit. Während der Beratung hatten sich die jungen preußischen Prinzen im Garten aufgehalten und gehofft, aus dem Aussehen der beteiligten Persönlichkeiten auf das Ergebnis schließen zu dürfen. „Doch wurden wir nicht viel klüger", berichtet Prinz Wilhelm, „als wir auch alle Physiognomien studierten. ... Der Kaiser Alexander weiß gut sein Gesicht zu verstellen. ... Wir begegneten [bei Ailleville] dem Oberst Bock, der bei Wittgenstein Adjutant ist. Er war außer sich, daß es noch immer zurückging, und sagte, daß es den Truppen sehr mißfiele. Der König tröstete ihn, indem er sagte, daß Blücher bereits im Vorgehen wäre und wir wohl folgen würden." Der König vollzog nun ohne Säumen eine Order an Blücher, die den Rückberufungsbefehl aufhob, und teilte ihm mit, daß nunmehr die durch die Korps Bülow und Wintzingerode zu verstärkende Schlesische Armee die Hauptrolle zu übernehmen habe. „Der Ausgang dieses Feldzuges liegt von nun an zunächst in Ihrer Hand." Inzwischen war an Blücher ein österreichischer Generalstabsoffizier abgesandt worden, der ihm mündlich einen „Vorschlag" zur Rückkehr machen sollte. Die nachfolgenden schriftlichen Anweisungen erreichten ihn erst in der Nacht zum 26. Februar, als er bereits in Esternay war und die Sachlage eine Umkehr nicht mehr gestattete.

Anweisung an Blücher.

Erste Andeutung von Napoleons Abmarsch.

Gegen Mittag des 26. Februar erfuhr man im Hauptquartier die von Blücher genommene Marschrichtung, gleichzeitig aber auch, daß französische Kolonnen in nördlicher Richtung vorgeschoben seien. Der dies meldende russische Offizier sprach die Besorgnis aus, daß sich Napoleon abermals gegen den Rücken oder die Flanke der Schlesischen Armee gewendet haben könnte; er traf damit das Richtige, der Hauptarmee waren nur schwächere Kräfte in zwei Kolonnen unter Oudinot und Macdonald gefolgt. Der König drang bei Schwarzenberg mit großer Energie auf die Einstellung des Rückzuges.

Räumung und Wiedereinnahme von Bar sur Aube.

Wrede hatte mit seinem die Arrieregarde bildenden V. Armeekorps, dem ausdrücklichen Armeebefehl entsprechend, jenseits der Stadt Bar sur Aube Aufstellung genommen und diese den dicht nachfolgenden Franzosen unter Oudinot preisgegeben. Der König war allein von den drei Monarchen bei Schwarzenberg in Colombey les deux Eglises

verblieben. Seine dauernde Einwirkung, unterstützt durch die wachsende Wahrscheinlichkeit, daß man Napoleon nicht persönlich gegenüber habe, und durch die Meldung des Kronprinzen von Württemberg, daß er mit der südlichen Kolonne der Hauptarmee am nächsten Tage den ihm folgenden Feind angreifen wolle, bewog Schwarzenberg zur Einstellung des Rückzuges. Nach den Aufzeichnungen des Prinzen Wilhelm hat der König, bevor er sich endgültig zum Verbleiben in Colombey entschloß, den bei Schwarzenberg kommandierten General Hake gesprochen. Diesen fragte er „sehr ernsthaft, wie lange das Retirieren noch dauern sollte. Er antwortete dann zu unserer größten Freude, daß morgen die Offensive ergriffen werden sollte. Der König beschloß sogleich, hier zu bleiben, um dem morgenden unausbleiblichen Gefecht beizuwohnen. Auch die Herren vom Hauptquartier, welche schon voraus nach Chaumont waren, wurden . . . herberufen". Es darf nicht befremden, daß hier nichts von der zweifellos vorangegangenen Einwirkung des Königs berichtet wird, — aus sonstigen Stellen des Tagebuches und der Briefe geht hervor, daß die jungen Prinzen grundsätzlich nicht eingeweiht wurden.

Um ein Vorgehen am nächsten Tage überhaupt möglich zu machen, mußte man die in einer Enge zwischen der Aube und einer hügeligen Hochfläche gelegene Stadt im Besitz haben. In der Annahme, daß sie noch nicht aufgegeben sei, sandte Schwarzenberg um 5¾ Uhr nachmittags einen Befehl an Wrede, den Ort aufs äußerste zu verteidigen. Wrede mußte ihn nun zunächst wiedernehmen. Als das Gelingen des ersten Angriffes gemeldet wurde, sagte der König nur: „So ist also der Fehler von heute mittag einigermaßen redressiert."

Versuch zur Heranziehung preußischer Truppen.

Der König war kein Mann von Worten. Es mußte ihm schwerer werden als anderen, eine Entscheidung zu verlangen und selbst keine Kräfte dazu zur Verfügung stellen zu können. Die Hauptmasse der Preußen befand sich bei der Schlesischen Armee. Der König war nicht so gestellt, wie der Kaiser von Rußland, der auch bei der Hauptarmee über starke Streitkräfte verfügte. Nur die preußischen Garden befanden sich hier, einschließlich der zugeteilten Badener nur 5 Bataillone, 8 Eskadrons und 2 Batterien. Aber auch diese Truppen waren verhältnismäßig weit entfernt, auf dem Rückmarsch nach Langres. An Heranziehung der Infanterie war gar nicht zu denken, daher befahl der König, wie Schwarzenberg an Barclay schrieb, „aus höchsteigener Bewegung", daß seine „Gardekavallerie ungesäumt auf Bar sur Aube vorrücken solle, woselbst sie bis auf weiteres" Wrede zu unterstellen sei. Schwarzenberg beabsichtigte nämlich, in der Annahme, daß die

Stadt Bar sur Aube dauernd im Besitz Wredes sei, am 27. durch einen Vorstoß der Kavallerie Wredes und Wittgensteins, durch russische Reservekavallerie verstärkt, den Feind auf der Straße nach Vendoeuvres über den Haufen zu werfen. Die preußische Gardekavallerie, auf deren frühzeitiges Herankommen nicht zu rechnen war, sollte der Kavallerie Wredes als Reserve dienen. Indessen wurde noch am Abend bekannt, daß Barclay von der preußischen Gardekavallerie fünf Eskadrons in zwei verschiedenen Richtungen detachiert hatte und daß die drei übrigen sich bereits jenseits Langres befanden und daher nicht mehr herangezogen werden konnten. Der König fühlte überhaupt das Bedürfnis, eigene Truppen in erreichbare Nähe zu bekommen, und da in der Nacht Meldung vom Eintreffen des preußischen Generals v. Jagow mit 5000 Mann aller Waffen, die nach der Einnahme von Wittenberg verfügbar geworden waren, in Doulevant eingegangen war, ordnete er den Anschluß dieses Detachements an seine Garden an. Auch das ließ sich nicht mehr ausführen, und später erklärte sich der König einverstanden, daß Jagow, seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß, zur Schlesischen Armee abrücke. So war alles vergeblich, was der König zu tatkräftiger Mitwirkung mit schnellem Entschluß anstrebte. Dieser Mißerfolg vermochte ihn nicht wankend zu machen. Er fühlte sich verantwortlich für die zu erwartende Schlacht und beschloß, sich selbst einzusetzen und seine beiden Söhne — die ganze Hoffnung Preußens. Zunächst aber war seine Einwirkung noch nötig, wenn es überhaupt zur Schlacht kommen sollte. Wir erinnern uns, daß nur eine gewaltsame Erkundung mit Kavallerie geplant war, allein der König hatte die längst angestrebte und in der Beratung am 25. zu seinem und des Zaren Kummer aufgegebene Schlacht im Auge, die allerdings, da sich nur Teile der Heere gegenüberstanden, keine volle Entscheidung herbeiführen konnte. Ein Unglücksfall kam ihm zu Hilfe. Die nur schwach besetzte Stadt Bar sur Aube fiel erneut in Feindes Hand; dadurch wurde ein Kavallerievorstoß unmöglich. In einer Besprechung, nachdem 11 Uhr abends auch Wittgenstein in Colombey eingetroffen war, wurde dann auf des Königs Anregung, als Vorbedingung für die Wiederaufnahme der strategischen Offensive, ein Angriff auf den gegenüberstehenden Feind durch Wrede, der als älterer das Oberkommando übernehmen sollte, und Wittgenstein beschlossen; das russische Grenadierkorps sollte als Reserve bis Colombey vorrücken. Auch das Vorgehen des Kronprinzen von Württemberg mit der südlichen Kolonne wurde erwartet. Für den Fall der Rückkehr Napoleons mit überlegenen Kräften war

Wiederverlust der Stadt.

Verabredung für die Schlacht.

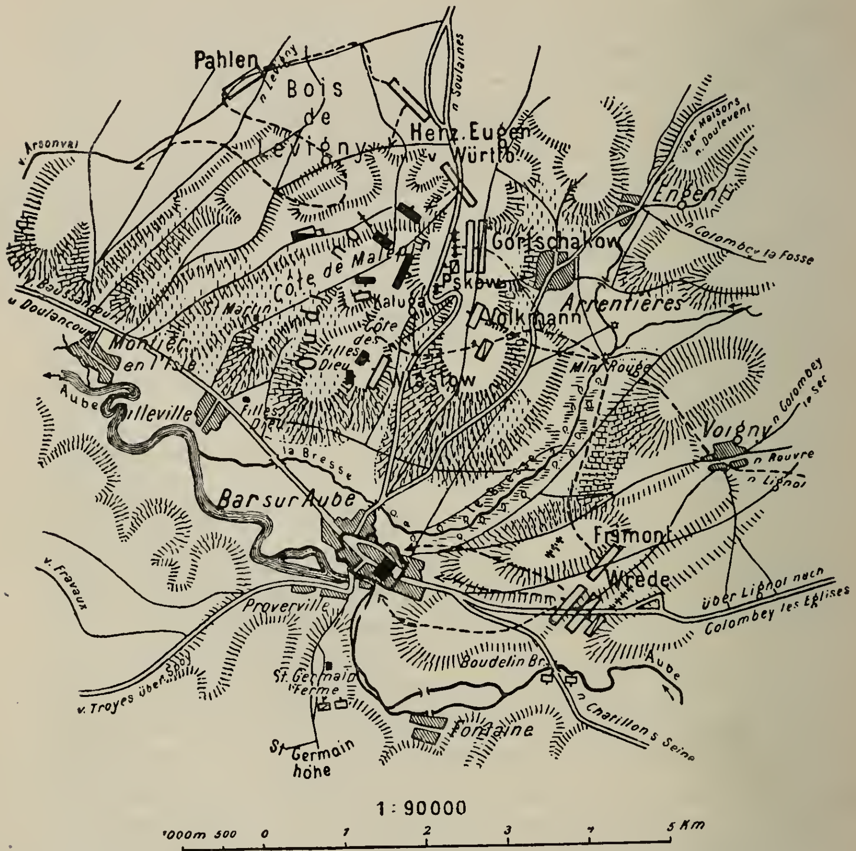
die Fortsetzung des Rückzuges vorgesehen. Mit diesem neuen Operationsplan wurde der preußische General v. Hake noch in der Nacht nach Chaumont geschickt, um die Zustimmung der dort befindlichen beiden Kaiser einzuholen. Sie ist offenbar erfolgt, obwohl der Zar durch den am 25. gefaßten Beschluß noch tief verstimmt und niedergedrückt war. Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten wirkten ganz verschieden auf die beiden befreundeten Herrscher: der Pessimist schritt zur Tat, der sensitive Sanguiniker zog sich schmollend zurück. Hardenberg schrieb sehr bezeichnend in sein Tagebuch, die Verstimmung habe sich bei dem Könige und dem Zaren in entgegengesetzter Weise geäußert, „indem der eine zu den Vorposten ging, der andere nach rückwärts".

Am 27. Februar früh 7 Uhr ließ der König die beiden Prinzen nebst ihrem militärischen Begleiter zu sich kommen und sagte ihnen, sie sollten „voranreiten, um dem Gefecht beizuwohnen". Prinz Wilhelm hat, als er schon Deutschlands Kaiser war, erzählt, sein Vater habe gesagt: „Es gibt eine Bataille. Exponiert euch nicht unnötig, macht kein dummes Zeug!" Der König überholte sie dann im Wagen und sie ritten im Galopp nach. Vor der Front des V. Armeekorps gegenüber Bar sur Aube fand er gegen 10 Uhr Schwarzenberg mit Wrede und dem Prinzen Eugen von Württemberg, der eines der beiden Infanteriekorps Wittgensteins kommandierte. Schwarzenberg hatte, wie wir wissen, nachdem er sich zum Anhalten des Rückzuges hatte bewegen lassen, zunächst nur eine Erkundung beabsichtigt und Wrede war trotz aller Tapferkeit, die er auch in diesem Feldzuge bewiesen hatte, nunmehr von derselben Kriegsunlust ergriffen wie die französischen Marschälle und die russischen Generale. Der König gewann bei diesem Zusammentreffen auf freiem Felde, ebenso wie schon vorher Herzog Eugen, den Eindruck, daß Schwarzenberg trotz des am Abend vorher gefaßten Beschlusses wieder unschlüssig geworden sei, ob er den beabsichtigten Angriff zur Ausführung bringen solle oder nicht. „Von der Unerläßlichkeit des Angriffes überzeugt", hat der König 19 Jahre später erzählt, „konnte ich nicht umhin, ihn auf die nachteiligen Folgen, die daraus entstehen mußten, aufmerksam machen zu lassen, insbesondere aber ihm die Verlegenheit zu schildern, in die die sogenannte Schlesische Armee geraten müßte, wenn der verabredete Plan von dieser Seite aufgegeben werden sollte. Während des Gespräches war der Graf Wittgenstein [soll Herzog Eugen von Württemberg heißen] zu mir gekommen. Von der Ausführbarkeit und Notwendigkeit des Angriffes ebenso überzeugt als ich selbst, war er sogleich erbötig, ihn auf der Stelle zu beginnen. Endlich willigte

Schlacht bei Bar sur Aube.

der Feldmarschall ein, und Graf Wittgenstein [Herzog Eugen] setzte seine Truppen in Marsch, wie es die bereits gegebene Disposition besagte."

Der rechte französische Flügel hatte die Stadt besetzt, deren Eingänge verbarrikadiert waren, die Mitte stand auf der Höhe Filles



Skizze 21. **Die Schlacht bei Bar sur Aube am 27. Februar 1814; nachmittags.**

Dieu, der linke Flügel weiter rückwärts, links gestaffelt. Die Nationalgardendivision Pacthod und der größte Teil der Artillerie waren auf dem rechten Aubeufer bei Dolancourt zurückgeblieben, auch ein Kavalleriekorps befand sich auf diesem Ufer. Das Korps Wittgenstein sollte die feindliche Aufstellung nördlich umfassen, Wrede im Tal den Angriff unterstützen. Das Oberkommando übernahm zum Glück Schwarzen=

berg selbst, da Wittgenstein sich dem ihm verhaßten Wrede schwerlich gefügt haben würde. Als er verspätet eintraf, nahm er Änderungen des bereits eingeleiteten Abmarsches vor und verursachte dadurch eine verhängnisvolle Verzögerung. Herzog Eugen hatte sein Infanteriekorps unterhalb Arrentières auf Vernon-Fays in Marsch gesetzt, mußte sich dann aber auf Befehl Wittgensteins weiter nördlich ziehen. Das Infanteriekorps Gortschakow, das seine Stelle einnehmen sollte, war noch nicht heran. Infolgedessen war die russische Jägerbrigade Wlastow, die aus ihrer Vorpostenaufstellung in den Weinbergen am linken Ufer des La Bresse-Baches, links von Herzog Eugen, nach dem gleichfalls mit Weinbergen bedeckten südwestlichen Abhange der nächsten Hochfläche vorgerückt war, vereinzelt. Der König hatte sich mit den beiden Prinzen dieser Brigade angeschlossen und deren Schützengefecht, das in den Gärten nördlich der Stadt begann, von den Weinbergen nördlich der Stadt, wo sich auch Wrede befand, zugesehen. Französische Granaten schlugen in unmittelbarster Nähe ein. Nachdem das Schützengefecht eine geraume Zeit gedauert hatte, zogen sich die Jäger mehr nördlich nach dem steilen Rande der Schlucht, gegenüber der vom Feinde besetzten Höhe Filles Dieu. Der König war auf kurze Zeit nach einem anderen Teile des Schlachtfeldes geritten. Als er zurückkehrte, waren die Wlastowschen Jäger durch einen Vorstoß der überlegenen französischen Brigade Bellair von der Côte Filles Dieu her durch die Schlucht in Unordnung zurückgedrängt worden. Der König mit seinen Söhnen suchte im lebhaftesten Infanteriefeuer die Jäger wieder zu ordnen und zum Vorgehen anzufeuern. Vergeblich bat ihn Schwarzenberg, die gefährliche Stelle zu verlassen. „Wo Ihr Platz ist, mein lieber Feldmarschall, da ist auch der meinige", antwortete der König. Während die an der Spitze des Infanteriekorps Gortschakow befindlichen Regimenter Kaluga und Mohilew der Gefahrstelle zustrebten — nach des Prinzen Wilhelm Aufzeichnung war es der König, der das erstere heranholen ließ —, setzte sich Wittgenstein an die Spitze des halben Pskowschen Kürassierregiments und führte es gegen den Feind. Der König und die Prinzen ritten die Attacke „auf dem rechten Flügel des Regiments bis auf 60 Schritt im stärksten Kleingewehrfeuer mit"; da erst gelang es dem Flügeladjutanten, Major v. Thile, den König zur Umkehr zu bewegen. Nur eine kurze Strecke jagte er mit den Prinzen, um die er doch besorgt sein mußte, immer im stärksten Feuer, zurück. Prinz Wilhelm bezeichnet es als „ein wahres Wunder", daß niemand verwundet wurde. Übrigens wurden die Kürassiere durch die Weinbergsmauern am Einhauen gehindert und

mußten umkehren. In diesem kritischen Augenblick wurden von zwei österreichischen Generalstabsoffizieren je zwei schwere russische Geschütze herbeigeholt, die mit Kartätschfeuer erfolgreich eingriffen. Dadurch wurde den Jägern Luft gemacht, die nun einen erfolgreichen Vorstoß ausführten. Inzwischen war das französische Kavalleriekorps Valmy vom anderen Aubeufer herübergekommen und attackierte die nunmehr verstärkte russische Artillerie, auch die französische Infanterie machte Fortschritte und der französische linke Flügel wandte sich gegen die Umgehungskolonne des Herzogs Eugen. Unterdessen entwickelte sich Gortschakows Infanterie, und im Augenblick größter Gefahr stürzte sich ein Bataillon des Regiments Kaluga ohne höheren Befehl in den nördlichen Teil der vorerwähnten Schlucht, erstieg im toten Winkel des feindlichen Feuers den steilen jenseitigen Hang, erreichte die Hochfläche „Côte de Malepin", erschien nebst dem rechts gestaffelt folgenden anderen Bataillon in des Feindes rechter Flanke und brachte ihn in Unordnung. Es gelang dem Regiment, weiter vorzudringen, und die Regimenter Mohilew und Perm, sowie der Rest des Korps Gortschakow folgten. Als der König das kühne Vorgehen des Regiments Kaluga wahrnahm, beauftragte er den Prinzen Wilhelm, den Namen des Regiments zu erfragen, worauf dieser abermals ins lebhafteste Infanteriefeuer vorreiten mußte — es war sein erster Auftrag im Kriege. Er tat dies mit größter Kaltblütigkeit „wie beim Manöver" und soll im Schritt die Feuerlinie entlang zurückgeritten sein. Seine Meldung hat der König dann als etwas Selbstverständliches hingenommen, seinem tapferen 17jährigen Sohn aber doch nachher das Eiserne Kreuz verliehen. Kaiser Alexander kam ihm mit dem Georgskreuz noch zuvor, und später ist der Prinz dann Chef des Regiments Kaluga geworden. Den Angriff der russischen Infanterie unterstützte die auf 30 Geschütze — später sogar 48 — angewachsene Artillerie in entscheidender Weise, und abermals war es der König, der hier glücklich eingriff. Da ihm das Gelände und der Gang des Gefechtes durch dauernde Beobachtung bekannt waren, beteiligte er sich persönlich an der Aufstellung der Artillerie und durch Bezeichnen der wichtigsten Ziele auch an der Feuerleitung.

Schwarzenberg ließ den russischen Angriff noch durch die österreichische Brigade Volkmann und durch Kavallerie des Korps Wrede unterstützen. Inzwischen war Prinz Eugen von Wittgenstein eigenmächtig und ohne Not zum Eingreifen von Norden her veranlaßt worden. Endlich gegen 4 Uhr nachmittags wurde Wrede die Fortnahme von Bar sur Aube befohlen, und die ganze Linie ging nun zum Angriff

vor. Hardenberg verzeichnet zwar in seinem Tagebuch, die Bayern hätten „nicht beißen wollen", indessen haben sie sich in der Tat auch diesmal tapfer geschlagen, nur Wrede war ruhmessatt und unlustig, energisch einzugreifen, bis es ihm befohlen wurde.

Oudinot sah sich genötigt, den allgemeinen Rückzug anzuordnen, die wiederholt verzögerte Umfassung des Herzogs Eugen wurde nicht mehr wirksam, und die Franzosen, die hätten vernichtet werden müssen, entkamen über die Brücke von Dolancourt. Auf dem linken Flügel machten der König und Schwarzenberg die Verfolgung bis Ailleville mit. Jener kehrte erst abends 7½ Uhr, nach einer kurzen Erholungspause in Bar sur Aube, in das Hauptquartier Colombey les deux Eglises zurück.

Nächst der Schlacht von Kulm war dies des Königs größter Tag. Er war es, der dem unbegründeten Rückzug ein Ende machte, der auf die Wiedereroberung des geräumten Bar sur Aube als Vorbedingung einer Offensive einwirkte und der am Morgen der Schlacht dafür sorgte, daß man nicht von ihr wieder Abstand nahm. Das wenige, was er an eigenen Truppen bei der Hauptarmee hatte, hatte er zur Entscheidung heranziehen wollen; es war nicht seine Schuld, daß die gesamten Reserven sich allzuweit rückwärts befanden und daß gerade seine Kavallerie zersplittert war. Er war sich voll bewußt, welche Verantwortung er mit seiner Einwirkung auf die Heeresleitung übernommen hatte, und, da es ihm an Truppen fehlte, so ging er selbst in den Kampf, begleitet vom Thronfolger und seinem nächstältesten Sohn; mit ihnen weilte er von Anfang bis zu Ende überall, wo Gefahr war — Preußens Gegenwart und Zukunft wurden hier eingesetzt. Darin liegt ein Zug von antiker Größe. Hier stand kein Verzweifelter, der mit seinem Geschlecht die drohende Rückkehr des Elends für sein Vaterland nicht überleben wollte; kaltblütig und heiter hielt der wortkarge König im Feuer und freute sich seines tapferen Sohnes. Tiefeingewurzeltes Pflichtgefühl war es, das ihn zu seinem Tun veranlaßte. In die obere Leitung der Schlacht einzugreifen, lag ihm fern, der Oberfeldherr war ja zur Stelle, und alle seine Anordnungen waren, nachdem er einmal den Angriff beschlossen, zweckentsprechend. Der mangelhafte Erfolg war die Schuld seiner Unterfeldherren, von denen der eine sich passiv verhielt, der andere wiederholt unzweckmäßig eingriff. Der König griff lediglich ein, wo er helfen konnte, ordnend, anfeuernd, mit seiner Kenntnis der Lage die Artillerie unterstützend. Alles, was der König tat, war ihm selbstverständlich; es geschah nicht, um zu glänzen. So anspruchslos

Betrachtungen.

wie sein Tun, sind auch die Aufzeichnungen seines Sohnes, — einfach, natürlich und ohne einen Anklang von Selbstlob, und doch gehoben von der echt germanischen Kampfesfreude des Jünglings. Die Eindrücke, die er hier empfing, sind für sein ganzes Leben maßgebend gewesen. Wenn in dieser denkwürdigen Schlacht des Königs beste Eigenschaften — Pflichttreue, Aufopferungsfähigkeit, Bescheidenheit, Kaltblütigkeit — zu vollster Entfaltung gelangten und wenn der sonst raschem Entschluß Abgeneigte kühn und mit raschem, sicherem Blick handelte, so kann der Sohn, der ihm in vielem so ähnlich war und der den Vater so gut verstand, davon nicht unberührt geblieben sein. Er empfing hier eine Mitgift für sein langes segensreiches Leben. Er war glücklicher veranlagt als sein Vater, eine ebenso ernste, aber nicht durch sich selbst beengte Natur.

Urteile über den Erfolg.

Nach Beendigung des Kampfes verfiel alles in Untätigkeit. Zu der nach einer Schlacht gewöhnlichen körperlichen und geistigen Abspannung gesellte sich eine übertriebene Befriedigung über den Erfolg und die durch eine falsche, eigentlich unglaubliche Meldung hervorgerufene Besorgnis vor dem Erscheinen Napoleons in der linken Flanke. So unterblieb eine Verfolgung, und am 28. Februar fand nur eine ganz unerhebliche Bewegung statt. Der König mit seinem nüchternen und klaren Urteil teilte die Genugtuung der anderen nicht, und ebensowenig seine Umgebung. General v. Hake schließt seine in der Nacht nach der Schlacht (11½ Uhr) für Hardenberg verfaßte, kurze und nüchterne Schilderung mit den Worten: „Anstatt, daß uns aber mehrere Kanonen und wohl ein paar tausend Mann hätten zur Beute werden müssen, wissen wir noch in diesem Augenblick nicht, daß eine Kanone genommen, noch daß volle 100 Gefangene gemacht worden wären. Noch am späten Abend war der Feind nicht ganz vom Schlachtfelde über die Aube getrieben. Ich hatte dem Könige schon früh am Morgen gesagt, daß alle Generale, der Kronprinz von Württemberg vielleicht ausgenommen, nach dem Frieden verlangen. Er wunderte sich sehr, als ich darunter auch den General Barclay nannte. Die Erfahrung des heutigen Tages hat den König dahin belehrt, daß er mir zugestanden, ohne die doppelte Stärke auf unserer Seite zu haben, dürften wir bei diesem Benehmen der Generale und ihrer Truppen es nicht wagen, mit dem Kaiser Napoleon eine Schlacht zu liefern. Der König sagt selbst, daß, wenn man dahin nicht gelangen könnte, wäre es allerdings besser, Friede zu machen. Ich halte es für meine Pflicht, E. E. dies alles unumwunden zu unterrichten, wenngleich meine Überzeugung von unserer inneren Kraft sich in dem

Grade gemindert hat, als der Feind heute unglaubliche Keckheit bewiesen hat. Nur der König hat über seinen Beruf hinaus sich einigemal in Gefahr begeben." Urteile über den König.

Hake scheint nach diesem letzten Satze ebensowenig wie die unmittelbare Umgebung des Königs den wahren Beweggrund seiner Handlung und das Heroische erkannt, vielmehr den Eindruck einer vermeidlichen Unvorsichtigkeit gewonnen zu haben, die durchaus nicht in des Königs Wesen lag. Auch der Oberstallmeister v. Jagow (uns von Auerstedt her als Flügeladjutant bekannt) schrieb am 28. abends: „Soeben kommt der König von den äußersten Vorposten. ... Wir sind alle sehr müde, indem wir täglich 14 Stunden zu Pferde sitzen. Der König hat sich gestern über alle Gebühr exponiert. Auch heute ritt er auf die äußersten Vorposten." Das war, wie wir den König kennen, ein Zeichen von innerer Unruhe und von großer Unzufriedenheit mit dem neuen Stillstand der Operationen.

Der König selbst hat, wie es seine Art war, die größte Zurückhaltung über seine Tätigkeit in der Schlacht bewahrt und erst im Jahre 1833 hat er sich zu einer österreichischerseits veröffentlichten Schlachtdarstellung in einigen sehr präzisen, überaus bescheidenen Bemerkungen geäußert, die von einem Flügeladjutanten zu Papier gebracht wurden. Damals scheint er ganz geschwiegen zu haben, obwohl der ihm von Wittgenstein vorgelegte Schlachtbericht ihn gar nicht erwähnt.

e) Die Hauptarmee bis zur Schlacht bei Arcis sur Aube.

Durch die Gefangennahme eines französischen Offiziers wurde der letzte Zweifel über die von Napoleon genommene Marschrichtung beseitigt, trotzdem gingen die Ideen über die weiteren Operationen im Hauptquartier zu Chaumont, wohin sich auch der König wieder begeben hatte, sehr auseinander; Schwarzenberg ließ sich allzusehr von den Nachrichten aus dem Südosten beeinflussen und überschätzte die dort drohende Gefahr. Die Waffenstillstandsverhandlungen in Lusigny schleppten sich ebenso hin, wie die Friedensverhandlungen in Chatillon. Metternich setzte ein Ultimatum für die Kommission in Lusigny auf, das mit dem Datum vom 2. März den drei Monarchen zur Unterschrift vorgelegt wurde. Als die Kommissare trotzdem am 3. nochmals anfragten und der preußische Kommissar noch besonders über die vorgeschlagene Demarkationslinie berichtete, zogen sie sich die ernste Mißbilligung ihrer Souveräne zu. Wie klar und nüchtern König Friedrich Wilhelm urteilte, geht aus der von ihm auf einen Zettel geschriebenen, für Hardenberg bestimmten Entscheidung hervor:

Im Hauptquartier.

Waffenstillstandsverhandlungen.

„Obgleich mir das Urteil des Generals Rauch über die beabsichtigte feindliche Demarkationslinie nicht ungegründet zu sein scheint, so autorisiere ich Sie jedoch, sich dem Ausspruch des russischen und österreichischen Kaisers anzuschließen. Ich wiederhole nur, daß man in diesem Augenblick nicht bloß patzig einreden, sondern auch im Handeln sein möge; denn ebenso rasch, als unsere Aktien steigen, wenn Napoleon uns, d. h. der Hauptarmee den Rücken zeigt, ebenso schnell fallen sie wieder, wenn er sich uns gegenüberstellt. .

Chaumont, 3. März 14, abends ½11 Uhr. F. W."

Zutreffender konnte die bisherige Kriegführung nicht charakterisiert werden.

Bündnisvertrag von Chaumont.

Am 3. März wurde zu Chaumont ein neuer Bündnisvertrag vereinbart, der am 9., mit Datierung vom 1., unterzeichnet wurde und die verbündeten Mächte verpflichtete, den „Krieg in einmütigster Weise mit allen Mitteln fortzusetzen", falls Frankreich auf die vorgeschlagenen Bedingungen nicht eingehe. Die Waffenstillstandsverhandlungen wurden endlich abgebrochen, man folgte dem Feinde langsam und besetzte nach einigen Kämpfen am 4. Troyes, während Macdonald, der sich mit Oudinot vereint hatte und das Oberkommando führte, in der Richtung auf Nogent und die benachbarten Seineübergänge abzog. Abermals trat ein Stillstand ein. Das österreichische Interesse blieb vornehmlich der Südarmee zugewendet.

Nachrichten von Blücher.

Von Blücher erfuhr man, daß er auf Soissons zurückwich, um sich zunächst mit Bülow und Wintzingerode zu vereinigen. Ihm gegenüber hatten sich nur die Korps Marmont und Mortier befunden, die trotz ihrer Schwäche Erfolge errangen; in seiner Flanke erschien Napoleon. Radetzky befürwortete nun einen Stillstand der Operationen der Hauptarmee, bis bei der Südarmee und der Schlesischen Armee, der offiziell die Hauptrolle zuerteilt war, Entscheidungen gefallen seien. Der Zar wünschte die Schlesische Armee zu unterstützen, indessen durch eine Versammlung — nach rückwärts in der Gegend von Joinville oder Vitry; offensiv war er also noch immer nicht gestimmt. Allerdings hatte Metternich am 4. März abends an Schwarzenberg geschrieben: „Der Kaiser Alexander ist sehr gut disponiert. Sie werden mit den Reserven machen können, was Sie wollen; sehen Sie, wozu sie werden dienen können." Das heißt aber doch nur, daß der Zar sich Österreich gegenüber gefügiger zeigte und daß die Gefahr eines Abmarsches mit den Reserven zu Blücher endgültig beseitigt war. Selbstredend hat auch der Vertrag von Chaumont und die Einnahme von Troyes des Kaisers Stimmung etwas gebessert. Am 9. abends reiste

Schwarzenberg zu den zum Schaden der Sache noch immer weit hinten in Chaumont weilenden Monarchen, um ihnen über die Operationen Vortrag zu halten. Er erhielt ihre bedingungslose Zustimmung, daß alles von Blüchers Verhalten abhängig zu machen sei.

Am 7. März erfuhr man im Hauptquartier, daß der befestigte Aisneübergang von Soissons in Blüchers Händen sei, der sich hinter dem Flusse mit seiner nunmehr versammelten Armee zum Schlagen bereitstellen wollte, aber auch, daß diese Armee sehr der Ruhe bedürfe und unter Verpflegungsschwierigkeiten leide. Am 13. ging die Nachricht von dem Rückzugsgefecht der Schlesischen Armee bei Craonne und von dem Siege über Napoleon und Marmont bei Laon ein.

Da sich Schwarzenberg durch nichts zu einer entscheidenden Bewegung veranlassen ließ, erwachte beim Zaren und beim Könige das alte Mißtrauen wider die österreichische Politik. Schwarzenberg, der an die ihm von Metternich gegebenen Anweisungen gebunden war, mußte darunter leiden. Die beiden Souveräne hatten ihn gefragt, ob sein Kaiser ihm verboten habe, eine Schlacht zu liefern. Vielleicht noch mehr hatte ihn ein Schreiben des Kaisers Alexander verletzt, in dem ihm dieser mitteilte, daß die Konferenz der Minister der Verbündeten einstimmig beschlossen habe, ihm völlig die Hände zu lösen und ihn zu ermächtigen, lediglich militärischen Motiven zu folgen. Schwarzenberg antwortete ehrerbietig, aber fest, daß seine Hände niemals gebunden gewesen seien, und nahm alles auf sich. Schwer gekränkt machte er sich in Briefen an Metternich Luft und erhob schwere Vorwürfe gegen den Zaren und geradezu maßlose gegen den König. Konflikt mit Schwarzenberg.

Am 15. machte die Hauptarmee eine kleine Bewegung in westlicher Richtung und die Souveräne trafen in Troyes ein, nachdem sie tags vorher von Chaumont nach Bar sur Aube übergesiedelt waren. Am 16. sollte das rechte Seineufer völlig in Besitz genommen werden. Das kam indessen nicht zur Ausführung, weil die Nachricht einging, daß die Truppen des Generals St. Priest (Teile des Korps Langeron) und das preußische Detachement Jagow bei Reims von Napoleon auseinandergesprengt seien. Der Zar wurde außerordentlich erregt und sah bereits die auf dem rechten Aubeufer zwischen Lesmont und Brienne befindlichen Garden und Reserven gefährdet. Was nun geschah, war der Ausdruck vollster Unentschlossenheit: eine Bereitstellung der Hauptarmee zu einer Entwickelung nach der rechten Flanke ohne Aufgeben der Möglichkeit des Vormarsches in der Richtung auf Paris. Man erwartete wieder alles von Blüchers Initiative und Die Souveräne in Troyes.

Stillstand bei der Schlesischen Armee.

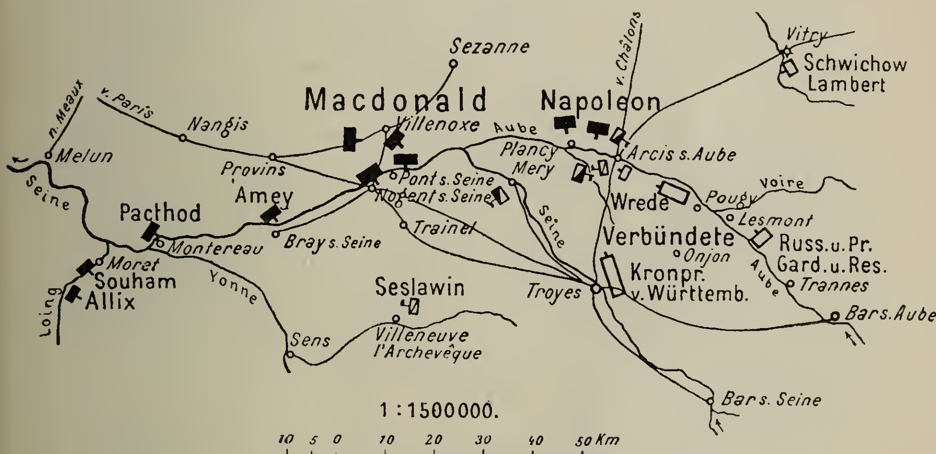
hatte nach den ihm gegebenen Direktiven auch ein Recht dazu. Der alte Feldmarschall aber war schon seit längerer Zeit schwer erkrankt, ein Vertreter war nicht ernannt und Gneisenau mangelte es an Autorität. Vor allem wurde durch Boyens, des Generalstabschefs Bülows, Einfluß der einst so unbezähmbare Offensivgeist des Schlesischen Hauptquartiers gelähmt, nachdem bereits die scharf ausgesprochene Mißbilligung des Königs über die Februarniederlagen den Umschlag in eine allzu vorsichtige Kriegführung angebahnt hatte. Auch hier waren politische Erwägungen in den Vordergrund getreten, obwohl weder durch den König noch durch Hardenberg veranlaßt. Man hatte gemeint, da Napoleon doch über lang oder kurz verbluten müsse, in erster Linie Preußen eine achtunggebietende Armee erhalten zu sollen, damit es beim Friedensschluß etwas in die Wagschale zu werfen habe, — eine falsche Rechnung — zielbewußtes, entschlossenes Handeln gewährleistet stets den meisten Anspruch auf internationale Achtung. Nun warteten beide Armeen aufeinander und Napoleon konnte tun, was er wollte. Er wandte sich wieder von Blücher ab, um die rückwärtigen Verbindungen Schwarzenbergs zu bedrohen und ihn dadurch zum Rückzuge zu veranlassen.

f) Die Schlacht bei Arcis sur Aube.

Beginn des Rückzugs der Hauptarmee.

Die Hauptarmee hatte, weit auseinandergezogen, bereits ihre rückwärtige Bewegung angetreten und nahm am 18. März den Raum zwischen Provins und Dommartin ein. An diesem Tage kamen der Zar und der König in Arcis an. Ersterer befand sich noch immer in größter Erregung und fühlte sich infolge der angeblichen Gefährdung seiner Garden und, weil Schwarzenberg durch eine Erkrankung die Führung des Oberbefehls erschwert wurde, zum Eingreifen berechtigt. Dieses geschah in höchst unglücklicher Art. Der Zar trat dem Vorschlage des Generals v. Toll bei, die Hauptarmee weit rückwärts bei Bar sur Seine zu vereinigen, und schickte jenen in das Krankenzimmer Schwarzenbergs, um auf ihn einzuwirken. Dieser und Radetzky stimmten formell zu, es war aber ihr ausgesprochenes Verdienst, daß das Rückzugsprojekt des nervösen Zaren nicht voll zur Ausführung kam. Es blieb bei dem früher gefaßten Beschluß einer Versammlung bei Trannes. Wie Fürst Thurn und Taxis als Augenzeuge berichtet, hat vom Eintreffen der ersten Nachrichten von Napoleons Vorrücken an eine nicht zu schildernde Unentschlossenheit im Hauptquartier geherrscht und die Projekte haben sich gejagt. Am 19. begann der Abmarsch der Hauptarmee, Schwarzenberg ging nach Pougy, Kaiser

Alexander und der König nach Lesmont zu den Garden, der Kaiser von Österreich und die Diplomaten über Sens nach Bar sur Seine. Am Morgen dieses Tages glaubte man in Schwarzenbergs Hauptquartier aus den eingegangenen Nachrichten entnehmen zu sollen, daß Napoleon seine Vorbewegung eingestellt habe und daß man die rückwärtige Versammlung werde vollenden können, um demnächst schnell zur Offensive mit vereinten Kräften überzugehen. Auf die am Abend eingehende Meldung, daß französische Abteilungen sich bereits auf dem linken Aubeufer befänden, wurde man sich im Schwarzenbergschen Hauptquartier nach langer Beratung darüber einig, daß man den Feind dort nicht dulden dürfe. Daraus entstand der Beschluß, ihn am nächsten Tage anzugreifen und auf das rechte Ufer zurückzudrängen. Entschluß zum Angriff.



Skizze 22. **Die Lage der Hauptarmee am 19. März 1814 abends.**

Dieser mannhafte Entschluß wird dadurch erleichtert worden sein, daß die fruchtlosen Friedensverhandlungen abgebrochen waren und damit endlich die Politik der Heerführung freie Hand gegeben hatte.

Am 20. März früh räumte Wrede auf Befehl Arcis, um ein „partielles Gefecht" zu vermeiden, und stellte sich mit dem rechten Flügel an der Aube vorwärts Chaudrey auf, die Garden und Reserven trafen bei Onjon ein und Kaissarow stand mit seinen Kosaken bei Voué am Barbuissebach, um Verbindung mit dem Kronprinzen von Württemberg zu halten, der mit drei Armeekorps von Troyes her auf dem linken Ufer jenes Baches im Anmarsch war. Um 9 Uhr morgens gab Schwarzenberg in Pougy eine „Disposition zum Angriff auf den Feind, welcher bei Plancy die Aube passiert hat", aus. Der 1. Tag der Schlacht bei Arcis sur Aube.

Angriff sollte auf ein Signal um 11 Uhr vormittags beginnen. Gegen Mittag war Wrede in zwei Treffen aufmarschiert, den rechten Flügel gegen Petit Torcy vorgeschoben, auf dem linken Flügel die gesamte Kavallerie unter Frimonts Kommando. Arcis war schon in den Händen des auf dem linken Aubeufer vorrückenden Feindes. Schwarzenberg wartete vergeblich auf Nachrichten vom Kronprinzen von Württemberg, auch durfte er sich einen noch entscheidenderen Erfolg versprechen, wenn noch mehr feindliche Truppen über die inzwischen von Napoleon wiederhergestellte Brücke von Arcis auf das linke Aubeufer herübergekommen waren, da man in jedem Fall über eine erhebliche Übermacht verfügte. Allerdings konnte Schwarzenberg nicht sicher wissen, wann und in welchem Umfange er die russisch-preußischen Garden und Reserven würde verwenden können, die immer nur bedingt zu seiner Verfügung standen. Gegen Mittag waren der Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm von Troyes her auf dem Schlachtfelde erschienen und hatten sich auf die Höhe von Mesnil Lettré begeben. Der erstere war noch sehr gereizt und ließ sich auch durch Toll nicht von der Zweckmäßigkeit der von Schwarzenberg gewählten Wiederaufnahme der Offensive überzeugen. Er blieb bei der Ansicht, „Napoleon werde die Verbündeten hier mit nichtigen Scheinmanövern beschäftigen, mit seiner Hauptmacht aber ohne Zweifel (auf dem rechten Ufer der Aube) — nach Brienne und weiter auf die Verbindungen des Heeres ziehen". Der Zar hatte hiermit Napoleons wahre Absicht erraten, der Schluß, den er daraus für die eigenen Maßregeln zog, war indessen verfehlt.

Als der Gegner immer weiter über Arcis vordrang, ließ Schwarzenberg endlich um 2 Uhr nachmittags das Signal zum Angriff geben. Auch Napoleon war um 1 Uhr in Arcis eingetroffen, zu rechter Zeit, um seine geworfene Kavallerie wieder zum Stehen zu bringen. Die Truppen Wredes waren sofort angetreten, und um Grand Torcy entspann sich ein vielstündiger Kampf. Ein Teil der russischen Reserven, die nebst den Garden von Onjon über Mesnil Lettré bei Montsuzain am Barbuissebach eingetroffen waren, griff am späten Abend in die Schlacht ein. Erst nach Mitternacht hörte der unentschiedene Kampf auf.

2. Tag der Schlacht bei Arcis sur Aube.

Am nächsten Morgen erschienen Schwarzenberg und der König auf der Höhe von Mesnil la Comtesse; der Zar fühlte sich unwohl und war in Pougy geblieben. Seine Mißstimmung und Niedergeschlagenheit dauerten fort und sein Fernbleiben war offenbar eine Erleichterung für den Oberfeldherrn. Dieser hätte gern einen Angriff

Napoleons abgewartet, und in seinem Hauptquartier herrschte nach Aussage zweier Augenzeugen große Unentschiedenheit. Die Führer wurden versammelt und der Beginn des Angriffes auf 12 Uhr mittags festgesetzt, indessen auch dann noch nicht ausgeführt. Napoleon vermochte sich die Untätigkeit des Gegners nur durch seinen Rückzug zu erklären und, da es ihm weder gelungen war, auf seine Rückzugslinie



Skizze 23. **Die Schlacht bei Arcis sur Aube am 20. und 21. März 1814.**
Lage am 21. März nachmittags.

zu treffen, noch zwischen seine getrennten Korps hineinzustoßen, wollte er ihn nun durch einen Angriff festhalten und sich gleichzeitig „auf seine Verbindungen setzen". Nur schwer gelang es seinen Generalen, ihn von der tatsächlichen Lage zu überzeugen, und nun entschloß er sich, sich dem Gegner zu entziehen und den seit Anfang März bei ihm feststehenden Plan wieder aufzunehmen, nach Osten abzumarschieren,

um, auf die Festungen und die Volkserhebung in Lothringen gestützt, sich gegen des Gegners Verbindungen zu wenden und sich mit verkehrter Front zu schlagen. Die Vorstöße gegen die Schlesische Armee und jetzt gegen den vermeintlichen Rücken der Hauptarmee waren nur Abweichungen von diesem Operationsziele zur Ausnutzung sich anscheinend bietender günstiger Erfolge gewesen. Dies Wählen schwankender Ziele war kein Zeichen des Niederganges eines großen Feldherrngenies, es war ein Akt der Verzweiflung. Der so kühl und folgerichtig Berechnende hatte, als auch die zum zweiten Male neugeschaffene Armee unaufhaltsam hinschwand, zu den Mitteln eines Spielers gegriffen. Jetzt wandte er sich wieder dem alten Plane — der letzten Aushilfe — zu. Mit unerhörter Kühnheit begann er am hellen Tage den Abzug — es ist das merkwürdigste Beispiel eines geglückten „Abbrechens einer Schlacht". Erst als der Beginn dieses Abmarsches auf dem rechten Aubeufer bemerkt wurde, gab Schwarzenberg um 2 Uhr nachmittags das Zeichen zum Angriff. Auch der Kronprinz von Württemberg war inzwischen herangekommen, und nun begann ein umfassendes Vorgehen. Außerdem wurde ein Rechtsabmarsch nach dem rechten Aubeufer angebahnt. Die Fühlung mit dem Feinde ließ man wieder verloren gehen.

Der König hat in dieser Schlacht keinen Anlaß zur Einmischung gefunden; es ist auch nicht anzunehmen, daß eine solche von Nutzen gewesen wäre. Wieder aber bewahrheitete sich am zweiten Schlachttage, daß ihn gesteigerte Sorge nach vorwärts trieb, im Gegensatz zum russischen Kaiser, der von dem Gedanken der Notwendigkeit eines Rückzuges auf Trannes so eingenommen war, daß er allen vernünftigen Vorstellungen unzugänglich blieb. Erst am Tage darauf besserte der augenscheinliche Erfolg seine Stimmung, was sich auch in seinem Benehmen gegen Schwarzenberg äußerte. Dessen Unwohlsein war wesentlich auf den verhaltenen Ärger über die wiederholt in verletzender Art kundgegebene Unzufriedenheit der beiden Souveräne zurückzuführen. Es war das Verdienst des Generals v. Hake, daß er den König am zweiten Schlachttage freimütig und mit Erfolg hierauf aufmerksam machte.

g) Der gemeinsame Vormarsch auf Paris und die Gefechte von Fère Champenoise.

Kriegsrat in Pougy.

Kennzeichnend für die lange andauernde Unentschlossenheit bei den Verbündeten ist es, daß das Hauptquartier der beiden Monarchen sich auch am 23. Februar noch in Pougy befand. Gegen Mittag dieses Tages wurde ein aufgefangener Brief Napoleons bekannt, der

seinen Plan enthüllte. Abermals gingen die Meinungen über das, was zu tun sei, weit auseinander. Schwarzenberg war mit Radetzky in der Richtung auf das neue Hauptquartier St. Ouen vorausgeritten und benutzte den Augenblick der Freiheit, um gegen 1 Uhr von Dampierre aus die Versammlung der Armeen in der Richtung auf Vitry endgültig zu befehlen; indessen riefen ihn eilige Boten zum Zaren nach Pougy zurück. Als er dort um 3 Uhr nachmittags eintraf, versammelte sich in der Wohnung des Zaren ein Kriegsrat, dem auch der König beiwohnte; Knesebeck war glücklicherweise krank zurückgeblieben und weilte ebenso wie Kaiser Franz in Bar sur Aube. Schwarzenberg befand sich in Abwesenheit seines Kaisers in keiner beneidenswerten Lage; aber obwohl ein Rückzug auf den Rhein, um Napoleon dort zuvorzukommen, ernst erwogen wurde, entschied er sich in Übereinstimmung mit den beiden anwesenden Souveränen, „mit der ganzen Armee auf Chalons zu eilen und vereint mit dem Feldmarschall Blücher in des Feindes Rücken und Flanken zu operieren". Gleichzeitig mit der Ausgabe des Armeebefehls berichtete er an Kaiser Franz, daß die beiden anderen Monarchen entschlossen seien, „mit der Armee zu marschieren", und riet ihm, da er die Armee nicht rechtzeitig würde erreichen können, sich über Dijon zur Südarmee zu begeben. Der österreichische Kaiser ist diesem Rate gefolgt und hat mit den gesamten Diplomaten am 24. März früh diese Reise angetreten. Es war wohl der schwerste und folgenreichste Entschluß, den Schwarzenberg je gefaßt hat, daß er seinen Kaiser veranlaßte, an anderer Stelle vor drohender Gefahr Schutz zu suchen, und über die Hauptarmee einschließlich ihres starken österreichischen Bestandteils rücksichtslos im Interesse der Operationen verfügte. Dabei ergab sich ein großer Nebengewinn — das Hauptquartier wurde frei vom Einfluß des „schreibenden Hauptquartiers".

Entschluß zur Vereinigung mit der Schlesischen Armee.

Am Abend verließen der Zar und der König Pougy, blieben bis Mitternacht in Dampierre und trafen morgens in Somepuis ein. Man erfuhr dort die Nähe der Schlesischen Armee. Den 24. früh ritt der König 10 Uhr morgens mit Schwarzenberg vor, um sich dem Marsch der Armee anzuschließen. Der Zar blieb zurück, berief seine Vertrauten zu sich und stellte die Frage, was nach Vereinigung der beiden Armeen zu tun sei. Man einigte sich auf Tolls Vorschlag zu schnellem Marsch auf Paris, während Napoleon nur durch ein Kavalleriekorps zu verfolgen sei. Sofort eilte Kaiser Alexander dem Könige und Schwarzenberg nach; er fand sie auf einem Hügel stehend und erläuterte mit Hilfe einer ausgebreiteten Karte diesen Plan. König

Entschluß zum Marsch auf Paris.

Friedrich Wilhelm war sofort einverstanden und Schwarzenberg stimmte zu, der hiermit die seinem Kaiser gegenüber übernommene schwere Verantwortung noch erhöhte. Nun kam das „ceterum censeo“ Blüchers und Gneisenaus, „die Völkerwanderung nach Paris“, tatsächlich in Fluß. Der Gedanke schien auf einmal so selbstverständlich, daß ein jeder ihn gehabt haben wollte. Schon am Abend des 20. März ist er auf dem Schlachtfelde von Schwarzenberg und Radetzky besprochen worden; es wird sogar behauptet, daß jener ihn auch jetzt zuerst vorgebracht habe. Unzweifelhaft ist durch ein Schreiben Hakes vom 22. März bezeugt, daß Schwarzenberg entschlossen war, „dem Feinde auf dem Fuße zu folgen und mit dem Feldmarschall Blücher gemeinschaftlich demselben eine Schlacht zu liefern“. Die kriegerische Stimmung war allgemein seit dem Bekanntwerden der Auflösung des Kongresses von Chatillon. Wrede wollte gleichfalls der Urheber sein, auch Diebitsch und sogar der unbedeutende Wolkonsky wurden genannt. Nur der bescheidene König von Preußen hat keinen Anspruch auf Urheberschaft geltend gemacht. Sein Sohn, Prinz Wilhelm, der so peinlich korrekt im Wiedergeben von Erinnerungen war und den sein Gedächtnis so selten trog, hat in späteren Jahren als Kaiser erzählt, der Beschluß sei vom Zaren und dem Könige in einem kleinen Bauernhause nach einstündiger Beratung mit ihren Stäben gefaßt worden. „Als sie aus dem Beratungszimmer ins Freie traten, drückten beide Monarchen sich die Hände, und das Händedrücken setzte sich im ganzen Kreise der Generale und Offiziere fort. Kaiser Alexander aber sagte zu Friedrich Wilhelm III. auf französisch: »Es ist gut, daß Knesebeck nicht dabei gewesen ist, der hätte unserem Beschluß nicht zugestimmt.« Ich stand mit meinem Bruder Fritz, dem Kronprinzen, beiseite, und wir waren höchst gespannt, zu erfahren, was denn beschlossen worden sei. Da kam der König zu uns heran und unsere beiderseitige Frage war: »Papa, wohin geht's denn?« Darauf der König: »Naseweise Jungens, was geht euch das an?« Diese Antwort wurde aber mit einer solch guten Miene gegeben, daß wir das Beste glauben konnten, d. h., daß es nach Paris ginge.“

Es war wie eine allgemeine Erlösung, und ein gemeinsamer großer Gedanke beseelte das sonst so zwiespältige Hauptquartier, auch Kaiser Alexander hatte sich endlich und gründlich von seiner Depression erholt und war wieder ganz der alte. Um keine Zeit zu verlieren, erließ er im Sinne des Vereinbarten unmittelbare Befehle an seine Kosakenführer und an die zur Schlesischen Armee gehörigen russischen

Korps. Der König ergänzte Schwarzenbergs Befehl an Blücher durch ein Schreiben, das mit den Worten schloß: „Da es bei der Unternehmung auf Paris sehr wesentlich auf Übereinstimmung in den Operationen beider Armeen ankommt, so fordere ich Sie auf, die Ihrigen so einzurichten, daß diese Übereinstimmung bewirkt werde.“ Was der König tat, war kein Eingriff in die Operationen, sondern nur eine Unterstützung der Anordnungen des Oberkommandos durch seine Autorität.

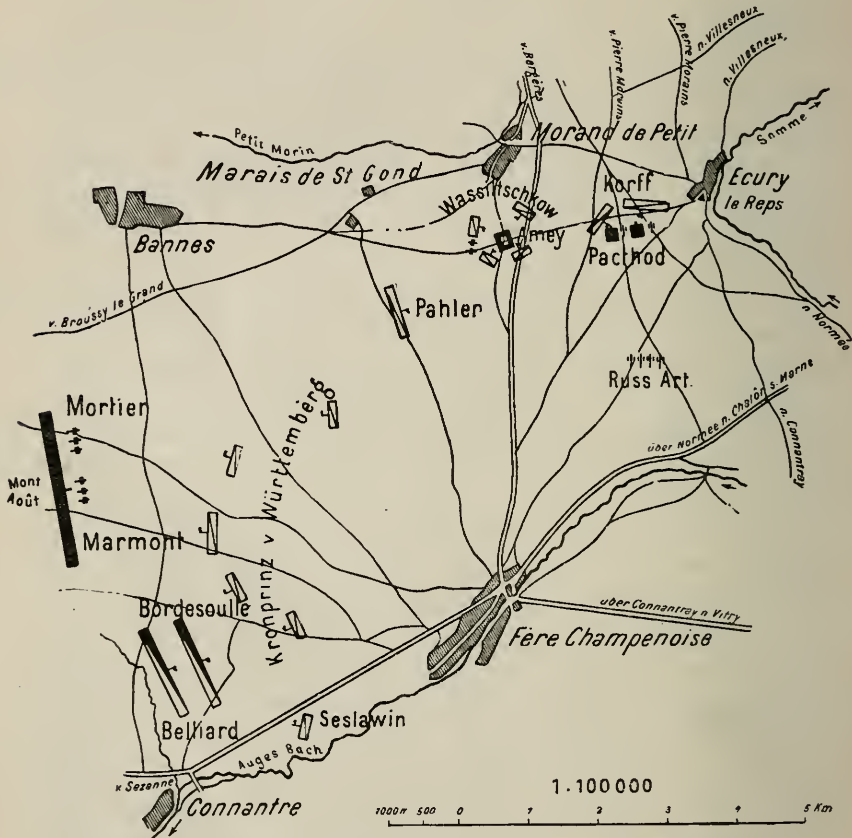
Beide Armeen traten den Abmarsch auf Paris an, während Wintzingerode mit einem starken Kavalleriekorps, dem nur wenig Infanterie beigegeben war, sich gegen Napoleon wandte, dem es, dank der Untätigkeit der Hauptarmee, gelungen war, die Armeeabteilung Macdonalds heranzuziehen. Das von preußischen und russischen Truppen besetzte Vitry fortzunehmen, gelang Napoleon nicht. Er wandte sich nach Osten. Abmarsch auf Paris.

Die schwachen Korps Marmont und Mortier, die bei Napoleons Abmarsch auf Arcis vor der Front der Schlesischen Armee zurückgeblieben waren, strebten die Vereinigung mit ihrem Kaiser an und sahen sich nun durch die Hauptarmee der Verbündeten von ihm getrennt. Schwarzenberg hatte ihre Vernichtung ins Auge gefaßt, und da beide Teile in größter Nähe die Nacht zugebracht hatten, kam es am 25. beim Vormarsch zu einer Reihe von Gefechten der Kavallerie der Verbündeten gegen die sich in der Richtung auf Paris zurückziehenden Marschälle. Als diese nachmittags westlich von Fère Champenoise erneut Aufstellung genommen hatten und 12 000 Pferde, unter dem Kommando des Kronprinzen von Württemberg vereint, ihnen zum Angriff bereit gegenüberstanden, ertönte in rückwärtiger (nordöstlicher) Richtung Geschützfeuer. Gegen den vermeintlichen Gegner wurde Kavallerie zur Aufklärung abgezweigt; diese Schwächung seiner Streitmacht und die große Ermüdung der Pferde bewogen den Kronprinzen, vom Angriff Abstand zu nehmen. Was auf dem linken Ufer der Somme heranrückte, war nicht etwa Napoleon, der seinen Marschällen zu Hilfe kam, sondern die von russischer Kavallerie der Schlesischen Armee verfolgten schwachen französischen Divisionen Pacthod und Amey, die von Sezanne einen Verpflegungs- und Munitionstransport Napoleon hatten zuführen wollen. Sie hatten, tapfer kämpfend, schon starke Verluste gehabt und ihre Fahrzeuge geopfert. Als sie westlich von Ecury anlangten, versperrte der ihnen vom Kronprinzen entgegengesandte Graf Pahlen mit seinen Reitern den Weg. Sie wurden erneut von der inzwischen verstärkten Kavallerie der Schlesischen Armee

Marmont u. Mortier.

Gefechte bei Fère Champenoise.

angegriffen und gleichzeitig von Süden durch Artillerie beschossen. Kaiser Alexander und der König waren morgens 9 Uhr von Vitry aufgebrochen, dem Kanonendonner nachgeritten und hatten auf die eingehenden Nachrichten hin beschlossen, sich zu der vom Kronprinzen geführten Armeeavantgarde zu begeben. Einer Meldung über den



Skizze 24. **Das Schlußgefecht bei Fère Champenoise am 25. März 1814.**

Anmarsch der geheimnisvollen feindlichen Kolonne wollte der Zar keinen Glauben schenken, bis er sie selbst wahrnahm. Sofort beauftragte er nun, gemeinsam mit dem Könige, den preußischen General v. Rauch, mit einer ohne Bedeckung eingetroffenen russischen reitenden Batterie jene Kolonne möglichst aufzuhalten. Allmählich kamen 30 Geschütze zusammen, die auf 1200 Schritt und demnächst auf nähere

Entfernung ihr Feuer auf die feindliche Infanterie eröffneten. Schon vorher hatte der König, der das Hinschlachten des tapferen Feindes verhindern wollte, seinen Flügeladjutanten Thile mit der Aufforderung zur Waffenstreckung zur feindlichen Infanterie entsandt. Während er noch parlamentierte, schlugen die Geschosse jener Batterie ein. Thile wurde festgehalten und entkam nachher nur mit Mühe. Der Zar befahl dann dem russischen General v. Korff, der die Verfolgung mit seiner (zur Schlesischen Armee gehörigen) Kavallerie überaus vorsichtig betrieben hatte, den Angriff. Auch der preußische Flügeladjutant v. Natzmer mußte sich an die Spitze russischer Kavallerie setzen. Wiederholte Versuche, die Franzosen zur Ergebung zu bewegen, blieben vergeblich. Der Kaiser und der König hatten sich eine Zeitlang im Feuer einer russischen Batterie (von der Kavallerie der Schlesischen Armee) befunden, die Rauchs Artillerie für feindliche hielt. Sie ritten nachher dicht an die französischen Karrees heran und gerieten mitten in das Getümmel und in die größte Gefahr. Der Zar wollte einen Angriff auf ein Karree stopfen, das schon im Begriff war, die Waffen zu strecken. Sein russischer Haltruf wurde für „Hurra" verstanden und der Angriff wurde mit allen Kräften erneut. Die beiden Divisionen wurden völlig vernichtet. Dem schwer verwundeten Pacthod gab der Kaiser seinen Degen zurück mit den Worten: „Wer sich mit solcher Bravour schlägt, darf seinen Degen nicht verlieren." Auch Wrede war seinen Truppen vorausgeeilt und die Monarchen hatten ihm das Oberkommando der Kavallerie übertragen; er ritt noch mehrere Attacken mit. Nachdem einmal die Schwäche des Gegners und die Unmöglichkeit seines Entkommens erkannt war, überwog bei beiden Monarchen das rein menschliche Gefühl. Auch Gneisenau war von Norden her auf dem Schlachtfelde erschienen und hatte sich bei den Versuchen, dem Blutvergießen Einhalt zu tun, beteiligt.

h) Die Schlacht vor Paris.

Verfolgung der Marschälle.

Die am 26. März wieder aufgenommene Verfolgung der Marschälle Marmont und Mortier blieb ergebnislos. Sie wußten sich auch dem Eingreifen Yorcks, der mit zwei Korps der Schlesischen Armee am weitesten vorgeschoben war, zu entziehen und gelangten in einigen Tagen ohne weitere Anfechtung nach Paris. Am 29. waren die Verbündeten nahe genug an der Hauptstadt, um sich ihrer noch, ohne daß eine Mitwirkung der Marschälle bei der Verteidigung zu befürchten war, ohne Schwierigkeit bemächtigen zu können, wenn man diese Aufgabe der vorn befindlichen Schlesischen Armee anvertraut

Annäherung an Paris.

hätte. Indessen beim Zaren überwog alles der Gedanke, an der Spitze seiner Garden zuerst einzuziehen. Deren Heranführung kostete Zeit, und er hätte sich sagen müssen, daß das beabsichtigte theatralische Effektstück nur mit vermeidlichem Blutvergießen zu erkaufen war. Etwas stand ihm allerdings zu seiner Rechtfertigung zur Seite; er wollte jedes Mittel benutzen, um bei Beendigung des Krieges Rußland das Höchstmaß politischen Ansehens und Einflusses zu sichern.



Skizze 25. **Die Schlacht vor Paris am 30. März 1814.**

Anstatt Paris zu nehmen, mußte die tapfere Schlesische Armee Ruhetag halten und für die Garden und Reserven den Weg frei machen. Als die Preußen am 29. auf Blüchers Befehl zu beiden Seiten der Straße Aufstellung genommen hatten und nach allen unsäglichen Mühen dieser Feldzüge ihren König zum ersten Male sahen, begrüßten sie ihn mit donnerndem Hurra — der König ritt still vorüber zum Kummer seines Sohnes Wilhelm. Es ist schwer zu sagen, was in des Königs Seele vorging — war es alter Groll gegen York?

war es das seine Eigenart verletzende abgerissene Äußere der tapferen Männer? oder konnte er das rechte Wort für die Größe des Augenblickes nicht finden?

Am Nachmittage kam das Hauptquartier nach Bondy. In einem Kriegsrat wurde der Angriff der Hauptstadt am nächsten Tage beschlossen. Man wußte, daß Napoleon endlich doch den Marsch nach dem Osten aufgegeben hatte und sich im Anmarsch auf Paris befand und daß seine Avantgarde am 28. abends Sezanne erreicht hatte. Es war also wichtig, vor seinem Eintreffen mit der Hauptstadt fertig zu werden. Dort befanden sich nur Nationalgarden und Neuformationen hinter unzureichenden Befestigungen, und selbst, wenn Marmont und Mortier sich noch rechtzeitig an der Verteidigung beteiligen konnten, verfügten die Verbündeten über eine gewaltige Übermacht. Beschluß zum Angriff.

Schwarzenberg befahl daher am späten Abend des 29. März den Angriff: die Schlesische Armee, ausschließlich des Korps Sacken und des vor Soissons zurückgebliebenen Korps Bülow, sollte die Nordfront, insbesondere den Montmartre, angreifen, die Russen und Preußen der Hauptarmee die Nordostfront mit der Höhe von Belleville und der Kronprinz von Württemberg mit zwei Korps (Österreicher und Württemberger) Vincennes und die Südostfront, während Sacken und Wrede den Rücken zu decken hatten. Die Voraussetzung, daß Blücher den Angriff bereits 5 Uhr früh beginnen könne, war unzutreffend; das verspätete Eintreffen des Befehls in seinem Hauptquartier vermehrte die Verzögerung. Angriffsbefehl.

Mit Tagesanbruch stiegen die Monarchen zu Pferde und begaben sich nach der Höhe von Romainville. Von hier beobachteten sie den Kampf in Pantin und den Angriff auf Belleville — das Oberkommando auf diesem Teile des Schlachtfeldes führte Herzog Eugen von Württemberg, nicht auf höhere Anordnung, sondern durch die Umstände veranlaßt. Bei der außerordentlichen, durch des Zaren Eingreifen und Schwarzenbergs Zurückhaltung (es waren hier keine österreichischen Truppen beteiligt) vermehrten Unklarheit der Befehlsverhältnisse war dies ein Glück. Die russischen Garden blieben auch jetzt dem Kampfe fern, der preußisch-badischen Garde-Infanteriebrigade aber gelang es, durch ihr Eingreifen bei Pantin hohen Ruhm zu erwerben, sie verlor mehr als ein Drittel ihres Bestandes. Es ist bezeichnend, wie auch hier Kaiser Alexander mit dem Ausdruck seines Dankes dem zurückhaltenden Könige zuvorkam. Auf die Meldung von den Taten der Preußen knöpfte er sein Georgenkreuz aus dem Knopfloch und übergab es dem den Bericht erstattenden Generaladjutanten mit den Wor- Schlacht vor Paris.

ten: „Überbringen Sie dieses Kreuz dem tapferen Oberst v. Alvensleben."

Auf der ganzen Linie waren die Verbündeten vorwärts gedrungen und hatten die die Stadt im Norden und Westen umfassenden Höhen sowie das Vorgelände im Südosten in Besitz genommen. Erst am späten Nachmittag hörten die letzten Kämpfe infolge der eingeleiteten Verhandlungen auf. Der König nahm sein Hauptquartier in Pantin, der Zar und Schwarzenberg gingen nach Bondy zurück. Erst am 31. früh wurde die Stadt von den französischen Truppen geräumt, und wenige Stunden später hielten die beiden Monarchen mit Schwarzenberg ihren feierlichen Einzug in die Hauptstadt, deren Bevölkerung den „Befreiern" zujubelte, der Zar strahlend in seiner Rolle als Völkerbeglücker, der König — ernst und zurückhaltend. Die Auswahl der Truppen, die den Souveränen folgte, war nicht nach Maßgabe ihrer Leistungen in diesem Kriege getroffen worden. Der Zar hatte aus politischen und dekorativen Gründen ja längst die Direktive dafür gegeben.

Räumung von Paris.

Napoleon vor Paris.

Napoleon war seiner kleinen Armee vorausgeeilt und erschien am 31. abends vor Paris. Noch hegte er eine schwache Hoffnung, durch die Gewalt seiner Persönlichkeit die Verhältnisse zu seinen Gunsten umzugestalten. Aber seine Marschälle waren nicht mehr zuverlässig, Marmont fiel von ihm ab, und nach vergeblichen Verhandlungen entschloß sich der Kaiser am 6. April zu bedingungsloser Abdankung, die er am 11. unterzeichnete. Während in den Provinzen der Krieg noch eine Weile langsam weiterbrannte, begab sich der gestürzte Imperator ins Exil nach Elba.

Napoleons Abdankung.

Der König in Paris.

Welche Wandlung für den König! Auerstedt — Tilsit — Paris. Der Mann, der ihn so lange umworben und dann so tief gedemütigt, der Herrschaft beraubt und verbannt. Er selbst in der feindlichen Hauptstadt als Sieger, im Theater pomphaft mit Gesang begrüßt und als Erretter Frankreichs gefeiert. Solch unwürdiges Gebaren der Pariser war nicht nach seinem Sinn, und, wie Frau v. Staël erzählt, ist er ganz erstaunt gewesen, daß es diesen Leuten so viel Vergnügen machte, besiegt zu sein.

Ein Besuch in England brachte dem Könige neue, ungewohnte Ovationen. Endlich im August konnte er in die Heimat zurückkehren; auch hier beim Einzuge der Truppen trat seine allzu große Bescheidenheit hervor — jeder Anklang an einen Triumph war ihm unsympathisch, und nichts lag ihm ferner als der Gedanke an erworbenen Ruhm.

4. 1815.

In Wien tagte der Kongreß, der über die neue Abgrenzung der Staaten Europas entscheiden sollte. Talleyrand, der Vertreter des ebenso unfähigen wie anmaßenden Bourbonen, den die Gnade der Verbündeten auf den französischen Thron gesetzt hatte, übte einen Einfluß, als sei Frankreich nie besiegt worden. Preußens Politik wurde nicht glücklich geleitet, und „der Anspruchslosigkeit König Friedrich Wilhelms ward", wie Treitschke sagt, „das ewige Gepränge bald unausstehlich, er sehnte sich heim zur geordneten Arbeit in seinem ruhigen Schlosse und langweilte sich gründlich auf den rauschenden Festen". Als Österreich und England sich gegen Rußland zusammenschlossen, hielt der König seinen unmittelbaren Ratgebern zum Trotz zu seinem Freunde Alexander. Nach vielen Schwierigkeiten kam der Deutsche Bund zustande, ein von vornherein nicht lebenskräftiger Organismus.

Während sich in Wien die Diplomaten noch stritten und Kabinettspolitik trieben, als wenn sie die Zeit seit der französischen Revolution gar nicht erlebt hätten, landete am 1. März Napoleon mit den neunhundert Getreuen, die ihm nach Elba gefolgt waren, an der französischen Küste. Am 20. befand er sich wieder in Paris und ergriff die Zügel der Herrschaft. Unrühmlich, wie sie wiedergekommen, verschwanden die Bourbonen. Ein neuer Krieg war unvermeidlich. Die Mächte, die den Frieden unterzeichnet hatten, erklärten den Friedensstörer in die Acht, und Armeen wurden mobilisiert und in Marsch gesetzt. Im Juni stieß das französische Heer mit den Preußen und Teilen der Armee Wellingtons in Belgien zusammen, und am 18. Juni ward bei Belle-Alliance durch Engländer, Hannoveraner, Braunschweiger und Niederländer unter Wellington und durch die Preußen Napoleons Kraft endgültig gebrochen; die Entscheidung führten die Preußen unter Blücher herbei.

Die Monarchen schlossen sich wieder dem Hauptquartier Schwarzenbergs, der die österreichische Hauptarmee am Niederrhein kommandierte, an. Am 22. Juni reiste der König dorthin ab und gesellte sich zu den bereits früher eingetroffenen beiden Kaisern. Auf die Nachricht von dem Siege von Belle-Alliance begann die Hauptarmee vorzurücken. Auf dem Marsch nach Nancy in Void erhielt der König Blüchers Meldung von der Kapitulation von Paris. Die Monarchen eilten

nun der Hauptarmee voraus und trafen am 10. Juli abends in der Hauptstadt ein. An einer Schlacht hatten sie in diesem rasch verlaufenden Kriege nicht teilnehmen, nicht einmal Zuschauer des Schlußaktes des großen Napoleondramas sein können. Das erschöpfte Europa fand in einer langen Friedensperiode Ruhe — damit findet auch die Aufgabe dieser Arbeit ihr Ende.

V. Schlußbetrachtung.

Wir sind der Entwicklung König Friedrich Wilhelms als Soldat von der Feuertaufe auf dem Schlachtfelde von Valmy an gefolgt. Wir sehen ihn dort, ausgeschlossen von der Kenntnis der Operationen, seine Brigade im Verbande ins Feuer führen. Keine Gelegenheit bietet sich zu eigenem Entschlusse, völlig mechanisch ist die ihm obliegende Tätigkeit. Auch diese endet mit dem Stocken des Angriffes. Der Kronprinz wird von den grausigen Szenen in seiner nächsten Nähe ergriffen, sie bewegen ihn mehr als der traurige Verlauf der Operationen. Daneben bleibt er in ausgesprochen jugendlicher Auffassung für allerlei freundliche Eindrücke empfänglich. Seine Aufzeichnungen über die Schlacht verraten einen so ungetrübten Blick und so genaue Beobachtung, daß über seine volle Kaltblütigkeit gegenüber der Gefahr kein Zweifel bestehen kann. Kritisch zeigt er sich eigentlich nur gegenüber der ihm unsympathischen Umgebung seines Vaters; für das unbegreifliche Einstellen des Angriffes hat er nur die Worte: „Was sollte man auch anders tun." Er erkennt also noch nicht die Unfähigkeit des Führers, des Herzogs von Braunschweig; er sieht noch lange Zeit in ihm den großen Feldherrn. Auch der schon damals geoffenbarte Bankrott des herrschenden Systems der Kriegführung bleibt ihm noch verborgen — wie so vielen Älteren und Erfahreneren. Wir finden ihn dann wieder vor Mainz, als Kommandeur der Reserve ohne befriedigende Aufgabe, trotzdem bei einem Schanzensturm an der Spitze anderer Truppen ritterlich sein Leben einsetzend. Die unmittelbar darauf folgende Einschließung von Landau bringt ihm ein selbständiges Kommando, aber keine entscheidende Tätigkeit, keine Gelegenheit, sich zu bewähren und Ruhm zu ernten. Ohne Kummer scheidet er vom Heere, um sich einen häuslichen Herd zu gründen. Das folgende Jahr bringt ihm den dritten Feldzug in Polen. Mißgestimmt trifft er im Königlichen Hauptquartier ein und zum ersten Male kommt zum Ausdruck, daß er sich nach ernster Mitwirkung in einer Schlacht sehnt; Ruhm will er erwerben unter des Königs Augen, und schärfer denn je tritt der Konflikt mit dem Vater hervor, als

dieser ihn mit einem selbständigen Auftrage von sich entfernt. Mit dem Scharfblick des Pessimisten erkennt er, wie bei der ihm befohlenen Unternehmung keine Ehre einzulegen ist. Dann wird ihm ein größeres Tätigkeitsfeld angewiesen, aber der Feldzug krankt an Unentschiedenheit, und der Kronprinz erhält keine Gelegenheit zu verantwortlichem Handeln. Er sehnt sich nach seinem Heim, und man gewinnt den Eindruck, als habe die dauernde Unsicherheit der Politik und das Meiden der Entscheidung auf dem Schlachtfelde ihn abgestumpft gegen die dem Staate Preußen drohende Gefahr. Diese drei Jahre Feldleben ohne wahren Krieg waren die übelste Schule für einen von Natur friedfertigen und infolge seiner Charakteranlage schnellem Entschluß abgeneigten Thronfolger. Er empfing falsche Vorstellungen vom Kriege — solche Kriegführung konnte ihm weder imponieren, noch ihn anregen. Eine lebhaftere, unternehmendere Natur wäre zur Opposition gereizt worden und hätte sich gegen die Methode der alten Heerführer aufgelehnt. Friedrich Wilhelm aber besaß neben der Gabe zu selbständiger Beobachtung einen starken Autoritätsglauben. Beide Eigenschaften offenbaren sich in den im Jahre vor seinem Regierungsantritt niedergeschriebenen Urteilen; neben der uneingeschränkten Bewunderung für den Herzog von Braunschweig, für Hohenlohe, für Kalckreuth und für Rüchel finden wir recht absprechende Äußerungen über weniger Hochstehende — ein „ordinärer General" ist eine häufige Wendung. Bemerkenswert ist auch, wie immer wieder das rein menschliche Empfinden in den Vordergrund tritt — brüskes Betragen gegen Untergebene schließt ihm stets einen schweren Vorwurf ein.

Zur Regierung gelangt, sehen wir den jungen König zunächst eine ideale Richtung anstreben. Von Natur zurückhaltend und von geringem Selbstvertrauen, nur langsam gereift, ohne System erzogen, künstlich vom großen Getriebe isoliert, erfüllt von den unklaren Völkerbeglückungsideen der Zeit, fühlt er das Bedürfnis eines väterlichen Freundes und Beraters. Unzureichende Menschenkenntnis und eigenartige Abneigung gegen sich laut äußernde Kraftnaturen lassen ihn fehlgreifen. Köckritz, der ihm raten soll, ist eine Null. Das ist nicht das Schlimmste, aber alle seine Bestrebungen, die schon von seinem Vater angebahnten militärischen Reformen auszugestalten, scheitern an zu langem Suchen und Erwägen, am Zurückschrecken vor energischen Neuerungen und an der Schwierigkeit, die ihm jede Entscheidung bereitet. Den Blick für viele Schäden hat er gewonnen, mit unendlichem Fleiße erwogen, geprüft und immer wieder geprüft, und doch bleibt in der Armee alles beim alten. Den Frieden will

er um jeden Preis erhalten, und üble Berater bestärken ihn in der irrigen Meinung, daß dies Ziel durch grundsätzliche Neutralität, durch diplomatisches Hinhalten und Aufstellen von Heeren, mit der Absicht, sie nicht zu gebrauchen, zu erreichen sei. Er versäumt daher den rechten Zeitpunkt zu entschiedenem Anschluß, verscherzt das Vertrauen aller und isoliert seinen Staat. Immerhin bewahrt er königlichen Sinn und will sich nicht dazu verstehen, einen erniedrigenden Vertrag gutzuheißen. Er entschließt sich zum Kriege, um einer Demütigung zu entgehen, aber zu spät, und als der Entschluß gefaßt ist, versäumt er, die Gesamtkräfte daranzusetzen, und in allzu großer Bescheidenheit überträgt er die Heerführung einem anderen. Der gegebene Augenblick zum Losschlagen wird versäumt. Weil der König klar sieht, verfällt er in Niedergeschlagenheit, und doch erlaubt ihm sein tiefer Respekt vor dem Herzog von Braunschweig, den er wie ein Vermächtnis seines vergötterten Großoheims betrachtet, nicht, ihm die Zügel zu entreißen. Aber es entgeht ihm doch nicht, daß am Abend vor der Schlacht es am Notwendigsten fehlt, an der Aufklärung; er verlangt nach Blücher, der das Versäumte nachholen soll. Wir sehen den Soldaten im König erwachen. Die Schlacht von Auerstedt ist der Wendepunkt. Er führt noch nicht das Kommando, aber von Anfang an finden wir ihn auf dem Platze, auf den der Feldherr gehört, und als der Herzog in so tragischer Weise außer Gefecht gesetzt wird, da tut König Friedrich Wilhelm, was er kann. In allen Phasen des Gefechts ist er tätig gewesen, und nichts ist ungerechter und den Tatsachen widersprechender, als der immer wiederholte Satz, er habe weder den Oberbefehl übernommen noch etwas dafür getan, daß er in zweifelsfreier Weise ausgeübt werde. Der einzige nicht abzuweisende Vorwurf, daß nicht die gesamten Reserven zur Wiederherstellung der Schlacht eingesetzt wurden, findet seine psychologische Erklärung in dem Eintreffen jenes Briefes Napoleons gerade in jenem entscheidenden Augenblick. In seiner taktischen Auffassung erweist sich der König, wenn man sein Tun vorurteilslos verfolgt, in überraschender Weise seiner Zeit voraus. Seine persönliche, über jedes Lob erhabene Tapferkeit erkennen schon damals selbst seine Feinde an, und sein Verhalten beim Rückzuge hat in schlichten und ergreifenden Worten einer charakterisiert, der über jeden Verdacht des Byzantinismus erhaben ist, — Blücher. Ist im Könige, als es zum Kampfe geht, der Soldat erwacht, so bringt die Schlacht selbst die schlummernden Kräfte zur Entfaltung. Was drei Feldzüge bei dem von jeder entscheidenden Einwirkung ausgeschlossenen Kronprinzen nicht zu bewirken

vermocht hatten, das bewirkt jetzt das Gefühl königlicher Verantwortung. Auch das hatte bisher nur drückend auf ihm gelastet. Als er seine eigene Person einsetzen kann für sein Preußen, da weicht der Druck, er vermag sich schneller zu entschließen, zu befehlen und folgerichtig zu handeln. Jener unselige Zwischenfall mit Napoleons Brief bewirkt die einzige Abweichung — allerdings eine entscheidende. Der König erlebt Unerhörtes, eine Niederlage, wie sie Preußen noch nicht kannte, — im tiefsten Unglück setzt er sich nieder und gibt sich selbst ehrlich Rechenschaft über die einzelnen Vorgänge beim Zusammenbruch und über dessen Ursachen; es ist das älteste und zusammenhängendste Dokument über die Schlacht; was mehr ist, es gewährt einen wunderbaren Einblick in des Königs Auffassung. In kühler Abwägung offenbart er ein so außerordentliches Verständnis für die Ursachen des Unheils, daß, wie er später selbst bekannt hat, nur sein pietätvoller Autoritätsglaube erklärlich macht, wie bei solcher Erkenntnis des Herrschers die Katastrophe möglich war. Das Bekenntnis ist die Frucht der ersten Ruhepause auf der Flucht nach Osten; auf der nächsten — in Graudenz — erfolgen Anweisungen für die Verteidigung, bei der geringen Kenntnis der Gesamtlage nur Einzelheiten, dann in Osterode ein Operationsplan, höchst angreifbar vom Standpunkte der Strategie und der Abschätzung der Kräfte, erklärlich vom Standpunkte der Politik und rühmlich als Bekenntnis des tapferen Entschlusses zur Fortführung des Kampfes. Hieran schließen sich überraschende Erwägungen taktischer Natur, ein Niederschlag der in kurzer Zeit abgeklärten traurigen Erfahrungen von Auerstedt, durchaus eigene Arbeit, die fast umgehend in einer Anweisung für die Führer praktisch nutzbar gemacht und dann nach den ersten Schlachten des Befreiungskrieges erneuert wird. Wir erfahren nun noch, wie der König über die unmittelbare Fortsetzung des Krieges denkt, aber bald tritt er resigniert ganz in den Hintergrund, weil er mit Recht den Gesichtspunkt voranstellt, dem stärkeren Bundesgenossen, dem er nicht mehr viel zu bieten hat, die Führung zu überlassen. Es folgt der völlige Niederbruch, die Zeit der tiefsten Demütigung und der stillen Vorbereitung für die Wiedergeburt. Abermals herrschen unentschlossene Stimmungen vor, die besten und befähigtsten Männer fühlen sich verletzt und beklagen eine unzureichende Förderung der guten Sache, und doch arbeitet der König unentwegt an der Gesundung des Staats- und Heerwesens. Auch heute noch läßt sich streiten, inwieweit er in einzelnen Fällen selbst schöpferisch war, inwieweit die Gedanken der anderen fördernd

oder hemmend. Nicht immer verlegt er den Nachdruck auf das Wichtigste, aber niemand kann ihm die treue hingebende Arbeit, die ehrliche Überzeugung, das Richtige zu tun, bestreiten, und schließlich ist er es doch, der für alle die tief eingreifenden Neuerungen, die den Grund zur Wiedergeburt Preußens legen sollen, allein die Verantwortung übernehmen muß, vor seinem eigenen Gewissen, vor seinem Volke und vor der Geschichte, weder durch verantwortliche Minister, noch durch eine Volksvertretung gestützt. Bevor die Stunde der Befreiung schlägt, kommt eine Periode der diplomatischen Verstellung, ein unerquickliches Doppelspiel, unvermeidlich, wenn Preußen — noch unter des Bedrückers Aufsicht — sich kriegsfertig machen soll. Bei Beginn des Befreiungskrieges finden wir den König vorsichtig und zurückhaltend, weil die Rüstungen noch nicht vollendet sind, und weil sein unentwegtes Streben, durch einen Hinzutritt Österreichs zu seinem Bündnis mit Rußland eine unbedingte numerische Überlegenheit über den durch seine Persönlichkeit so gewaltigen Gegner herbeizuführen, noch vergeblich des Erfolges harrt. Das Vordringen des Feindes aber, das ihm erneut den Rest seiner Staaten zu entreißen droht, veranlaßt ihn zu entschiedener Zustimmung zu einer Schlacht. In idealer Bündnistreue und im Hinblick auf das Endziel der Befreiung jede Rücksicht auf persönliche Machtbefugnis im Kriege hintenansetzend, mutet er auch seinen Generalen vielfache Entsagung zu. Die preußische Armee bleibt nicht geschlossen, sondern wird auf die verschiedenen Armeen verteilt. So waltet wohl überall ein gewisser preußischer Einfluß, nur an einer Stelle aber preußisches Übergewicht, und zwar nicht da, wo der König ist, der sich dem Hauptquartier des Oberkommandos anschließt. Dadurch beschränkt er sich von vornherein für die Schlacht auf die Rolle eines Zuschauers. Wir haben sein Verhalten in den einzelnen Schlachten kennen gelernt und gesehen, wie konsequent er in seiner Zurückhaltung beharrt, aber keinen Fall vorübergehen läßt, in dem er durch sein Erscheinen am Gefahrspunkt und rückhaltloses Einsetzen seiner Person moralisch zu nützen, oder, ohne den Kreis des zum Befehl Berufenen zu stören, helfend einzugreifen vermag. Wo es not tut, nimmt er ohne Zögern die Verantwortung für eine Schlacht auf sich. Bei Groß-Görschen hält er im mörderischen Ortsgefecht bei den Seinen, in heller Freude, daß sie sich des alten Namens wert zeigen. Die Schande von Auerstedt scheint ihm ausgelöscht. Die Preußen fühlen sich als Sieger, und niemand fügt sich am nächsten Tage unwilliger dem Rückzuge als ihr König. Er widersteht der Versuchung, mit seinen Truppen die eigene Hauptstadt

zu decken, lieber will er sie der Zerstörung im Kampfe preisgeben, als die große Sache gefährden. Er widerstrebt dem dauernden Zurückgehen, und in seinem Sinne ist es, wenn bei Bautzen nochmals der Kampf angenommen wird. Als dann nach dem Waffenstillstande die Operationen im Verein mit Österreich wieder beginnen, ist er es, der bei Dresden energisch sich davor verwahrt, allein vor Napoleons persönlichem Erscheinen, ohne sich geschlagen zu haben, zurückzuweichen, und auf dem Rückzuge durchs Erzgebirge ist er es wieder, der die gefährliche Lage klar übersieht und die Russen bewegt, bei Priesten standzuhalten, der von allen Seiten Verstärkungen heranholt, der auch Kleist zum Eingreifen veranlaßt, — kurz, der König ist der Held von Kulm. Er hält sich in der Folge wieder bescheiden zurück, und als es nicht mehr vorwärts gehen will, entfernt er sich ungeduldig vom Hauptquartier, um wieder zur Stelle zu sein, als es zur Völkerschlacht bei Leipzig kommt. Dort muß er sich beschränken, Zuschauer zu bleiben, aber er ist doch der einzige, der rechtzeitig an die Verfolgung denkt und sie von seiten der Schlesischen Armee in die Wege leiten läßt.

Als die französische Armee über den Rhein zurückgedrängt wird, sehnt sich der König nach Frieden. Es ist nicht mehr jene allgemeine Friedensstimmung der Jugendzeit, sondern die Sorge, daß das so schwer wieder Errungene erneut in Frage gestellt werden könne. Schließlich gibt er den treibenden Kräften nach, und während die Hauptarmee und mit ihr das Hauptquartier der Monarchen den Rhein aufwärts marschiert, vermag er es sich nicht zu versagen, mit seinen beiden Söhnen dem Kampf um den Rheinübergang des Korps Sacken bei Mannheim am Neujahrstage beizuwohnen. Als auf französischem Boden bei La Rothière die erste Schlacht geschlagen wird, sieht er ihr an der Seite seines kaiserlichen Freundes zu — es waren so gut wie keine Preußen dabei, und jeder Eingriff wäre ein Fehler gewesen, aber die Kämpfe am nächsten Tage finden ihn bereits wieder im wirksamen feindlichen Feuer. So sehr er politisch den baldigen Frieden anstrebt, so unzufrieden bleibt er mit der zögernden Heerführung und wiederholt erklärt er sich bereit, mit seinen Truppen sich den Russen zu energischerem Kriege anzuschließen. Als nach der zweiten Trennung der Schlesischen Armee die Hauptarmee ohne Not zurückweicht, ist er es, dessen Überredung den Oberfeldherrn zum Einstellen des Rückzuges bewegt, er, der es durchsetzt, daß, als man den soeben gefaßten Offensiventschluß wieder bereut, es doch zur Schlacht bei Bar sur Aube kommt. Weil er die übernommene Verantwortung tief fühlt und über keine eigenen Truppen verfügen kann, setzt er sich selbst ein und seine

beiden ältesten Söhne, und so kämpft hier Preußen in seiner höchsten Potenz. Das ist sein zweiter Ruhmestag im Befreiungskriege. Er aber sucht nicht Ruhm. Bei Arcis sur Aube ist er wieder der stille Zuschauer. Er verweilt bis zum letzten Augenblick auf dem Schlachtfelde, dem der Zar am zweiten Schlachttage fern bleibt. Als dieser sich dann von seiner Depression erholt und — anscheinend gleichzeitig mit Schwarzenberg — den Vorschlag macht, mit allen Kräften auf Paris zu marschieren, stimmt ihm der König rückhaltlos zu, ohne später, wie so viele andere, einen Anteil an der Urheberschaft zu beanspruchen. Bei Fère Champenoise waltet er dem ebenso tapferen als schwachen Gegner gegenüber mehr menschlich als als Feind. Vor Paris wohnt er dem Schlußkampfe bei. An den Kämpfen der hundert Tage kann er ebensowenig wie die anderen Souveräne teilnehmen. Nun beginnt für sein Land eine lange, weit über sein Lebensende hinaus dauernde Friedenszeit.

Wer sich mit König Friedrich Wilhelms Verhalten in der Schlacht beschäftigt, könnte sich versucht fühlen, mit Bar sur Aube abzuschließen. Und doch ist auch sein Zurücktreten während des letzten Teiles des Feldzuges, nachdem die Offensive unaufhaltsam in Fluß gekommen ist, bezeichnend für ihn. Immer bleibt es lehrreich, ihn auf dem Schlachtfelde, selbst wenn er in der Rolle eines Zuschauers verbleibt, mit Kaiser Alexander zu vergleichen; jener kaltblütig, ruhig und einfach, selbst in der Äußerung von Freude und Dank karg, — dieser ebenso tapfer, doch immer ein wenig posierend und überschwenglich in Gnadenbezeigung. Stets überstrahlt er den allzu bescheidenen König und beeinträchtigt ihn durch den Gegensatz seines glänzenden Wesens in den Augen der Zeitgenossen und der Nachwelt.

Das Schlimmste für des Königs Beurteilung war das Wohlwollen derer, die vermeinten, durch Schweigen seinem Andenken am meisten zu nützen. Hier sollte nachgewiesen werden, daß dies verfehlt war und daß König Friedrich Wilhelm als Soldat in der Beurteilung nur gewinnen kann, wenn man auf sein Tun ein möglichst helles Licht wirft. Für ihn gilt im höchsten Grade jenes Motto Spinozas, das die Richtschnur jeder kriegsgeschichtlichen Untersuchung bilden sollte: „Nicht belachen, nicht betrauern, auch nicht verwünschen, sondern verstehen!“ Wenn wir die Geschichte prüfen und den König zu verstehen versuchen, werden wir auf das Urteil Treitschkes zurückkommen, mit dem diese Untersuchung eingeleitet wurde, und wir werden uns sagen müssen, daß die Gefahr des Schlachtfeldes, die er als solche nicht empfand, befreiend auf ihn wirkte, und daß im Augenblick der größten

Verantwortung, unmittelbar gegenüber dem Feinde — ja sogar schon, wenn es sich darum handelte, den Entschluß zum Kampfe zu fassen, — die schlummernden trefflichen Eigenschaften sich entfalteten, nachdem er einmal in der furchtbaren Katastrophe von Auerstedt die Träume vom ewigen Frieden abgeschüttelt hatte und als mannhafter Krieger erwacht war. Auch den angeborenen und anerzogenen „Widerwillen gegen das Geniale, Kühne, Außerordentliche" überwand er in der Schlacht mühelos. Er selbst war dann imstande, ohne zu zaudern und lange zu überlegen, Entschlüsse zu fassen. Er blieb ruhig in kritischer Lage und dachte auch über den unmittelbaren Erfolg hinaus an die Ausnutzung des Sieges. Sein nüchterner Verstand erhob sich dann über das Gewöhnliche, und der schlichte König war in der Schlacht eine wahre Heldengestalt. Die Tapferkeit war ihm Natur, und nie tat er etwas, um zu glänzen.

Anhang.

Benutzte Quellen und Bemerkungen zu den Quellen.

A. Allgemeines.

Bailleu, Preußen und Frankreich von 1795 bis 1807. Diplomatische Korrespondenzen. Berlin 1887. — Ders., Briefwechsel zwischen König Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise mit Alexander I. Berlin 1900. — v. der Boeck, Boyen, Berlin 1906. — Benicken, König Friedrich Wilhelm III. Sein Leben und sein Wirken. Quedlinburg und Leipzig 1840—1843. — v. Conrady, Leben und Wirken des Generals der Infanterie C. v. Grolman. Berlin 1894—1896. — Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Graf York v. Wartenburg. 10. Aufl. Berlin 1897. — Eylert, Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs Friedrich Wilhelm III. Magdeburg 1843—1846. — Fournier, Napoleon I., 2. Aufl. Wien 1905—1906. — v. Hippel, Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelms III. Bromberg 1841. — Klippel, Das Leben des Generalleutnants v. Scharnhorst. Leipzig 1869—1871. — Klöden, Lebens- und Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelms III. Berlin 1840. — M. Lehmann, Scharnhorst. Leipzig 1886—1887. — Ders., Freiherr vom Stein. Leipzig 1902—1904. — Lenz, Napoleon. Bielefeld und Leipzig 1906. — Meinecke, Das Zeitalter der deutschen Erhebung (1795 bis 1815). Bielefeld und Leipzig 1906. — Ders., Das Leben des Generalfeldmarschalls v. Boyen. Stuttgart 1896. — Frhr. Menu v. Minutoli, Beiträge zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelms III. Berlin 1843. — Fürst v. Metternich-Winneburg und v. Klinckowström, Aus Metternichs nachgelassenen Papieren Wien 1887. — Graf v. Montgelas, Denkwürdigkeiten des Bayerischen Staatsministers, im Auszuge übersetzt von Frhr. v. Freyberg-Eisenberg. Stuttgart 1852. — Napoléon I., Correspondance. III—XV. Paris 1858—1869. — Napoléon I., Lettres inédites (Lecestre). Paris 1897. — Nippold, Erinnerungen aus dem Leben des Generalfeldmarschalls v. Boyen. Leipzig 1889—1890. — W. Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskriege. Berlin 1876—1879. — Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein. Berlin 1850—1855. — Pertz-Delbrück, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt v. Gneisenau in 4 Bänden. Berlin 1864—1867. — Dasselbe von Delbrück in 2 Bänden. 2. Aufl. Berlin 1892. — v. Ranke, Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg (einschließlich seiner eigenhändigen Memoiren). Leipzig 1877. — Rühl, Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III., vorzugsweise aus dem Nachlasse v. Stägemanns. Leipzig 1899—1904. — (v. Schulz) Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792. Leipzig 1827—1853. — v. Treitschke,

Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. I Leipzig 1879. — Neununddreißig Jahre am preußischen Hofe. Aus den Erinnerungen der Oberhofmeisterin Gräfin v. Voß. Berlin 1894. — Graf Yorck v. Wartenburg, Napoleon als Feldherr. Berlin 1887—1888.

B. Außerdem für die einzelnen Abschnitte.

Zu I. Die bisherige Beurteilung Friedrich Wilhelms III.

Arnim, Vertraute Geschichte des Preußischen Hofes und Staates seit Beendigung des dreißigjährigen Krieges. Berlin (ohne Jahr). Das Zitat aus „Mirabeau" ist aus diesem Werk entnommen. — v. Blume, Kaiser Wilhelm der Große und Roon (Erzieher des preußischen Heeres). Berlin 1906. — v. Clausewitz, Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe. Kriegsgeschichtliche Einzelschriften des Großen Generalstabes, Heft 10. Berlin 1888. — (v. Cölln), Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am preußischen Hofe. Amsterdam und Köln 1807 bis 1809. — Liman, Hohenzollern 1905. — Scherr, Blücher, seine Zeit und sein Leben. Leipzig 1862. — Vehse, Illustrierte Geschichte des preußischen Hofes, fortgesetzt von Vehse redivivus. Stuttgart (ohne Jahr).

Zu II. Friedrich Wilhelm III. als Kronprinz.

Zu 1. Die Kanonade von Valmy 1792.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen, „Reminiszenzen aus der Kampagne in Frankreich vom 19. August bis 23. Oktober 1792". Das Original befindet sich im Königlichen Hausarchiv, eine Abschrift im Kriegsarchiv des Großen Generalstabes; abgedruckt mit Fortlassung einzelner Namen, im Militär-Wochenblatt, Beiheft für November und Dezember 1846. Die Reminiszenzen sind durchweg eigenhändig vom Kronprinzen niedergeschrieben. Auf dem Umschlage findet sich von derselben Hand der Vermerk „März 1803". Ohne diese Angabe müßte die Unmittelbarkeit und Frische der Darstellung den Eindruck eines gleichzeitig mit den Ereignissen geführten Tagebuchs erwecken, wofür auch die wechselnde Art der Schrift und der Tinte spräche. Auffallend ist der Unterschied zwischen der hier sich offenbarenden Unbefangenheit und stellenweise sogar Heiterkeit mit dem schwermütigen Ernst der nur zwei Jahre später an Major v. Schack geschriebenen Briefe. Die Datierung auf dem Umschlag könnte sich daher wohl auf eine letzte Durchsicht beziehen, wenn nicht einzelne Bemerkungen im Text ausdrücklich auf Abfassung erst nach dem Kriege hinwiesen, am deutlichsten eine gleichzeitig mit dem Schlußabschnitt geschriebene Fußnote, in der von dem französischen Gesandten Hedouville die Rede, der „jetzt" Gesandter in Petersburg ist; — das war von 1801 bis 1804 der Fall, stimmt also mit der Datierung „März 1803". Die vorerwähnten inneren Gründe machen es indessen höchst wahrscheinlich, daß den „Reminiszenzen" sehr ausführliche unmittelbare Aufzeichnungen, die vielleicht wörtlich benutzt sind, zugrunde gelegen haben.

C. Frhr. v. der Goltz, Von Roßbach bis Jena und Auerstedt. 2. Aufl. Berlin 1906. — Goethes Werke. 21. Bd. Kampagne in Frankreich 1792. Bekanntlich erzählt Goethe in dieser 1821—1822 aus Briefen und Tagebüchern für den Druck bearbeiteten Darstellung gleichfalls die Geschichte vom Ritt des Prinzen Louis Ferdinand über die Vorposten hinaus, indessen mit der Version, daß er selbst auf Bitten des betreffenden Feldwachtkommandanten, den er als Husarenoffizier bezeichnet

(— das Regiment Herzog von Sachsen-Weimar war ein Kürassier-Regiment —) den Prinzen zum Zurückreiten bewogen habe. — Kriegsgeschichtliche Abteilung des K. u. K. Kriegs-Archivs, Krieg gegen die französische Revolution 1792 bis 1797. II. Bd. Feldzug 1792. Wien 1905.

Zu 2 Die Belagerung von Mainz und Landau 1793.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen, „Journal meiner Brigade oder des Corps de Reserve in der Kampagne am Rhein". Das eigenhändige Original im Königlichen Hausarchiv; abgedruckt im Militär-Wochenblatt, Beiheft für November und Dezember 1846.

Dechend, Pr.-Lt., Ein amtliches Kriegstagebuch über die Belagerung von Mainz 1793. Von Leutnant und Adjutant A. F. Duncker auf Befehl des Landgrafen Wilhelm IX. von Hessen-Kassel geführt. Jahrbücher für Armee und Marine. 66. Bd. Januar bis Mai 1888. — C. Frhr. v. der Goltz, Von Roßbach bis Jena und Auerstedt. 2. Aufl. — Goethes Werke, 21. Bd., Belagerung von Mainz. — Großer Generalstab, Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Heft 16. Berlin 1893. Pirmasens und Kaiserslautern. — C. Ritter v. Xylander, Anteil der Kurpfälzischen Kavallerie in den Feldzügen 1790—1796. Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Heft 9, Berlin 1888.

Zu 3. Der Feldzug in Polen 1794 und die Zeit bis zum Regierungsantritt.

„Korrespondenz Friedrich Wilhelms II. mit Friedrich Wilhelm III. über die Polnische Kampagne 1794" und „Briefe des Adjutanten Major v. Schack an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, nebst Schreiben des letzteren an den ersteren 1794" — im Königlichen Hausarchiv, noch nicht gedruckt.

Der polnische Insurrektionskrieg im Jahre 1794. Von einem Augenzeugen. Berlin 1797. — C. Frhr. v. der Goltz, Von Roßbach bis Jena und Auerstedt, 2. Auflage.

Des Kronprinzen „Instruktion für meinen Generaladjutanten, Major v. Köckritz, wonach er sich richten wird, wenn ich König bin", S. 40, wird von Klippel in seinem „Leben Scharnhorsts" (Bd. 3, S. 6) nach „Charakteristik Friedrich Wilhelms III. und den bedeutendsten Personen an seinem Hofe" mitgeteilt.

Zu III. Die große Katastrophe 1806/07.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen, „Kurzgefaßte Bemerkungen über die bei der Rheinarmee und in Polen angestellt gewesenen Generals, so noch in activité, die ich persönlich zu beurteilen Gelegenheit gehabt" — im Juni 1796 eigenhändig niedergeschrieben; im Königlichen Hausarchiv, bisher nicht gedruckt.

Kriegsarchiv des Großen Generalstabes: Akten der Untersuchungskommission von 1808; außer den vom Generalstabe in „1806" veröffentlichten vornehmlich E. I. 74 u. E. III. 1, 3, 4 u. 11, außerdem E. I. 214 u. E. II. 126.

Geheimes Staatsarchiv. Rep. 92. Nachlaß König Friedrich Wilhelms III., B. X. 1., „Eigenhändige Aufzeichnungen des Königs über die Taktik, die gegen die Franzosen zu verwenden" und „Aufzeichnungen des Königs über die weiteren Operationen gegen die Franzosen", abgedruckt im Militär-Wochenblatt,

Beihefte zu Oktober 1854 bis Juni 1855 unter dem Titel „Die Reorganisation der preußischen Armee nach dem Tilsiter Frieden“. Die „Instruktion für die Generale in Ostpreußen“ siehe auch bei Höpfner, Bd. 3, T. 2, S. 717. Der eigentliche Operationsplan im Eingange des zweiten Aufsatzes, beginnend mit den Worten: „Bei einer Fortsetzung des Krieges mit Frankreich“, war bisher nicht abgedruckt.

Bailleu, Prinz Louis Ferdinand. Deutsche Rundschau, Bd. XII, 1. u. 2. Heft. Berlin 1885. — Ders., Die Schlacht von Auerstedt. Eigenhändige Relation König Friedrich Wilhelms III. Deutsche Rundschau, Bd. XXVI., 1. Heft., Berlin 1899. Dabei eine französische Aufzeichnung der Königin Luise über den 13. Oktober 1806 — von mir deutsch wiedergegeben, und ein Brief des Königs an sie vom 15. Oktober. — Ders., Königin Luise im Kriege von 1806. Deutsche Rundschau 1906/07, 1. Heft. — Borkowsky, Auf dem Schlachtfelde von Auerstedt. Beilage zur Allgemeinen Zeitung, München 1899. — v. Clausewitz, Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe. — C. v. W. (Freiherr v. Müffling sonst Weiß gen.), Operationsplan der Preußisch-Sächsischen Armee im Jahre 1806. Weimar 1807. — Foucart, Campagne de Prusse (1806). Jena, Paris 1885. — Gallerie preußischer Charaktere. Germanien 1808. — Großer Generalstab, Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 1. Berlin 1885. Die preußischen Kriegsvorbereitungen und Operationspläne von 1805. — Ebenda, Heft 2, 1883. Aus dem kriegsgeschichtlichen Nachlaß des Prinzen August von Preußen. — Großer Generalstab, kriegsgeschichtliche Abteilung II, 1806. Das Preußische Offizierkorps und die Untersuchung der Kriegsereignisse. Berlin 1906. — Ders. (Jany), Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des Preußischen Heeres. 5. u. 6. Heft. Berlin 1903 u. 1904. — Ders., Kriegsgeschichtliche Abteilung I, Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik. Der Schlachterfolg. Berlin 1903. — C. Freiherr v. der Goltz, Roßbach und Jena. Berlin 1883. Die 1. Auflage enthält für diese Periode mehr Urkundenmaterial als die bereits wiederholt angezogene 2. mit dem Titel „Von Roßbach bis Jena und Auerstedt“. — Ders., Die wahren Ursachen der Katastrophe 1806. Deutsche Rundschau 1905/06, Heft 7. Berlin 1906. — Graf Henckel v. Donnersmarck, Erinnerungen aus meinem Leben Zerbst 1846. — Hintze, Preußische Reformbestrebungen 1806, Historische Zeitschrift, 76. Band, 1896. — v. Höpfner, Der Krieg von 1806 und 1807. Berlin 1850. Die Akten des Kriegsarchivs, auch die der Untersuchungskommission sind meist wörtlich benutzt. Das Werk hat daher bleibenden hohen Wert. — Kunhardt v. Schmidt, Statistische Nachrichten über das Preußische Offizierkorps von 1806. Beihefte zum Militär-Wochenblatt 1901. — Ders., Zur Begründung der Verlustangaben auf den Grabdenkmälern in Vierzehnheiligen und Hassenhausen. Militär-Wochenblatt Nr. 139, 1906. — v. Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806 und 1807. Berlin 1891. — v. Lignitz, Scharnhorst. Berlin 1905. — Lipp, Die Schlacht bei Auerstedt. „Die Zukunft“ Nr. 2. Berlin 1906. Auszug aus dem „Journal historique de la campagne de Prusse en 1806, faite par le 3ième Corps de la Grande Armée“ von Oberst Le Grand. Bereits bei Foucart abgedruckt. Der Anspruch auf neue „Enthüllungen“ ist unberechtigt. — v. der Marwitz, Aus dem Nachlasse des Generalleutnant. Berlin 1852. — v. Massenbach, Historische Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des Preußischen Staates seit dem Jahre 1794, nebst seinem Tagebuche über den Feldzug 1806. Amsterdam 1809. — Ders., Memoiren zur Geschichte des Preußischen Staates unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. und Friedrich Wilhelms III. Amsterdam 1809. — Militär-Wochenblatt 1906.

Eine Reihe von Aufsätzen „Vor hundert Jahren“. — A. Pfister, Der Preußische Alcibiades. Velhagen und Klasings Monatshefte. Band 21, Heft 2. Berlin 1906. — Aus Rüchels Nachlaß. Jahrbücher für die Deutsche Armee und Marine. April bis Juni 1878. Berlin. — R v. L. (Rühle v. Lilienstern), Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzuge 1806. Tübingen 1809. — Schiemann, Friedrich Wilhelm III. und Alexander I. in ihren gegenseitigen Beziehungen. Beilage zur Allgemeinen Zeitung. München 1900. — Ders., Geschichte Rußlands unter Nikolaus I. Bd. 1. Kaiser Alexander I. Berlin 1904. — Graf v. Schlieffen, „1806“. Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 3. Jahrgang, 4. Heft. Berlin 1906. — Schwarz, Leben des Generals v. Clausewitz. Berlin 1878. — Täglichsbeck, Das Füsilierregiment Prinz Heinrich von Preußen (Nr. 35) 1748—1806. Berlin 1901. — Vandal, Napoléon et Alexandre I. L'alliance russe sous le premier empire. Paris 1891—1896.

Zu IV. Die Befreiungskriege.

Zu 1. „Die Zeit der Vorbereitung“ und 2. „1813“ (ausschließlich Spezialia für Kulm).

Kriegsarchiv des Großen Generalstabes. Im besonderen I. C. 2. I. u. II. u. II. B. 25 – aus Knesebecks Nachlaß; I. C. 3. u. 6. (in diesem Korrespondenz des Majors v. Thile); I. C. 16. I. u. 19; I. E. 1, 8, 14, 19 u. 53; III. E. 3, 11, 24, 60 (Journal der Operationen der Armee unter Blücher) u. 63 (Tagebuch des I. Armeekorps und ein Aufsatz von Müffling „Operationen der Schlesischen Armee“); III. J. 10, 11, 17 u. 18 (Allerhöchste Orders).

Geheimes Archiv des Kriegsministeriums. VII. A. I. (betr. General v. Hake) und Kabinettsorderbuch für 1813.

Geheimes Staatsarchiv. Rep. 74. O. A. 26 u. 27; 74. O. B. 2. I.; 74. O. Ap. III; 74. O. Ap. 9. I—III; 92. B. X. 1 (Nachlaß König Friedrich Wilhelms III.); 92. L. (Hardenbergs Tagebücher); 92., 30 (Nachlaß Albrechts), III—V; 115, 1 u. 14 (Blüchers Hauptquartier); — in 1 auch Gedanken Scharnhorsts über die Operationen.

E. M. Arndt, Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein. Berlin 1858. — Aster, Schilderung der Kriegsereignisse in und vor Dresden vom 7. März bis 28. August 1813. Dresden u. Leipzig 1814. — Ders., Die Gefechte und Schlachten bei Leipzig. Dresden 1856. — Bailleu, Zur Geschichte des Jahres 1809. Historische Zeitschrift, 84. Bd. München u. Leipzig 1900. — Beitzke, Geschichte der Deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814. 4. Auflage. Bremen 1882. — Th. v. Bernhardi, Denkwürdigkeiten des russischen Generals der Infanterie Graf v. Toll. 2. Auflage. Leipzig 1865/66. — Bogdanowitsch, Geschichte des Krieges im Jahre 1813 für Deutschlands Unabhängigkeit. Aus dem Russischen. Petersburg 1863—1869. — v. Bremen, Die entscheidenden Tage von Leipzig. Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1889. — v. Clausewitz, Hinterlassene Werke, Bd. 7. Berlin 1835. — v. Colomb, Blücher in Briefen aus den Feldzügen 1813—1815. Stuttgart 1876. — Criste, Der Beitritt Österreichs zur Koalition im Jahre 1813. Mitteil. des k. u. k. Kriegsarchivs. Neue Folge VIII. Bd. Wien 1904. — Dechend, Die Befreiungskriege 1813 und 1814 in „Das Erwachen der Völker“ herausgegeben von v. Pflugk-Harttung. Berlin 1901. — Droysen, Vorlesungen über die Befreiungskriege. 2. Aufl. Gotha 1886. — P. F. Foucart, De Lützen à Bautzen et de

Bautzen à Plaswitz. Revue de la Cavallerie 1896—1901. Dasselbe ohne den Eingang als Buch: Foucart, Bautzen. Une bataille de deux jours. Paris 1897 und Bautzen, la poursuite jusque à. Paris, Nancy 1897—1901. — Friederich, Geschichte des Herbstfeldzuges 1813. Berlin 1903—1906. — Ders., Gneisenau. Berlin 1906. — Großer Generalstab, kriegsgeschichtliche Abteilung, Darstellung der Ereignisse bei der Schlesischen Armee im Jahre 1813. Beihefte zum Militär-Wochenblatt 1843—1845. — Ders., kriegsgeschichtliche Abteilung, Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 2, Aus dem kriegsgeschichtlichen Nachlaß S. K. H. des Prinzen August von Preußen; Heft 5, Das Tagebuch des Generals der Kavallerie Grafen v. Nostitz. Berlin 1885 1889. — Ders., kriegsgeschichtliche Abteilung I., Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik, III. Der Schlachterfolg. Berlin 1903. — Frhr. v. Helldorf, Aus dem Leben des Prinzen Eugen von Württemberg. Berlin 1861—1862. — Graf Henckel v. Donnersmarck, Erinnerungen aus meinem Leben. Zerbst 1846. — v. Hofmann, Zur Geschichte des Feldzuges 1813. Posen und Bromberg 1843. — v. Hofmann-Chappuis, Die nachgelassene Korrespondenz zwischen Herzog Eugen von Württemberg und dem Chef seines Stabes während der Kriegsjahre 1813 u. 1814. Cannstadt 1883. — v. Holleben, Geschichte des Frühjahrsfeldzuges 1813 und seine Vorgeschichte, I. Berlin 1904. — v. Janson, Scharnhorsts militärisches Testament und sein Verhältnis zu Knesebeck, Militär-Wochenblatt 11. Beiheft 1906. — Jomini, Réplique du colonel J. à Lord Londonderry sur les évenements de la campagne de Dresde en 1813. — v. dem Knesebeck, Eine diplomatische Trilogie aus dem Leben des Feldmarschalls. Berlin 1879. — Aus Knesebecks Nachlaß. Jahrbücher für die Deutsche Armee und Marine. Oktober bis Dezember 1882. — M. Lehmann, General v. Borstell und der Ausbruch des Krieges von 1813. Historische Zeitschrift, 37. Bd. München 1877. — Marquis von Londonderry, Geschichte des Krieges 1813 u. 1814, übersetzt von Ekendahl. Weimar 1836. — Baron de Löwenstern, Mémoires publiés par Weil, II. Paris 1903. — Michailowsky-Danilewsky, Denkwürdigkeiten aus dem Feldzuge vom Jahre 1813. Dorpat 1813. — (Frhr. v. Müffling), C. v. W., Zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 u. 1814. Berlin 1824. — Ders., Betrachtungen über die großen Operationen und Schlachten der Feldzüge 1813 u. 1814. Berlin 1825. — Frhr. v. Müffling, Aus meinem Leben. Berlin 1855. — Napoléon I., Correspondance XVI—XXVI. Paris 1869. — v. Natzmer, Aus dem Leben des Generals O. v. Natzmer. Berlin 1876. — Obser, Denkwürdigkeiten des Markgrafen Wilhelm von Baden, I. Heidelberg 1906. — Baron de Odeleben, Relation circonstanciée de la Campagne de 1813 en Saxe. Paris 1817. — v. Ollech, C. F. W. v. Reyher. Beihefte zum Militär-Wochenblatt 1861—1879. — Frhr. v. der Osten-Sacken u. v. Rhein, Militärisch-politische Geschichte des Befreiungskrieges im Jahre 1813, IIa u. b. Berlin 1904 u. 1906. Die im Bd. IIa kundgegebene Auffassung von preußischen Sezessionsbestrebungen steht im Widerspruch mit den zum Teil schon früher veröffentlichten Dokumenten. Aus diesem Grunde habe ich die Zeit zwischen Groß-Görschen und Bautzen eingehender behandelt (S. 154—158). — Ders., Napoleon bei Bautzen. Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1905. — v. Plotho, Der Krieg in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1813 u. 1814. Berlin 1817. — v. Prokesch, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Fürsten zu Schwarzenberg. Wien 1822 u. 1861. — Graf Radetzky, Nach den eigenen Diktaten, von einem österreichischen Veteranen. Stuttgart u. Augsburg 1858. — Ders., Erinnerungen aus dem Leben. Mitteilungen des k. u. k. Kriegsarchives. Wien 1887. —

Revue Napoléonienne, dirigée par A. Lumbroso. Frascati, Turin 1902—1906. — Roloff, Die Entstehung des Operationsplanes für den Herbstfeldzug von 1813. Militär-Wochenblatt 1892, Nr. 58—60. — Rühle v. Lilienstern, Ein biographisches Denkmal. Beiheft zum Militärwochenblatt. Oktober bis Dezember 1847. — Schiemann, Friedrich Wilhelm III. und Alexander I. Beilage zur Allg. Zeit. 1900. — Ders., Geschichte Rußlands unter Nicolaus I. Bd. I. Kaiser Alexander I. Berlin 1904. — Ders., Zur Würdigung der Konvention von Tauroggen. Historische Zeitschrift 1900. 84. Bd. München. — Schwartz, Leben des Generals v. Clausewitz. Berlin 1878. — M. Schultze, Zur Geschichte der Konvention von Tauroggen. Berlin 1898. — v. Thielen, Erinnerungen aus dem Kriegsleben eines 82jährigen Veteranen. Wien 1863. — Thimme, Zur Vorgeschichte der Konvention von Tauroggen. Forschungen zur Brandenburgisch-Preußischen Geschichte, XIII. Bd. 1900. Leipzig. — Ders., Nochmals die Konvention von Tauroggen. Ebenda XV. Bd. 1902. — Ders., König Friedrich Wilhelm III., sein Anteil an der Konvention von Tauroggen und an den Reformen von 1807—1812. Ebenda XVIII. Bd. 1905 (vgl. auch Literar. Zentralbl. für Deutschland 1905, S. 1579). — Ders., Die Mission Knesebecks nach Petersburg in neuem Lichte. Ebenda XVII. Bd. 1904. — Varnhagen v. Ense, Fürst Blüchers Lebensbeschreibung. Berlin 1826. — v. Voß, Yorck. Berlin 1906. — Sir Robert Wilson, Private Diary. London 1861. — Frhr. v. Wolzogen, Memoiren. Leipzig 1851. — Herzog Eugen von Württemberg, Memoiren. Frankfurt a. O. 1862.

Außerdem zur Schlacht von Kulm:

Kriegsarchiv des Großen Generalstabes, III, E. 4, 6, 7, 11 u. 24.

Geheimes Staatsarchiv. Rep. 74. O. Brief Gneisenaus vom 3. September 1813 an Hardenberg, betr. des Königs Verdienst um die Schlacht bei Kulm. Das wichtige Schreiben Hardenbergs, auf das dieser Brief eine Antwort ist, vermochte ich nicht aufzufinden. Da auch Albert Pick in „Aus der Zeit der Not 1806—1815" es nicht erwähnt, scheint es sich auch nicht im Sommerschenburger Archive zu befinden. Eine dorthin gerichtete Anfrage ist unbeantwortet geblieben.

K. und K. Österreich-Ungarisches Kriegsarchiv. Das einzige auf den König direkt bezügliche Aktenstück ist der Bericht Metternichs an Kaiser Franz aus Dux, den 29. August 1813. Ein Ersuchen Barclays von demselben Tage an Schwarzenberg um raschen Sukkurs ist vorhanden. Nach Mitteilungen des K. u. K. Kriegsarchivs erwähnen die Relationen Schwarzenbergs, Bianchis, Colloredos, Hessen-Homburgs und Sorbenburgs (Coburg) des Königs nicht.

Aster, Die Kriegsereignisse zwischen Peterswalde, Pirna, Königstein und Priesten und die Schlacht bei Kulm Dresden 1845. — Frhr. v. Helfert, Die Schlacht bei Kulm 1813. Wien 1863. — Frhr. v. Helldorf, Zur Geschichte der Schlacht bei Kulm. Berlin 1861—1862. — Ders., Darstellung der Begebenheiten, welche am 26. bis 30. August 1813 bei den abgesonderten Korps des rechten Flügels der verbündeten Hauptarmee der Schlacht von Kulm vorausgingen. Militär-Wochenblatt 1837. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresia-Orden und seine Mitglieder. Wien 1857. — v. Kleist, Von Dresden bis Nollendorf. Beiheft 3 zum Militär-Wochenblatt 1889. — Nekrolog des Generals der Infanterie v. Grolman. Beiheft für Oktober zum Militär-Wochenblatt 1843. — Österreichische Militär-Zeitschrift (Streffleur), Die Gefechte bei Kulm am 29. und 30. August 1813. Wien 1863. — Soldatenfreund, 39. Jahrgang. S. 129. Das Kulmer Kreuz.

Die Authentizität des in Thielens „Erinnerungen eines 82jährigen Veteranen“ angeführten Befehls Schwarzenbergs vom 29. August 1813 aus Altenberg an Barclay ist bereits früher bestritten worden. Er ist nach der Lage geradezu unmöglich.

Bemerkungen zur Anordnung der Verfolgung durch das Yorcksche Korps bei Leipzig den 18. Oktober 1813 abends.

Droysen erzählt in seinem Leben Yorcks, abweichend von Natzmer, daß der General v. Rauch den Verfolgungsbefehl vom Könige gebracht habe und zwar direkt an York. Wahrscheinlich ist das eine Verwechslung. Der König konnte die Lage bei der Schlesischen Armee gar nicht so übersehen, um direkt an Yorck zu verfügen, auch lag solches Übergehen einer Instanz nicht in seiner Art. Natzmer und Hudson Lowe berichten ganz übereinstimmend, daß der Befehl des Königs an Blücher erging, und ersterer bekundet, daß er selbst der Überbringer war. In dem vom Major v. Schack geführten Tagebuch (Kriegsarchiv III, S. 63) ist nur gesagt, daß Yorck den Befehl erhielt (im Text wörtlich nach dem Tagebuch angegeben), also, da nichts Besonderes gesagt, doch selbstredend von der zuständigen Stelle, d. h. von Blücher. In einem für das Journal „Nemesis“ (3. Bd., 4. Stück 14) bestimmten Aufsatze Müfflings (Kriegsarchiv, ebenda) heißt es: „Gegen Abend war von der großen Armee die Nachricht eingegangen, daß alles im Vorrücken sei, daß der Feind sich deshalb den Paß von Lindenau geöffnet, und es schien, er werde sich gegen Naumburg abziehen, weshalb es geraten sein würde, zu detachieren, so viel als möglich sei, um ihn vom Rhein abgeschnitten zu behalten. Der General en chef übersah aus dem Angriff auf Schönfeld so ziemlich das Resultat des Tages und fand sich stark genug, um das auf der Straße nach Halle stehende Korps v. Yorck entbehren zu können. Er gab daher dem General v. Yorck den Befehl, sogleich nach Merseburg abzumarschieren. ...“ Entsprechend ist im „Journal von den Operationen der Armee unter dem Befehl des General v. Blücher“ (Kriegsarchiv III, E. 60) verzeichnet: „Den Abend kam Nachricht von der Böhmischen Armee, alles sei im Vorrücken. Der Feind habe sich den Paß von Lindenau geöffnet und scheine sich gegen Naumburg abzuziehen. Darauf erhielt General Yorck Befehl, zur Verfolgung des Feindes nach Merseburg zu marschieren. ...“ Auch nach diesen offiziellen Angaben ist also der Befehl auf dem regulären Wege ergangen. Daß die Person des Königs nicht ausdrücklich erwähnt wird, ist nichts Ungewöhnliches; die Angaben von Natzmer und Hudson Lowe sind aber ganz bestimmt, und es ist zu beklagen, daß des Königs verständnisvolles Eingreifen so wenig bekannt geworden ist.

Zu 3. „1814.“

Außer den hier unter „Allgemeines“ und den in meiner „Geschichte des Feldzuges 1814 in Frankreich, Berlin 1903—1905“ angeführten Quellen (vgl. namentlich die Fußnoten, die Anhänge und das Quellenverzeichnis des II. Bds.): Berner, Kaiser Wilhelms des Großen Briefe, Reden und Schriften, I. Berlin 1906. — v. Bremen, Erinnerungen des Generals v. Fransecky an Kaiser Wilhelm I. Velhagen und Klasings Monatshefte 1900/01, II. — v. Janson, Noch nicht veröffentlichte Briefe Metternichs an Schwarzenberg aus dem Feldzuge 1814. 3. Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1906. — Ders., „Beiträge zum Verständnis der Schlacht von La Rothière am 1. Februar 1814“ und „Blüchers Rückberufung nach der zweiten Trennung von der Hauptarmee Ende Februar 1814 und seine angebliche »Kriegslist«“. Militär-Wochenblatt 1904 bzw. 1905.

Personenverzeichnis.

Die im „Anhang" genannten Schriftsteller sind hier nur aufgenommen, insoweit sie im Text erwähnt werden.

20*

K.

L.

M.



Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.